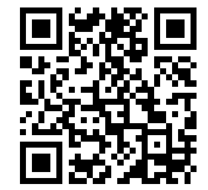
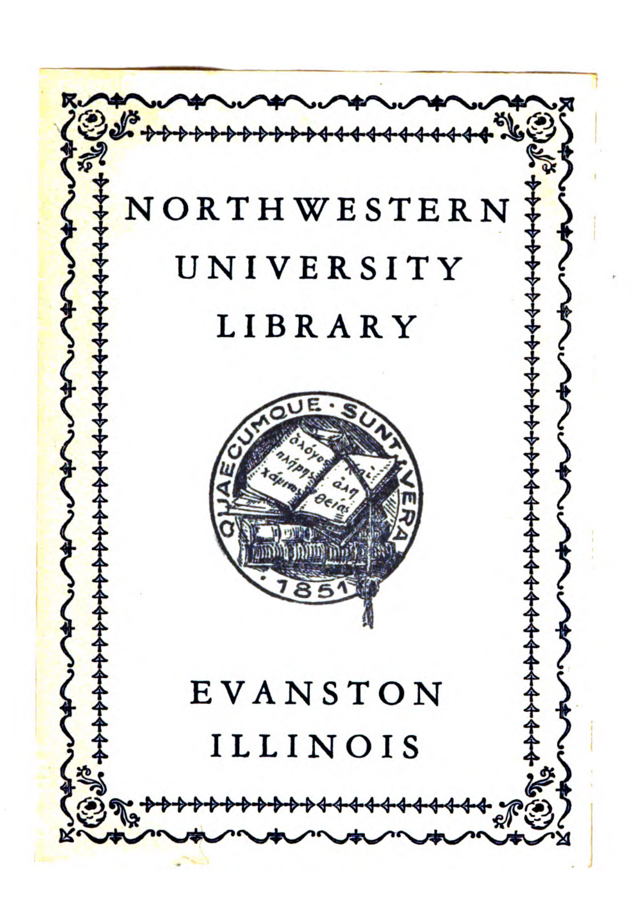
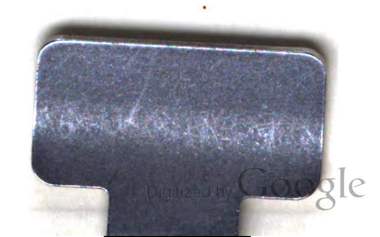


Die christliche Frühzeit Deutschlands

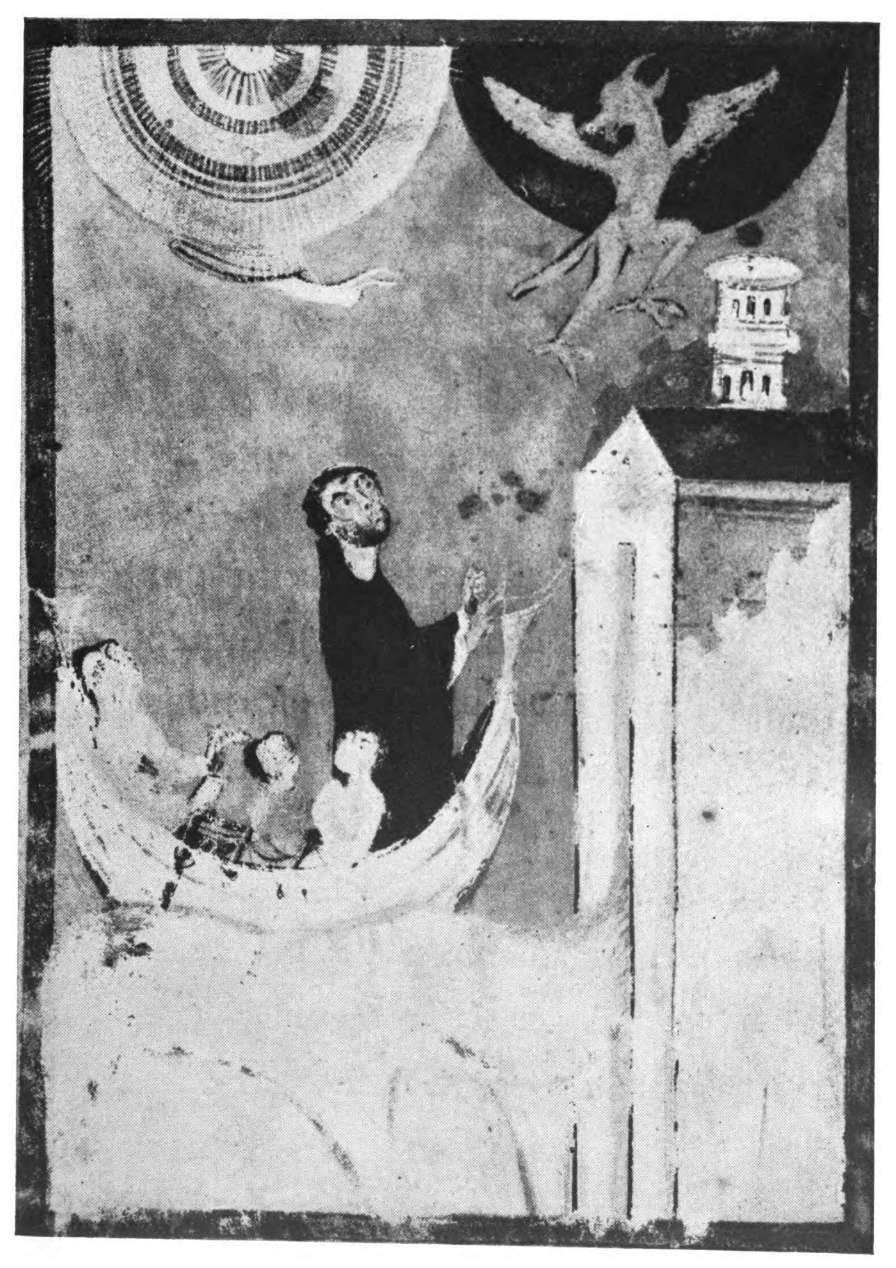



NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY
QUAECUMQUE · SUNT · VERA
· 1851 ·
EVANSTON
ILLINOIS



Frühgermanentum

Vierter Band



Der Teufel flieht bei Liudgers Ankunft von Fositesland
Miniatur aus der Vita Liudgeri. Preuß. Staatsbibliothek Berlin

Die christliche Frühzeit Deutschlands

in den Berichten über die Bekehrer

Zweite Gruppe

Die angelsächsische Mission



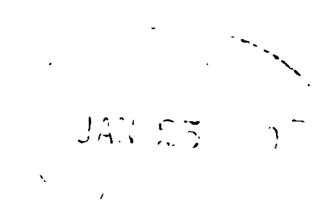
Herausgegeben von Heinrich Timerding

Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1929

Mit 8 Tafeln

Einbandzeichnung von Max Thalmann

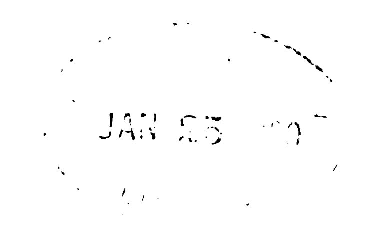
Das Bekehrungswerk bei den Angelsachsen



Mit 8 Tafeln

Einbandzeichnung von Max Thalmann

Das Bekehrungswerk bei den Angelsachsen



Durch die Missionstätigkeit der Iren war das religiöse Leben in Frankreich vertieft und verinnerlicht worden. Bußfertigkeit, Nächstenliebe und Mildtätigkeit waren als die Pflichten des aufrichtigen Christen zur Anerkennung gebracht worden. Die Anschauung, daß nicht in den Freuden dieser Welt, sondern in Selbstzucht, Pflichterfüllung und Frömmigkeit die wahren Werte zu suchen seien, hatte die Herrschaft erlangt. Von den zahlreichen Klöstern ging ein Strom christlichen Lebens durch das ganze Land. Die Reste des Heidentums im fränkischen Stammlande waren ausgetilgt worden. Auch in den rechtsrheinischen Gebieten hatte das Christentum an Macht gewonnen. Das Land der Alemannen und Bayern war von den Missionaren irischer Richtung durchzogen. Viel heidnische Reste blieben noch bestehen, auch in Hessen und Thüringen, gänzlich unbekehrt war noch das Land der Sachsen, und abseits standen auch die Friesen. Gerade hier setzte nun der Einfluß der angelsächsischen Mission ein. Die irischen Glaubensboten hatten zunächst das gesunkene Christentum in Gallien aufzurichten gesucht und sich dauernd im Bereich des fränkischen Einflußgebietes gehalten, von dem langobardischen Italien abgesehen. Der erste Gedanke der angelsächsischen Missionare dagegen war die Bekehrung der ihnen benachbarten Friesen, der zweite Gedanke die Bekehrung ihrer Stammesgenossen, der Sachsen auf dem Festlande. Die angelsächsische Mission war zu Anfang Heidenmission. Es war ein ungewolltes Schicksal, daß die angelsächsischen Bekehrer in ihrer Tätigkeit auf die innere Mission in Frankreich übergriffen und daß ihnen deren Vollendung vorbehalten blieb.

Irland war vom Heidentum in rascher Entwicklung zu einem strenggläubigen Christentum übergegangen zur selben Zeit, als in Britannien über das Christentum der früheren Bewohner sich das Heidentum der angelsächsischen Eindringlinge lagerte. Um das Land dem Christentum wiederzugewinnen, sandte Gregor der Große 595 Augustinus mit mehreren Mönchen nach Britannien. Diese landeten auf der Insel Thanet und setzten sich in Kent bei König Ethelbert fest, der eine christliche Frau hatte, die fränkische Königstochter Ildeberga. Der König ließ sich 601 taufen und führte das Christentum in seinem Lande ein. Augustinus erhielt seinen Bischofssitz in Canterbury. Als Helfer bei seinem Glaubenswerke schickte der Papst ihm später weitere Missionare nach, unter denen Mellitus, Justus, Paulinus und Rufianus besonders genannt werden. Im Jahre 604 wurde Mellitus von Augustinus zum Bischof von London geweiht. Damals wurde auch dort die Paulskirche gebaut. Zur gleichen Zeit wurde Justus Bischof von Rochester. Im Jahre 605 starb Augustinus. Ihm folgte Laurentius. Mit ihm begann der Kampf gegen die Iren und Briten um die Osterrechnung. Fast immer bildete die Frage des Osterfestes den hauptsächlichsten Streitpunkt zwischen der irischen und der angelsächsischen Kirche. Die von Rom aus aufgenommene Mission befolgte aber auch ganz andere Grundsätze als die von Irland und dem irischen Kloster St. Jona (Hi)

in Schottland ausgehenden Bekehrungsversuche. Die Iren wandten sich an das Volk und suchten die Seelen zu gewinnen. Die Sendlinge des Papstes hielten sich an den Herrscher und veranlaßten ihn, das christliche Bekenntnis seinen Untertanen zur Pflicht zu machen. Sie redeten und handelten nicht für sich, sondern im Namen und Auftrage ihres Herrn, des Papstes. Für diesen aber stand die kirchliche Organisation naturgemäß im Vordergrunde.

Seine Stellung als Oberhaupt der Kirche und die Gliederung des neu bekehrten Landes in Bistümer waren für ihn die entscheidenden Gesichtspunkte. Das erstrebte Ziel war freilich nur zu erreichen, wenn auch die Herzen der Bevölkerung dem neuen Glauben gewonnen wurden. In weitblickender Klugheit empfahl der Papst selbst statt des gewaltsamen Vorgehens die sanfte Überredung, statt der strengen Glaubensforderung den allmählichen Übergang zum Christentum. In einem Briefe, den er an Mellitus richtete, spricht er dies deutlich aus: „Sagt Augustin," schreibt er, „zu welcher Überzeugung ich nach langem Nachdenken über die Bekehrung der Angelsachsen gelangt bin. Man soll die heidnischen Tempel nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder daraus entfernen. Man soll die Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre in ihnen errichten und Reliquien hineintun. Man muß sie, soweit sie gut gebaut sind, von dem Götzendienst zur Verehrung des wahren Gottes überführen, damit das Volk seine Andachtsstätten erhalten sieht und nach Ablegung seines Irrglaubens sich willig in ihnen versammelt, da es an sie gewöhnt ist. Und weil die Angelsachsen bei ihren Götzenopfern Stiere schlachten, so muß man auch das zu einem christlichen Brauch umgestalten. Es sollen keine Teufelsopfer mehr sein, sondern sie sollen die Tiere zu Ehren Gottes schlachten und sie beim kirchlichen Festmahl in Dankbarkeit gegen den Spender aller guten Gaben selbst verzehren. Sie mögen am Tage der Kirchenweihe und selbst am Gedächtnistage der Schutzheiligen, deren Reliquien in den Kirchen ruhen, aus Baumzweigen Hütten um die früheren Tempel machen und darin feiern. Denn wenn ihnen auch äußere Freuden bleiben, werden sie um so leichter die innere Freudigkeit empfinden. Den ungeschulten Seelen alles Alte nehmen, ist nicht möglich. Jeder, der die höchste Höhe erreichen will, steigt Stufe für Stufe, nicht auf einmal empor."

Nach Ethelberts Tode im Jahre 616 geriet aber die ganze Mission ins Wanken. Der Sohn und Nachfolger des Königs, Edbald, verweigerte die Annahme des christlichen Glaubens, um den Widerständen zu entgehen, die ihm von dieser Seite gegen sein Privatleben bereitet wurden. Er soll ein zuchtloser Mensch gewesen sein und hatte die Frau seines Vaters zur Gattin genommen. Ebenso wendeten sich bei den Ostsachsen, als der König Saberćht gestorben war, seine Söhne von dem Christentum ab. Mellitus floh aus dem Lande zu Laurentius und Justus, und die drei beschlossen, die Insel zu verlassen. Aber da gelang es im letzten Augenblicke Laurentius, den König Edbald zu bekehren, und so wurde der völlige Zu-

sammenbruch der Mission verhütet. Ein neuer Anstoß zur Ausbreitung des Christentums ging von Northumberland aus. Der König Edwin heiratete 625 Ethelberts Tochter Ethelburg. Er wurde von Paulinus zum Christentum bekehrt, und Paulinus wurde der erste Bischof von York. Durch Edwins Einfluß gelang es, daß auch der ostanglische König Erpwald das Christentum annahm. Lincoln und Ostanglien erhielten ihre ersten Bischöfe. Paulinus erhielt zusammen mit Honorius, dem neuen Bischof von Canterbury, vom Papst das Pallium, Honorius und seinen Nachfolgern aber wurde der Primat für das ganze Land gegeben. Im Jahre 633 fiel Edwin bei Heathfield im Kampfe gegen den Britenkönig Caedwalla und den König der Merkier Penda. Nach ihm erlangte Oswald, der Sohn des von Edwin vertriebenen Ethelfrid, die Herrschaft, nachdem Caedwalla, der Mörder seines Bruders, besiegt und gefallen war. Oswald war Zögling des Klosters St. Jona. Als solcher begünstigte er die irische Mission. Er berief einen Mönch Aidan von St. Jona. Unter diesem entstand in Lindisfarne ein zweites St. Jona für Northumberland. Aufs neue erwies der Glaubenseifer und die eindringliche Beredsamkeit der Iren ihre Wirkung. Zu gleicher Zeit nahmen die Westsachsen unter dem König Kunigisil von Birinus, einem Sendling des Papstes Honorius, das Christentum an. Aus dem Kloster Lindisfarne ging Wilfrid hervor, der von Oswalds Nachfolger Oswiu 665 zum Bischof von York gemacht wurde. Er suchte den Gegensatz zwischen der irischen und römischen Mission zu beseitigen, indem er auf der Synode zu Whitby die römische Osterrechnung zur allgemeinen Anerkennung brachte. Er mußte aber 678 in dem Kampfe um die Führerstellung dem Sendlinge des Papstes, Theodor, weichen. Dieser, ein Kilikier aus Tarsus, war Erzbischof von Canterbury geworden und berief sich auf das seinem Sitze vom Papste verliehene Vorrecht. Er vollendete dann mit zielbewußter Tatkraft das Bekehrungswerk in England. Der von seinem Bischofssitz vertriebene Wilfrid bekehrte 681, bevor er wieder in sein Bistum eingesetzt wurde, die Südsachsen. Auch aus Frankreich kamen Missionare nach Britannien. Um 690 war das ganze Gebiet der Angelsachsen ein streng christliches Land. In weniger als einem Jahrhundert war allen Widerständen zum Trotz die Bekehrung vollständig durchgeführt.

Schon in dieser Zeit begann die angelsächsische Mission auf das Festland überzugreifen. Zuerst wurden bei den Friesen Bekehrungsversuche gemacht, und gerade Wilfrid war es, der hier den Reigen der Missionare eröffnete. Die Mission bei den Friesen griff aber auch bald auf die Sachsen über. Von diesen Bekehrerfahrten erzählen die nachfolgenden Geschichten, von denen die ersten aus Bedas Kirchengeschichte stammen. Zum Teil haben sie sagenhaften Charakter. Aber auch in dieser Form sind sie wertvolle Zeugnisse für die damaligen Zustände in den noch heidnischen Ländern. Mehr und mehr kommen wir dann in das Gebiet fester geschichtlicher Überlieferung hinein, wenngleich häufig wunderhafte Züge

eingemischt sind, wie es bei solchen zur Erbauung der Gläubigen bestimmten Erzählungen sehr wohl begreiflich ist. Durchweg sind die Verfasser der Berichte den Ereignissen, von denen sie handeln, zeitlich so nahe, daß sie teils auf eigenen Eindrücken, teils auf den Mitteilungen von Augenzeugen fußen konnten. Im Mittelpunkt steht die Tätigkeit des Bonifatius und seiner Schüler, und in der endgültigen Bekehrung der Sachsen finden die Geschichten ihren natürlichen Abschluß. Er fällt mit der Kaiserkrönung Karls des Großen fast genau zusammen.

Die Bekehrergeschichten

Zweite Gruppe
Die angelsächsische Mission

Die ersten Bekehrer unter den Friesen und Sachsen

Wilfrid

Der junge König Dagobert war von seinen Feinden nach Irland in ein Kloster gebracht und nach fünfzehnjähriger Verbannung wieder auf den Thron des Ostreiches gesetzt worden (676). Dabei hatte der Bischof Wilfrid von York mitgeholfen. Ebroin, der Hausmeier des Königs von Neustrien, Theoderichs des Dritten, war deshalb gegen Wilfrid aufgebracht und suchte sich, als er erfuhr, daß er über Frankreich nach Rom fahren wollte (678), bei seiner Landung an der fränkischen Küste seiner zu bemächtigen. Der Zufall wollte es, daß gleichzeitig ein anderer Bischof, Winfrid, der aus seinem Bischofssitze Litchfield vertrieben war, über das Meer fuhr und in Etaples landete. Dort wurde er von Ebroins Leuten ergriffen, eine Anzahl seiner Begleiter getötet und er selbst völlig ausgeplündert. Wilfrid aber war bei günstigem Westwind über das Meer nach Friesland gefahren und fand dort bei dem Könige Aldgisil freundliche Aufnahme. Er begann das Bekehrungswerk bei den heidnischen Friesen und verkündigte mit Erlaubnis des Königs den dreieinigen Gott, die Taufe zum Nachlaß der Sünden und das ewige Leben. Es kam ihm zustatten, daß das Jahr besonders gut, die Ernte und der Fischfang reichlicher war als sonst. Ebroin aber schickte zu Aldgisil, grüßte ihn mit friedfertigen Worten und versprach ihm einen Scheffel Gold, wenn er Wilfrid tot oder lebendig in seine Hände liefere. Der König ließ beim Mahl den Brief der ganzen Tischgesellschaft vorlesen, dann zerriß er ihn und warf ihn ins Feuer, indem er zu den Überbringern sprach: „Meldet eurem Könige, ich hätte gesagt, so wie dieser Brief möge Reich und Leben eines meineidigen und wortbrüchigen Herrschers zerstört und zu Asche werden." Im nächsten Jahre setzte Wilfrid seine Reise fort und fuhr den Rhein hinauf zu dem ihm freundlich gesinnten König Dagobert.

Egbert und Wigbert

Einige Zeit später (689) faßte der würdige und mit aller Ehrerbietung zu nennende Diener Christi, der Priester Egbert, der auf der Insel Irland ein Leben in der Fremde führte, um im Himmel seine Heimat zu suchen, den Vorsatz, sein Wirken weiter auszudehnen, näm-

lich das Amt des Apostels auf sich zu nehmen und das Wort Gottes einigen von den Völkern, die es noch nicht gehört hatten, zu verkündigen. Er wußte, daß deren im germanischen Lande eine ganze Anzahl von Stämmen wohnte, von denen die Angeln und Sachsen, die jetzt Britannien bewohnen, ihr Geschlecht und ihren Ursprung herleiten, weshalb sie bis heute von der Nachbarschaft mit dem britischen Volke in verderbter Form Germanen genannt werden. Es sind dies die Friesen, Rugier, Dänen, Hunnen, die Altsachsen, Brukterer und noch viele andere Völker in diesen Gegenden, die noch den heidnischen Gebräuchen anhängen. Zu diesen machte sich der Streiter Christi auf die Fahrt, indem er um Britannien herumfuhr, in der Hoffnung, daß er vielleicht welche von ihnen den Klauen Satans entreißen und Christi Gefolgschaft zuführen könnte, und wenn dies nicht möglich wäre, wollte er nach Rom gehen, um zu der Schwelle der heiligen Apostel und Märtyrer Christi zu pilgern und dort zu beten.

Aber daß etwas davon zur Ausführung kam, wurde durch Wahrzeichen und Wunderwirkungen vom Himmel her gehindert. Denn nachdem er sich eifrige und zum Predigeramt geschickte Gefährten ausgesucht hatte, die durch Wissen und Werke hervorragten, und alles, was zur Seefahrt nötig schien, vorgerüstet war, kam eines Morgens früh einer der Brüder zu ihm, der einst in Britannien der Schüler und der Diener des von Gott geliebten Priesters Boisil, des Propstes vom Kloster Melrose, gewesen war, und er erzählte ihm von einem Gesicht, das er in derselben Nacht gehabt hatte.

Als ich, sprach er, nachdem die morgendlichen Lobgesänge vollendet waren, meine Glieder auf das Lager streckte und ein leichter Schlummer über mich kam, erschien mein einstiger Lehrer und Pflegevater Boisil und fragte mich, ob ich ihn erkennen könne. Ich sagte: „Jawohl, du bist Boisil." Er aber sprach: „Deshalb bin ich gekommen, um Egbert den Bescheid unseres Erlösers zu bringen, den du ihm übermitteln mußt. Sage ihm also, daß er die Fahrt, die er vorhat, nicht vollbringen kann, denn Gottes Wille ist, daß er in das Kloster des heiligen Columba gehe, um dort zu lehren." Es war aber Columba der erste Lehrer des christlichen Glaubens bei den Pikten im Norden jenseits der Berge und der Gründer des Klosters, das auf der Insel Hii seit langer Zeit unter den Völkern der Pikten und Skoten berühmt ist. Dieser Columba wird von einigen mit einem zusammengesetzten Wort Columkille genannt.

Als aber Egbert die Worte des Gesichtes hörte, gebot er dem Bruder, der sie ihm berichtet hatte, niemandem etwas davon zu sagen, denn es könne eine Täuschung sein. Er selbst aber bedachte im stillen die Sache und fürchtete, daß sie wahr sei, er wollte aber doch von der Vorbereitung der Fahrt, die ihn zu den Heiden führen sollte, nicht ablassen.

Aber nach wenigen Tagen kam der genannte Bruder wiederum zu ihm und sagte, daß ihm in der Nacht nach der Mette Boisil nochmals erschienen sei und gesprochen habe: „Warum hast du so lau und nachlässig Egbert gesagt, was ich dir aufgetragen habe? Geh hin und sag ihm, daß er, ob er will oder nicht, nach dem Kloster Columbas ziehen muß, weil dessen Pflüge nicht ordentlich ziehen, er soll sie in das rechte Geleise bringen." Als Egbert das hörte, verbot er dem Bruder wiederum, jemandem etwas davon zu sagen. Er selbst aber, trotzdem er nun über das göttliche Geheiß im klaren war, versuchte nichtsdestoweniger, die geplante Fahrt anzutreten. Als sie aber schon alles auf das Schiff gebracht, was zu einer solchen Reise erforderlich ist, und einige Tage auf günstigen Wind gewartet hatten, brach in der Nacht ein so rasendes Unwetter aus, daß manches von dem, was auf dem Schiffe war, verlorenging und es selbst, auf der Seite liegend, inmitten der Wellen am Strande gefunden wurde. Es wurde aber alles gerettet, was Egbert und seinen Genossen gehörte. Da sprach er das prophetische Wort: „Um meinetwillen tobt dieser Sturm", und er gab die Reise auf und fügte sich darein, zu Hause zu bleiben.

Aber einer von seinen Gefährten mit Namen Wigbert, der sich durch Verachtung der Welt und Kenntnis der göttlichen Lehre ausgezeichnet hatte, er hatte nämlich viele Jahre in Irland als Fremdling ein einsiedlerisches Leben in größter Vollkommenheit geführt, bestieg ein Schiff und kam nach Friesland. Dort verbreitete er zwei Jahre lang ununterbrochen bei dem Volke und seinem Könige Radbod (Radhbed) das Wort des Heils, aber er erntete für so viel Mühe keine Früchte bei den widerspenstigen Hörern. Darauf kehrte er in seine Einsiedelei zurück (692) und begann wie vordem im stillen dem Herrn zu dienen, und weil er den fremden Völkern nicht zum Glauben hatte verhelfen können, suchte er um so mehr seinen Landsleuten durch das Vorbild vollkommener Tugend zu nützen.

Der schwarze und der weiße Ewald

Dem Beispiel dieser Männer folgend, kamen zwei Priester vom Volke der Angeln, die, um das ewige Vaterland zu gewinnen, fern von ihrer Heimat lange Zeit in Irland gelebt hatten, nach dem Lande der Altsachsen, um zu versuchen, ob sie durch ihre Predigt einige für Christum gewinnen könnten. Beide besaßen mit der gleichen Frömmigkeit auch denselben Namen, denn sie hießen beide Ewald, mit dem Unterschiede jedoch, daß nach der Farbe des Haares der eine der schwarze, der andere der weiße Ewald genannt wurde. Beide besaßen dieselbe Begeisterung für den Glauben, der schwarze Ewald aber war vertrauter mit den heiligen Schriften.

Als sie in das Sachsenland gelangten, kamen sie als Gäste zu einem Hofbesitzer und baten ihn, er möge sie zu dem Häuptling, unter dem er stand, bringen lassen, weil sie eine Sendung an ihn hätten und ihm Wichtiges melden müßten. Die Altsachsen haben nämlich keinen König, sondern eine Menge über das Volk gesetzter Häuptlinge, die, im Fall ein Krieg auszubrechen droht, das Los um die Führerschaft werfen, und wen von ihnen das Los trifft, dem folgen sie, solange der Krieg dauert, als ihrem Feldherrn und sind ihm untertan. Ist der Krieg zu Ende, dann haben wieder alle Häuptlinge die gleiche Gewalt. Der Hofbesitzer nahm die beiden also auf, und mit dem Versprechen, sie ihrem Wunsche gemäß zu dem Häuptling senden zu wollen, unter dem er stand, behielt er sie mehrere Tage bei sich.

Als aber die rohen Menschen wahrnahmen, daß die beiden Männer einen anderen Glauben hatten als sie selbst, da sie stets Psalmen sangen und Gebete sprachen und Gott dem Herrn täglich das heilige Meßopfer darbrachten, zu welchem Zweck sie die heiligen Gefäße und eine als Altar geweihte Platte mit sich führten, hielten sie sie für verdächtig und befürchteten, wenn sie zum Häuptling kämen und mit ihm redeten, möchten sie ihn seinen Göttern abwendig machen und zur Annahme des neuen Glaubens bewegen und so allmählich ihr ganzes Volk genötigt sein, die alte Religion gegen eine neue zu vertauschen. Darum fielen sie jählings über die beiden Sendboten her und töteten sie, den weißen Ewald rasch mit dem Schwerte, den schwarzen aber unter langen Marterqualen und grausiger Verstümmelung aller seiner Gliedmaßen, und warfen die Erschlagenen in den Rhein.

Als der Häuptling, den sie hatten aufsuchen wollen, dies erfuhr, geriet er in heftigen Zorn, daß man Fremde, die zu ihm kommen wollten, daran hinderte, und schickte hin und ließ alle Bewohner des Dorfes töten und das Dorf selbst niederbrennen. Der Tod der beiden Ewalde blieb aber auch nicht ohne himmlische Wunderzeichen. Als nämlich die Leiber der Erschlagenen von den Heiden in den Fluß geworfen wurden, geschah es, daß sie gegen die starke Strömung des Flusses beinahe vierzig Meilen weit bis in die Gegend, wo ihre Gefährten sich befanden, hinschwammen. Ferner leuchtete ein übergroßer, bis zum Himmel hinaufreichender Lichtstrahl die ganze Nacht hindurch über dem Orte, wohin ihre Leiber gelangt waren. Dies wurde sogar von den Heiden, die sie erschlagen hatten, gesehen. Ja, der eine der Märtyrer erschien in nächtlichem Traumgesicht einem ihrer Genossen namens Tilmon, einem Manne von vornehmer Geburt, der aber aus einem Krieger ein Mönch geworden war, und zeigte ihm an, daß er an jener Stelle ihre Leichname finden könne. Dieses Traumgesicht ging auch wirklich in Erfüllung. Die aufgefundenen Leichname wurden mit der den Märtyrern gebührenden Ehre beigesetzt und der Tag ihres Todes oder ihrer Auffindung wird in jener Gegend mit der schuldigen Verehrung gefeiert.

Als nun schließlich der ruhmreiche Frankenherzog Pippin Kunde von dem Geschehenen erhalten hatte, ließ er die Leichname holen und mit großer Pracht in einer Kirche der Stadt Köln am Rhein begraben. Auch soll an der Stelle, wo sie erschlagen worden waren, ein Quell hervorgesprudelt sein, der dort bis auf den heutigen Tag die reiche Fülle seines Wassers spendet.

Willibrord

Als der Mann Gottes Egbert sah, daß ihm selbst nicht gestattet war auszuziehen, um den Völkern zu predigen, da er durch andere Pflichten gegen die heilige Kirche zurückgehalten wurde, die ihm durch eine göttliche Offenbarung aufgegeben waren, und daß Wigbert, als er in jene Lande kam, nichts ausrichtete, versuchte er zum Bekehrungswerke andere heilige und tatkräftige Männer auszuschicken, unter denen der vortreffliche Willibrord durch seine priesterliche Stellung und sein Verdienst besonders hervorragte. Als er mit seinen Begleitern dorthin kam – sie waren zwölf an der Zahl – zogen sie zuerst zu dem



Frankenherzog Pippin, wurden freundlich von ihm aufgenommen, und weil er erst kürzlich das diesseitige Friesland, nachdem er den König Radbod von dort vertrieben, in Besitz genommen hatte, schickte er sie dorthin, um zu predigen. Er selbst half ihnen mit seiner Herrschergewalt, daß sie bei ihrer Predigt keine Belästigungen erfuhren, und versprach denen, welche den Glauben annehmen wollten, mannigfache Begünstigungen. So geschah es, daß sie mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit viele vom Götzendienste zum Glauben an Christus bekehrten.

In der ersten Zeit ihres Aufenthalts in Friesland beeilte sich Willibrord, als er erfuhr, daß ihm der Fürst volle Freiheit gab, dort zu predigen, nach Rom zu ziehen, wo damals Sergius auf dem apostolischen Stuhle saß, auf daß er mit seiner Vollmacht und seinem Segen das erneute Bekehrungswerk beginne, und zugleich Reliquien der heiligen Apostel und Märtyrer Christi von ihm erhalte, damit er, wenn er bei dem Volke, dem er predigen wollte, nach Zerstörung der Götzenbilder Kirchen baue, Heiligenreliquien bereit habe, die er dort hinbringe, und nach ihrer Niederlegung zu Ehren derer, von denen sie stammten, die einzelnen Orte weihen könne. Auch hoffe er vieles andere, was für ein so großes Werk vonnöten war, dort entweder zu erfahren oder zu erhalten. Als in allen diesen Dingen sein Wunsch erfüllt war, kehrte er zu seinem Predigeramte zurück.

Zu dieser Zeit wählten die Brüder, die in Friesland für die Verbreitung des Gotteswortes bestimmt waren, aus ihrer Zahl einen Mann von bescheidenem Wesen und sanftem Herzen, Suidbert, daß er ihnen als Bischof gegeben werde, sie sandten ihn nach Britannien, und auf ihren Wunsch weihte ihn der hochwürdige Bischof Wilfrid, der damals aus seiner Heimat vertrieben war und im Lande der Merkier in der Verbannung lebte. Zu dieser Zeit hatte nämlich Kent keinen Bischof, weil Theodor gestorben war, und sein Nachfolger Bertwald, der zu seiner Ordination über das Meer gefahren war, noch nicht zu seinem Bischofssitze zurückgekehrt war.

Als dieser Suidbert das Bistum erlangt und aus Britannien zurückgekehrt war, zog er kurze Zeit darauf weiter zu dem Volke der Brukterer und führte viele von ihnen durch seine Predigt auf den Weg der Wahrheit. Aber nicht lange danach wurde das Land der Brukterer von dem Volke der Altsachsen erobert und die das Wort Gottes angenommen hatten in alle Winde zerstreut. Der Bischof selbst zog mit einigen anderen

zu Pippin, der auf Zureden seiner Gattin Plektrudis ihm als Wohnstätte eine Insel im Rhein anwies, welche in ihrer Sprache „Am Strande" heißt (das heutige Kaiserswerth). Dort baute er ein Kloster, das bis heute seine Erben besitzen, führte eine Zeitlang ein höchst enthaltsames Leben und beschloß daselbst seine Tage.

Nachdem aber die Ankömmlinge in Friesland einige Jahre gelehrt hatten, schickte Pippin unter allgemeiner Zustimmung den verehrungswürdigen Mann Willibrord nach Rom, wo Sergius noch immer Papst war, und verlangte, daß er für das Friesenvolk als Erzbischof geweiht werde. Das wurde auch nach seinem Wunsche erfüllt im Jahre nach der Geburt des Herrn 696. Er wurde aber in der Kirche der heiligen Märtyrerin Cäcilia an ihrem Gedächtnistage geweiht und ihm von dem erwähnten Papste der Name Clemens gegeben, und bald, nämlich vierzehn Tage nachdem er in die Stadt gekommen war, wurde er zu seinem Bistum zurückgesandt.

Pippin aber gab ihm seinen Bischofssitz in der berühmten Burg, welche nach der alten Benennung jenes Volkes Wiltaburg, d. h. Stadt der Wilten, in lateinischer Sprache Trajektum (Utrecht) genannt wird. Hier baute der hochwürdige Bischof eine Kirche und predigte weit und breit das Wort des Glaubens, wendete viele von dem Irrglauben ab, errichtete mehrere Kirchen und auch einige Klöster in jenen Gegenden. Nicht lange danach setzte er selbst in diesen Ländern andere aus der Zahl der Brüder, die teils mit ihm, teils nach ihm dorthin gekommen waren, um zu predigen, als Bischöfe ein, von denen einige schon im Herrn entschlafen sind. Er selbst aber, Willibrord, mit dem Beinamen Clemens, lebt noch heute hochbetagt, seit fünfunddreißig Jahren als Bischof tätig, und erwartet sehnlich nach seinen vielfältigen Kämpfen im Dienste des Herrn den Lohn der ewigen Vergeltung.

Anscheinend von einem der Bischöfe, die Willibrord einsetzte, sind ursprünglich die folgenden Geschichten erzählt worden, die in einer sonst sehr unglaubwürdigen Lebensbeschreibung des Bischofs Wulframn von Sens aus dem Anfang des neunten Jahrhunderts uns überliefert sind.



Der Friesenherzog Radbod

Wie der Knabe Ovo errettet wurde

Als der hochwürdige Vater im Volke der Friesen predigte und lehrte, geschah es eines Tages, daß ein Knabe aus dem Stamme der Friesen als Opfer für die Götter gehenkt werden sollte. Der heilige Bischof aber bat den ungläubigen Herzog, er möge ihm das Leben des Knaben schenken und nicht einen nach dem Bilde Gottes geschaffenen Menschen als verabscheuungswürdiges Opfer den Geistern darbringen. Der Knabe hatte den Namen Ovo. Der Herzog aber antwortete in seiner Muttersprache, es sei durch ein unumstößliches Gesetz von seinen Vorfahren und dem ganzen Friesenvolke bestimmt, daß der, den das Los bezeichnete, an ihrem Feste den Göttern unverzüglich geopfert werden müsse. Als jedoch der heilige Bischof auf seiner Bitte bestand und der Herzog sich nicht abgeneigt zeigte, seinem gerechten Wunsche zu willfahren, vereitelten die grimmigen Heiden, von ihrem eitlen Wahne befangen, die Erfüllung seiner Bitte, indem sie sprachen: „Wenn ihn dein Christus der Todesqual entreißt, möge er auf immer sein und dein Knecht sein." Darauf erwiderte der heilige Bischof: „In dieser Sache geschehe nicht der Menschen, sondern Gottes Wille." Der Knabe wurde darauf an den Pfahl gehängt, und zwei Stunden lang sahen die Scharen der Christen und der Heiden dem kläglichen Schauspiele zu. Darauf kniete der Priester des Herrn nieder und betete nicht allein für das Leben und das Heil des Knaben, der in der Todesnot schwebte, sondern auch für das verblendete Volk, das in den Banden Satans verstrickt war, und sprach also: „Unsichtbarer, unsterblicher und ewiger Gott, erhöre du unser Flehen, und wie du einst Daniel aus der Löwengrube befreit hast, so entreiße diesen Knaben dem Schlunde des wilden Löwen, der herumgeht und sucht, wen er verschlinge, damit durch seine doppelte Errettung dieses ungläubige Volk die Schmach des Götzenglaubens abtue und zur Erkenntnis der Wahrheit gelange, und alle Geschlechter werden deinen Namen preisen in Ewigkeit." Als er so gebetet hatte, zerrissen die Bande, welche die Kehle des schon halbtoten Knaben umschnürten, und er fiel unverletzt zu Boden. Er erzählte später, es sei ihm gewesen, als ob eine schwere Betäubung auf ihm laste und der Gürtel des Bischofs um seine Brust geschlungen sei und ihn hoch halte. Der Bischof aber ergriff seine Hand und sprach: „Im Namen des Herrn Jesus Christus stehe auf und sei

gesund." Da erhob sich der Knabe sofort, war unversehrt und fühlte keinen Schmerz mehr von der an ihm verübten Marterung. Nach diesem Geschehnis wurde eine große Menge von den Friesen zum rechten Glauben bekehrt, und alle, die zum ewigen Leben auserkoren waren, empfingen die Taufe. Auch der Knabe Ovo wurde mit dem heilspendenden Naß des Taufbades besprengt. Er wurde von dem heiligen Bischof später nach seinem Kloster gebracht und in den göttlichen Wissenschaften unterwiesen. Er wurde dann Diakon und schließlich zum Priester geweiht.

Wie zwei andere Knaben vom Tode befreit wurden

Unter dem Volke der Friesen lebte eine Witwe, die zwei liebe Söhne hatte. Diese sollten, weil sie das Los getroffen hatte, den Geistern geopfert und im Meer ertränkt werden. Sie wurden also an eine Stelle gebracht, die wie eine Landzunge vom Meer umflossen war, damit, wenn die Flut kam und den Sand wieder bedeckte, sie elendiglich ertränken. Der eine von ihnen war sieben Jahre und der andere fünf Jahre alt. Als nun zur Flutzeit das Meer die Stelle überspülte, hob der ältere der beiden Knaben den jüngeren mit seinen Armen empor, weil das Wasser ihm schon bis an die Kehle ging. Bei dem abscheulichen Schauspiel war auch der ungläubige Herzog mit einer großen Volksmenge zugegen, aber kein Mitleid vermochte sein Herz zu erweichen. Der heilige Bischof bat, die Knaben ihm zu schenken, und sagte, daß es unrecht sei, Menschen, die nach Gottes Ebenbild geschaffen seien, den Geistern preiszugeben. Darauf sagte der Herzog: „Rette sie aus ihrer Todesnot, und sie sollen dir gehören." Der heilige Bischof erwiderte: „Ich halte dich an dein Versprechen." Er betete zu Gott, und die Flut erhob sich plötzlich wie ein hoher Berg und ließ die Stelle trocken, wo die dem Tode nahen unschuldigen Knaben standen. Da schritt der heilige Priester auf Gottes Gnade vertrauend wie der Apostel Petrus, als er über das Wasser zu dem Herrn ging, über die Wogen des Meeres vor dem Angesicht des heidnischen Volkes hinweg, bis er zu den Knaben kam. Er faßte den einen mit der Rechten, den anderen mit der Linken, und schritt mit ihnen wie über trockenen Boden durch das Wasser, das kaum die Sohlen der Füße netzte, nach dem Strande, entriß mit Gottes Hilfe die Knaben der Todesgefahr und gab sie der weinenden Mutter zurück. Er taufte sie dann und gab einem von ihnen seinen Namen. Dieser Name verbreitete sich von da an unter den Bewohnern des Friesenlandes.



Der Herzog Radbod selbst war schließlich geneigt, die Taufe zu empfangen. Er zögerte aber immer noch und verlangte von dem Bischof, er solle ihm unter seinem Eide sagen, wo die verstorbenen Könige und Häuptlinge des Friesenstammes weilten, in jenem himmlischen Reiche, das er selbst erlangen solle, wenn er glaube und getauft werde, oder in der höllischen Verdammnis, von welcher der Bischof spreche. Darauf erwiderte der Mann Gottes: „Täusche dich nicht, edler Fürst. Bei Gott ist die Schar seiner Erwählten. Aber deine Vorgänger, die Friesenfürsten, die, ohne das Sakrament der Taufe empfangen zu haben, gestorben sind, haben unbedingt das Urteil der Verdammnis empfangen. Nur wer glaubt und getauft wird, genießt mit Christus die unvergänglichen Freuden." Als dies der ungläubige Herzog hörte, der schon zum Taufbecken geschritten war, zog er den Fuß von dem gnadenbringenden Quell zurück und sagte, er könne nicht die Gemeinschaft mit allen missen, die vor ihm über die Friesen geherrscht hatten, und wolle nicht mit einer kleinen Zahl von Armen im Himmelreich sitzen. Deshalb könne er der neuen Lehre keinen Glauben schenken und wolle lieber bei dem bleiben, was er so lange mit dem ganzen Stamme der Friesen festgehalten habe. Der heilige Bischof aber sprach: „Wehe, ich sehe dich noch immer von dem Trug des Verführers umgarnt, der das Menschengeschlecht von jeher getäuscht hat. Wenn du nicht Buße tust und glaubst und im Namen der heiligen Dreifaltigkeit getauft wirst, dann wirst du nicht durch die Pforte des ewigen Reiches eingehen, sondern die Strafe der ewigen Verdammnis erleiden." Wie der heilige Bischof so sprach und lehrte, gewannen viele der Friesen den Glauben und wurden getauft, der König aber verharrte im Heidentum, nachdem er einmal vor dem heiligen Bade wieder umgekehrt war.

Der Bischof sandte darauf nach dem heiligen Erzbischof Willibrord, mit dem Beinamen Clemens, dem Lehrer des Friesenvolkes, und bat ihn herbeizukommen, damit der Herzog durch seine Ermahnungen für das Christentum gewonnen werde. Aber da, wie geschrieben steht, in einen bösartigen Sinn keine Weisheit einzieht und der Fürst in allem an dem christlichen Glauben zweifelte und mit seinen Worten nur die heiligen Bischöfe versuchen wollte, darum verdiente er nicht zu erlangen, was er zu erstreben vorgab. Als aber nach dem Geschehenen der heilige Willibrord die Abgesandten des Gottesmannes bei sich empfing, soll er geantwortet haben: „Wenn euer Herzog die Predigt unseres heiligen Bruders verschmäht

hat, wie sollte er dann meinen Worten glauben? Diese Nacht habe ich ihn im Traume gesehen, wie er mit einer glühenden Kette gefesselt war. Daraus ist sicher zu ersehen, daß er das Urteil der ewigen Verdammnis bereits empfangen hat." Als Willibrord sich dann doch auf die Fahrt machte, um zum Hofe des Herzogs zu ziehen, wurde ihm gemeldet, daß der Herzog bereits gestorben sei, ohne das Sakrament der Taufe empfangen zu haben. So gab er die begonnene Reise auf und kehrte zu seinem Wohnsitz zurück.

Warum der Herzog Radbod nicht den Glauben an Christus annahm

Es muß auch der Grund erzählt werden, warum, wie uns der ehrwürdige Priester Ovo berichtete, der Herzog Radbod nicht an Christus glauben und durch das Bad der Taufe die geistige Wiedergeburt erlangen wollte. Als er an der Krankheit daniederlag, an der er auch gestorben und in die ewige Finsternis der Hölle hinabgefahren ist, erschien ihm, während er schlief, der Teufel, der Betrüger des Menschengeschlechtes, der sich mit Erlaubnis des allmächtigen Gottes auch in den Engel des Lichtes verwandeln kann, das Haupt mit einem goldenen Diadem voll funkelnder Edelsteine bedeckt und den ganzen Körper in ein goldgewirktes Gewand gehüllt. Lange blickte der betroffene Fürst voll Staunen und Angst gespannt auf ihn und wußte nicht, welches die Art und Kraft des ihm erschienenen Boten sei. Aber der Geist der Finsternis sprach zu ihm: „Sag an, tapferster der Männer, wer hat dich so verführt, daß du von der Anbetung der Götter und dem Glauben deiner Väter abfallen willst. Tue es nicht, sondern verharre in der Verehrung der Götter, die du bis jetzt festgehalten hast, und du wirst eingehen in einen ewig dauernden goldenen Palast, den ich dir baldigst geben werde. Damit du meinen Worten Glauben schenkst, ruf morgen den Lehrer der Christen herbei und frage ihn, wo jene Stätte ewiger Klarheit sei, die er dir verspricht, wenn du den Christenglauben annimmst, um im Himmel darin zu wohnen. Wenn er sie dir nicht zeigen kann, sollen von jeder Partei Gesandte abgeschickt werden, und ich werde der Führer der Fahrt sein und ihnen eine Behausung von wunderbarer Schönheit und unermeßlichem Glanz zeigen, die ich dir binnen kurzem zu eigen geben werde." Als der Herzog erwachte, berichtete er dem Bischof alles der Reihe nach. Der Bischof seufzte über seine Verblendung und sprach: „Das alles ist ein Blendwerk des Teufels, der will, daß alle zugrunde gehen sollen und niemand gerettet

werde. Deshalb rette dich, edler Mann, glaube an Christus und eile zum Bad der Taufe, in dem der Ablaß aller Sünden ist, und glaube nicht den lügnerischen Worten des Teufels. Er ist nämlich der Verführer, der die ganze Welt verführt und der wegen seines Übermutes von der Höhe des Himmels herab auf die Erde hernieder gestürzt ward und aus einem gütigen Engel ein finsterer Dämon geworden ist. Durch seine Mißgunst ist der Tod in die Welt gekommen, denn er lehrte den Menschen zuerst die Begehrlichkeit und hat ihn in die Schuld des Ungehorsams verstrickt. Statt zu dem goldenen Palaste, den er dir zu geben verspricht, führt er dich in die Tiefe der Hölle und nach dem stinkenden See des Cocytus. Damit du dich den Höllenstrafen entreißest und die ewigen Freuden genießest, laß dich eilends in Christo taufen, in dem du die Vergebung aller Sünden und den Eingang ins Himmelreich findest."
Der ungläubige Fürst aber sagte nur, er werde alles tun, was der Bischof wolle, wenn ihm nicht von seinem Gotte der Palast gezeigt werde, den er ihm versprochen hatte. Und als der Priester Christi seinen unbeugsamen Sinn erkannte, schickte er seinen Diakon mit einem Friesen aus, damit von den Heiden nichts Falsches vorgetäuscht werde. Als die beiden sich nun ein Stück von der Stadt entfernt hatten, gesellte sich zu ihnen ein Reisebegleiter, der wie ein gewöhnlicher Mensch aussah und zu ihnen sprach: „Beeilt euch! Ich will euch den herrlichen Palast zeigen, der dem Fürsten Radbod von seinem Gotte bereitet ist." Sie folgten ihrem Führer und durchzogen lange Zeit unbekannte Gegenden, bis sie auf einen breiten Weg kamen, und sie sahen ihn mit schimmernden Marmorbildern verschiedener Art geziert. Von ferne erblickten sie ein goldenes Haus und gelangten zu einem Platze, der vor dem Hause lag und mit Gold und Edelsteinen gepflastert war. Sie traten darauf in das Haus, das von Gold glänzte und unsagbar schön war, und erblickten einen Thron von ausnehmender Größe. Der Führer auf ihrer Fahrt sprach zu ihnen: „Dies ist das Haus und dies der herrliche Sitz, der nach seinem Tode Radbod von seinem Gott verheißen ist." Der Diakon aber sagte erstaunt über das, was er sah: „Wenn das alles von dem allmächtigen Gotte geschaffen ist, soll es ewig bleiben. Rührt es aber vom Teufel her, soll es in Nichts vergehen." Und wie er nun, um sich zu schirmen, das Kreuz über sich schlug, verschwand ihr Reisebegleiter, der vorher ein Mensch schien, und verwandelte sich in den Teufel, und das goldene Haus verwandelte sich in einen Dreckpfuhl, und sie beide, der

Diakon und der Friese, blieben allein übrig an einem sumpfigen Ort, der voll von hohem Röhricht war. Drei Tage brauchten sie, um mit großer Beschwerde zur Stadt zurückzufinden. Als sie dort anlangten, war der Herzog Radbod schon ungetauft gestorben, und sie erzählten, welche Täuschung sie von dem Teufel erfahren hatten. Der Friese glaubte von da ab an Christus und wurde getauft, er hieß Ingomar oder Chuning, und folgte dem Bischof nach seinem Kloster. Das staunenswerte und unerhörte Wunder verbreitete sich auch bei dem Volke der Friesen, und hiernach wurden viele zum Christentum bekehrt.

Willibrord

Die kurzen, aber zuverlässigen Nachrichten, die Beda von Willibrords Wirksamkeit gibt, sind von Alkuin, solange er noch in England war, also vor 782, zu einem Lebensbild des Bekehrers ausgestaltet worden, unter Hinzunahme einer uns unbekannten Quelle, die aber von dem Heiligen anscheinend nur Wundergeschichten ohne bestimmte chronologische Ordnung enthielt. Alkuins Darstellung ist daher wohl in der Form sehr kunstvoll, wie er ja einer der Hauptvertreter der sogenannten karolingischen Renaissance war, aber arm an wirklichen Tatsachen, so daß es schwer ist, sich aus ihr ein Bild von Willibrords Tätigkeit im einzelnen zu machen. Die Lücken müssen, so gut es geht, aus den erhaltenen Zeugnissen ergänzt werden.

Über die Zeit von Willibrords Geburt erhalten wir Kunde durch eine Angabe, die aller Wahrscheinlichkeit von ihm selbst herrührt. Danach ist er im Jahre 658 in Northumberland geboren. Er wurde im Kloster Ripon erzogen, das nach der Vertreibung der irischen Mönche Wilfrid unterstellt wurde. Wilfrid gehörte der Richtung an, welche den Iren nicht unfreundlich gesinnt war. Wie stark noch die innerliche Verbundenheit mit den Iren war, geht daraus hervor, daß Willibrord selbst zur Vollendung seiner Ausbildung nach Irland ging, wo er sich mit seinen Landsleuten Egbert und Wigbert verband. Er lebte dort in dem Kloster Milfont (Rathmelsigi) zehn Jahre lang als einfacher Mönch, bis er im Alter von dreißig Jahren die Priesterweihe erhielt. Im dreiunddreißigsten Lebensjahre, vermutlich noch 690, kam er nach dem Festlande. Aus Bedas Angaben ist zu schließen, daß im Jahre vorher Pippin einen Feldzug gegen die Friesen unternommen und das Land bis zum Rhein der fränkischen Herrschaft gewonnen hatte. Willibrord fuhr die Rheinmündung hinauf und versuchte, entweder aus Unkenntnis der Verhältnisse oder mit bewußter Absicht, sein Bekehrungswerk auf der noch nicht zum fränkischen Reiche gehörenden rechten Seite des Flusses auszuüben. Es ist zu begreifen, daß ein Erfolg nach der Lage der Dinge nicht zu erzielen war. Willibrord mußte vorläufig seine Pläne aufgeben und wandte sich nun notgedrungen an Pippin. Pippin besaß die Klugheit, ihn freundlich zu empfangen, äußerte aber sofort, daß er es für zweckmäßig halte, wenn Willibrord zunächst, ehe er sich in das unter Radbods Herrschaft stehende Land begebe, die Grenzgebiete des fränkischen Reiches völlig für den christlichen Glauben gewinne. Als Operationsbasis wurde ihm der Unterlauf der Schelde angewiesen, wo bereits Amandus und Eligius gewirkt hatten. Willibrord folgte nach Bedas Darstellung dem Wunsche des Herrschers. Was ihn nun veranlaßte, die Reise nach Rom zu unternehmen, die möglicherweise gar nicht im Sinne Pippins lag, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Das Wahrscheinlichste ist aber doch, daß die Gründe, die Beda angibt, tatsächlich die ausschlaggebenden waren und daß Willibrord in voller Harmlosigkeit handelte, ohne irgendwie den Gedanken zu hegen, den Einfluß des Papstes gegen den weltlichen Herrscher auszuspielen.

Während Willibrords Abwesenheit wählten, wie Beda erzählt, die Brüder, die jeglicher Leitung entbehrten, Suidbert zu ihrem Führer. Als dieser aber in

England zum Bischof geweiht war und nach Flandern zurückkehrte, war Willibrord bereits wieder im Lande und hatte die Leitung des Bekehrungswerkes aufs neue übernommen. Für Suidbert war nun kein rechter Platz mehr in diesem Gebiete, und deshalb ging er in das Land der Brukterer, das heutige bergische Land. Alles hat sich sicher so abgespielt, wie es Beda berichtet. Suidbert starb im Jahre 713 auf Kaiserswerth. Willibrord nahm wie seine Vorgänger Antwerpen als Stützpunkt seiner Missionsarbeit. Dort gab ihm der fränkische Gouverneur Rauching nach einer Urkunde vom Jahre 693 die von Amandus erbaute Kirche Petri und Pauli mit den dazugehörigen Liegenschaften zu eigen und wies ihm den dritten Teil von dem der Krone aus der Stadt zufließenden Zolleinnahmen zu. Willibrord war aber immer noch nicht zum Bischof geweiht. Als er zum ersten Male in Rom war, konnte weder sein Alter noch seine Stellung den Papst veranlassen, ihm ohne weiteres die höchste Kirchenwürde zu erteilen. Es erschien aber zweckmäßig, daß er nicht bloß selbst Bischof wurde, sondern auch die Möglichkeit hatte, Unterbischöfe einzusetzen. Deshalb schickte ihn nun Pippin selbst zum zweiten Male nach Rom. Es ist daraus zu sehen, daß er die Einmischung des Papstes durchaus nicht fürchtete, sondern die Autorisation durch den Stuhl Petri nur für wünschenswert hielt. Die Jahreszahl, die Beda angibt, scheint nicht zu stimmen, man nimmt an, daß die Bischofsweihe bereits im Jahre vorher, also 695, stattgefunden hat. Der Tag der heiligen Cäcilie ist der 22. November. An diesem Tage ist Willibrord wahrscheinlich vom Papste ordiniert worden. Am folgenden Tage, also am 23. November, fand die feierliche Weihe statt, vermutlich in der Peterskirche. Die Ordination mag möglicherweise wirklich in der Cäcilienkirche vorgenommen sein. Der 23. November ist der Tag des heiligen Clemens, und darin liegt wohl der Grund, warum der Papst Willibrord gerade diesen Namen gab.

Auf der Rückfahrt von Rom ging Willibrord zunächst wieder zu Pippin. Seine Rückreise nach Flandern verzögerte sich noch längere Zeit. Es mag dabei eine Rolle gespielt haben, daß neue Kämpfe zwischen Franken und Friesen ausgebrochen waren. Spätestens im Jahre 697 fand die Schlacht bei Duerstede statt, in der Radbod besiegt und gezwungen wurde, sich weiter zurückzuziehen. Vorher ist Willibrord kaum wieder nach den Niederlanden gelangt. Er kam nun, als er von Rom zurückkehrte, in Verbindung mit Irmina, der Tochter des Königs Dagobert des Zweiten und der Nanthildis. Diese war mit einem Grafen Hermann verlobt gewesen. Ihr Bräutigam starb aber kurz vor der Hochzeit. Deshalb nahm sie den Schleier und gründete ein Frauenkloster (Oeren) in der Nähe von Trier. Sie hatte auch auf einer ihrer ausgedehnten Besitzungen im Luxemburgischen eine kleine Klosterzelle in Echternach an der Sauer errichtet. Zu ihrem Ausbau brauchte sie aber die Hilfe eines im Klosterwesen erfahrenen höheren Geistlichen. Sie wandte sich deshalb an Willibrord, und Pippin gab diesem die Leitung und die Abtwürde für das neue Kloster. Im Jahre 696 schenkte Graf Gerbert und seine Schwester Bilitrud dem neuen Kloster ihre Güter. Dies scheint nach dem durch Irmina gemachten Anfängen die erste Grundlage für die Entwicklung des Klosters gewesen zu sein. Im Jahre 697 überwies dann Irmina selbst Willibrord die Ortschaften Badelingen, Matzen und Osweiler. Die Schenkungen an das Kloster

vermehrten sich in der Folgezeit noch bedeutend. 699 erhielt es Bergheim an der Erft, 704 Steinheim, ferner einen Weinberg „An dem Kreuz" bei Trier. Als Abt des Klosters wurde Willibrord der Grundherr eines ausgedehnten Besitzes, und als Erbe dieses Besitzes galt naturgemäß später das Kloster, dem er vorgestanden hatte und das deshalb eines der reichsten Klöster im ganzen Umkreis wurde. Das Privileg des Klosters ist von Pippin und seiner Gattin Plektrudis in der üblichen Form am 13. Mai 706 ausgefertigt.

Es litt aber Willibrord nicht in den gesegneten Gegenden, in denen ihm die Erfolge zuströmten und die Gunst des obersten Herrschers und aller Mächtigen lächelte. Seine Mission rief ihn nach Friesland zurück. Den verlorenen Schafen gilt die erste Sorge des Hirten. Willibrord war deshalb bestrebt, seiner ursprünglichen Absicht nicht untreu zu werden und gerade das Gebiet, das noch unter der Herrschaft Radbods stand, als Stätte seiner Wirksamkeit zu wählen. Nach Radbods Niederlage entwickelten sich allmählich freundschaftlichere Verhältnisse zwischen den Franken und Friesen. Pippins Sohn Grimoald heiratete sogar Radbods Tochter Theudesinde. Auf die friedliche Entwicklung vertrauend, wagte es Willibrord, den geraden Weg zu gehen und sich unmittelbar zu Radbod zu begeben. Radbod nahm den Erzbischof ehrenvoll auf, wie es seiner Stellung entsprach. Aber hinter der äußeren Höflichkeit lag ein unbesiegbarer Widerstand. Der Fehlschlag seiner Hoffnungen trieb Willibrord zu der unklugen Seefahrt nach Dänemark, durch die er Radbods Machtbereich entgehen und von außen her das Christentum an das Gebiet der Friesen und Sachsen herantragen wollte. Aber er fand dort, wie es nicht anders zu erwarten war, einen noch viel härteren Sinn. Der Name des Dänenkönigs, der hierbei genannt wird, Ongentio, war ein in den nördlichen Gegenden weitverbreiteter Name. Er kommt auch im Beowulf vor. Die nordische Form ist Angantyr oder vielleicht richtiger Anganthyr. Die Bedeutung des Wortes ist dunkel. Ist Ongentio die richtige Schreibweise, so heißt es etwa Anhänger Tius.

Als Willibrord unverrichteter Dinge aus Dänemark zurückfuhr, beging er die noch größere Unklugheit, daß er sich auf Helgoland, wo er Station machte, an dem Stammesheiligtume vergriff. Daß dies einem seiner Begleiter und beinahe ihm selbst das Leben kostete, ist wohl zu begreifen. Der Name des Gottes, Foseti, nach dem die Insel genannt und auch später als „heiliges Land" bezeichnet wurde, scheint verderbt zu sein aus Forseti. So findet sich der Gottesname in der Edda (Grimnismöl 15). In der Snorra Edda (Gylfaginning, Gylfs Verblendung, 32) wird von ihm gesagt: „Forseti heißt ein Sohn des Baldr und der Nanna. Er besitzt im Himmel den Saal, der Glitnir, der Glitzernde, heißt, und alle, die mit schwierigen Händeln zu ihm kommen, gehen versöhnt von dannen. Dort ist die beste Gerichtsstätte, von der Götter und Menschen wissen: Glitnir nenn ich, auf Goldsäulen ruht der Saal, und das Dach ist mit Silber gedeckt. Forseti weilt in der Feste die meiste Zeit, wo er gütlich die Fehden begleicht". Er ist demnach der Gott der Rechtsprechung und ursprünglich wohl eine Hypostase des Tiu oder Tyr. Der Name bedeutet „Vorsitzer", d. h. Gerichtsherr.

Willibrord beschränkte nun nach der verunglückten Expedition über die Nord-



Bischof Willibrord

Miniatur aus Cod. Goth. Membr. I. 70. Vita Willibrordi aus Echternach. Herzogl. Bibliothek Gotha

see seine Tätigkeit klugerweise auf das ihm nächstliegende Gebiet. Die Verbindung mit seiner Heimat hielt er dauernd aufrecht. Im Jahre 703 kam Wilfrid auf seiner zweiten Romreise, wie Beda berichtet, zu Willibrord. In seiner Begleitung befand sich auch der Priester Akka, Bedas Freund. Akka soll Beda oft erzählt haben, wie Willibrord die Wunder pries, die an den Reliquien des heiligen Oswald in der Gegend, wo er weilte, geschehen seien. Willibrord hatte offenbar bei seinem großen Bedürfnis nach Heiligenreliquien sich auch nach England gewandt, worauf ihm Gebeine des im Jahre 642 im Kampf gegen die Merkier gefallenen Bekennerkönigs übersandt wurden. Nie brachen die englischen Bekehrer die Brücken zwischen sich und der Heimat ab. Immer blieben sie dort verwurzelt, wenn sie ihr Gelübde auch hieß nur die unvergängliche Heimat im Himmel suchen.

Besondere Gunst wandte Willibrord der Thüringerherzog Hetan zu, der in Würzburg Hof hielt. Er erwies sich allezeit als ein treuer Förderer der Wirksamkeit des Bekehrers. Im Jahre 704 schenkte er ihm Ländereien bei Arnstadt, Mühlberg und München(Weimar). Der Sinn der Stiftung war offenbar der, die Mission Willibrords nach Thüringen zu ziehen und das kirchliche Wesen in dem Lande so zu festigen. Die Absicht scheiterte daran, daß Hetan 717 starb und darauf Karl Martell das Land an sich riß und Priester nach seinem Sinne einsetzte. Noch kurz vor seinem Tode hatte Hetan Willibrord Ländereien und Waldungen bei Hammelburg an der fränkischen Saale geschenkt, samt den dazugehörigen Leuten, damit an der Stelle ein Kloster gebaut werde.

Im Jahre 714 erhielt Willibrord von Pippin und Plektrudis das Kloster Susteren (Rimsuestra, so genannt, weil es am Rande des Flusses Suster oder Suestra lag) im holländischen Limburg zu eigen überwiesen. Plektrudis hatte den Grund und Boden zum Kloster von einem gewissen Alberich oder Haderich gekauft. Des Klosters geschieht zum ersten Male Erwähnung im Jahre 711, wo ein gewisser Ansbald, der als Mönch in das Kloster eingetreten war, ihm sein väterliches Erbgut übertrug „mit allen Gebäuden, Gärten, Feldern und Weiden, Brunnen und Bächen, einem Stauweiher, Äckern, zehn Hörigen, Baumgärten, Backöfen, Ein- und Ausgängen".

Im Jahre 714 erkrankte Pippin. Als sein Sohn Grimoald, den er in Neustrien als Statthalter eingesetzt hatte, ihn besuchen wollte, wurde er zu Lüttich in der Kirche des heiligen Lambert von dem Heiden Rantgar ermordet. Im Dezember starb Pippin. Es folgte nun der Streit, den Pippins Sohn von der Chalpaida, Karl Martell, mit Pippins Witwe Plektrudis und dem Hausmeier Raganfred um die Herrschaft führte. Im Jahre 716 drang Raganfred über die Ardennen und Radbod mit einer Flotte rheinaufwärts bis Köln gegen Karl vor. Das ganze Werk Willibrords geriet zu dieser Zeit ins Wanken. Die Kirchen wurden zerstört, die Geistlichen vertrieben oder getötet. Willibrord selbst zog sich nach Echternach zurück. Aber die Gunst der Großen blieb ihm treu. Herzog Arnulf, Sohn des Drogo, gab ihm Bollendorf zu eigen. Im Jahre 718 wurde diese Stiftung durch Karl selbst ergänzt, dessen Sohn Pippin Willibrord aus der Taufe gehoben hatte. Im Jahre 717 hatte inzwischen schon Karl Martell den Hausmeier Raganfred bei Vincey besiegt. Nun hatte er freie Hand und kehrte sich gegen die Feinde im

Norden. Er erfocht gegen die mit Radbod verbündeten Sachsen einen blutigen Sieg zu Lande und rückte bis zur Weser vor. Gleichzeitig wurde Bobo, „Herzog des aufrührerischen Volkes", mit seinem ganzen Heere in einem Seetreffen geschlagen. Die christliche Herrschaft über das heidnische Land wurde, wie es heißt, nach Zerstörung der Tempel und Götzenbilder aufs neue gefestigt. Radbods Widerstand war endgültig gebrochen. Er starb nach langer schmerzhafter Krankheit im Jahre 719.

Willibrord war nun die Möglichkeit gegeben, sein Missionswerk in den Gegenden jenseits des Rheins ungestört fortzusetzen. Sein Bischofssitz war Utrecht. Er baute dort eine Mutterkirche, die er dem heiligen Erlöser weihte und stellte ein von den Heiden gänzlich zerstörtes Bethaus wieder her, das anfänglich als Kapelle des heiligen Kreuzes bezeichnet wurde und das er nun dem Schutze des heiligen Martin anvertraute, vermutlich, weil es ihm gelungen war, Reliquien des Heiligen zu erwerben. Mit der großen Kirche verband er auch ein Kloster und eine Schule, deren Ruhm sich später weit verbreitete. Im Jahre 723 übergab Karl Willibrord alles Krongut in Utrecht und die benachbarte Burg Vechten (Fechtna), 726 Elst (in Gelderland), auch wohl noch andere Besitzungen, auf die später das Kloster Echternach unter Berufung auf die Stiftung Karl Martells Anspruch erhob, Adrichem (in Südholland), Egmond und Velzen (in Nordholland), endlich Heiloo (ebenfalls in Nordholland). In Bakel (Nordbrabant) wurde 721 eine Kirche, die den Aposteln Peter und Paul geweiht war, Willibrords Leitung unterstellt und zur gleichen Zeit auch drei Kirchen in Rindern (Kreis Cleve). Der letzte Abschnitt in Willibrords Leben scheint ohne bemerkenswerte Ereignisse verlaufen zu sein. Sein hohes Alter zwang ihn, allzu große Anstrengungen zu meiden und mehr durch seinen Rat als durch Taten auf die Mission einzuwirken. Zuletzt fuhr er noch einmal südwärts in sein Kloster zu Echternach. Dort ist er über achtzig Jahre alt 739 gestorben.

Von Willibrords Vater Wilgils

Auf der Insel Britannien in der Provinz Northumberland lebte ein Mann von sächsischem Geschlecht, mit Namen Wilgils, der mit seiner Gattin und seinem ganzen Hause ein frommes Leben in Christo führte. Er legte die weltliche Kleidung ab, erkor sich die klösterliche Abgeschiedenheit, und nicht lange Zeit darauf, da der Glaubenseifer immer mehr in ihm wuchs, erwählte er sich ein einsames Leben in dem Lande, das von dem Meere und dem Flusse Humber umspült wird. Dort diente er Gott lange in einer kleinen Kapelle, die dem Apostel Andreas geweiht war, mit Fasten und Beten, so daß er auch durch Wunderzeichen sich hervortat und sein Name berühmt wurde, und er hörte nicht auf, die bei ihm zusammenströmende Menge durch Gottes Wort zu erquicken. Er wurde

aber auch dem Könige und den Großen des Volkes so verehrungswürdig, daß sie ihm eine Reihe kleiner Landstücke in der Nähe jener Vorgebirge zum dauernden Besitze übertrugen, damit er darauf dem Herrn eine Kirche erbaue, in welcher der fromme Vater eine zwar kleine, aber würdige Schar von Gottesdienern vereinigte. Hier fand er auch als ein wackerer Gottesstreiter seine letzte Ruhestätte, und seine Nachkommen bewahren bis heute das Erbe seiner Heiligkeit.

Der ehrwürdige Wilgils hatte sich aber nach Gottes Willen einzig darum vermählt, daß zum Wohle der Menschheit ein dem Dienste Gottes geweihter Nachkomme aus der Ehe entspringe. Es geschah nun, daß seine Gattin, die Mutter des heiligen Willibrord, in einer stürmischen Nacht ein seltsames Traumgesicht hatte. Sie sah, wie gleichsam ein neuer Mond am Himmel erschien und wuchs, bis er vollgerundet war. Als sie ihn genauer betrachtete, glitt er plötzlich in ihren Mund, sie verschluckte ihn und wurde von einem inneren Glanze erfüllt. Wie sie danach aufwachte, erfaßte sie ein jäher Schrecken und sie erzählte einem frommen Priester ihren Traum, und als er sie fragte, ob sie in der Nacht, wo sie das Traumgesicht hatte, in der gewohnten Weise mit ihrem Manne zusammen gewesen sei, und sie ihm das auch zugab, antwortete er: „Der Mond, den du zunehmen sahest, ist der Sohn, den du in dieser Nacht empfangen hast, er wird durch das Licht der Wahrheit die Finsternis des Irrtums zerstreuen, und wohin er kommt, wird er, von dem Glanze des höchsten Lichtes bestrahlt, die volle Rundung seiner Vollkommenheit zeigen und durch den leuchtenden Ruf seiner Reinheit und Tugend viele zu seinem Anblick locken." Diese Deutung des Traumes hat sich auch wirklich als wahr erwiesen.

Wie die Eltern Willibrord zur Erziehung ins Kloster brachten und wie der fromme Jüngling zur Mehrung seiner Weisheit nach Irland ging

Nachdem die Zeit erfüllt war, gebar die Frau einen Sohn und gab ihm in der heiligen Taufe den Namen Willibrord. Schon in zartem Alter wurde das Kind von dem Vater zu den Brüdern des Klosters Ripon gebracht, damit es in den heiligen Wissenschaften unterwiesen werde und in der geistlichen Zucht erstarke. Bald zeigte sich an ihm die Gnade Gottes. Sein Geist bildete sich und sein Charakter festigte sich, so daß in unseren Zeiten ein neuer Samuel erstanden schien, von dem

es in der Schrift heißt: Der Knabe Samuel nahm zu und wuchs und war angenehm bei Gott und den Menschen (1. Sam. 2, 26). In dem genannten Kloster erhielt der Jüngling auch die Tonsur und legte das klösterliche Gelübde ab. Er wurde mit den übrigen Zöglingen des Klosters weitergebildet, und keinem war er an Willigkeit, Demut und Lerneifer unterlegen. Er lebte so in den heiligen Unterweisungen voll Enthaltsamkeit und Sittenreinheit bis in sein zwanzigstes Jahr. Da aber faßte ihn das Verlangen, sich noch tiefer in das klösterliche Leben zu versenken, und es erwachte in ihm der Trieb in die Ferne. Und weil er hörte, daß in Irland die Schulen blühten und ihn nach dem Umgang bestimmter heiliger Männer verlangte, von denen ihm das Gerücht gemeldet hatte, nämlich nach dem hochwürdigen Vater Egbert, der den Beinamen der Heilige hatte, und nach dem ehrwürdigen Priester Wigbert, die beide aus Liebe zu dem himmlischen Vaterlande Haus und Heimat verlassen hatten und nach Irland gezogen waren, machte sich der Jüngling mit dem Urlaub seines Abtes und der Brüder auf den Weg nach Irland und verband sich in enger Gemeinschaft mit den heiligen Vätern, von denen wir sprachen, um wie eine kluge Biene in ihrer Nähe aus den Blüten der Frömmigkeit Honig zu saugen und in seiner Brust die süßen Waben der Tugenden zu bauen. Zwölf Jahre verbrachte er unter den trefflichen Lehrern der göttlichen Weisheit und der heiligen Wissenschaft und bildete sich zum künftigen Prediger vieler Völker, bis er zum Manne gereift war und das Alter erreicht hatte, in dem Christus sein Wirken vollendete.

Wie Willibrord von Irland nach Germanien fuhr, um das Wort Gottes zu verkünden, und der Herzog Pippin ihn nach Rom sandte, damit er zum Bischof geweiht werde

Im dreiunddreißigsten Jahre seines Lebens (690) aber loderte die Flamme des Glaubens in ihm so hoch auf, daß es ihm nicht mehr genügte, nur für sich allein nach der Heiligkeit des Glaubens zu streben, ohne auch anderen durch die Verkündung der Wahrheit zu nützen. Er hörte nun, daß in den nördlichen Teilen des Festlandes eine reiche Ernte zu erhoffen sei, aber Mangel an Arbeitern herrsche. So erfüllte sich nach Gottes Fügung das Traumgesicht, das seine Mutter einst gehabt hatte, und seines Vorhabens sich bewußt, wenn er auch die göttliche Fügung nicht erkannte, gedachte er zu Schiff nach jenen Gegenden zu fahren und die helle Leuchte der evangelischen Lehre den seit langem im Un-

glauben hindämmernden Völkern, wenn es Gottes Wille sei, anzuzünden. Er nahm elf Brüder mit sich, die von demselben Glaubenseifer beseelt waren wie er selbst und von denen einige später bei ihrem Bekehrungswerk mit dem Märtyrertod gekrönt wurden, andere aber zur Bischofswürde emporstiegen und in Frieden heimgingen.

Mit diesen Genossen bestieg er ein Schiff und fuhr über das Meer nach Friesland, bis er nach glücklicher Fahrt an der Rheinmündung die Segel niederließ und mit den Seinen die ersehnte Küste betrat. Nachdem sie sich eine Weile ausgeruht hatten, gelangten sie bald zu der Burg Utrecht, die an dem Ufer des Flusses liegt. Dort hatte auch in späterer Zeit, als das Wort Gottes an Kraft gewonnen hatte, der heilige Willibrord seinen Bischofssitz. Aber weil das Volk der Friesen, in dessen Lande die Burg liegt, mit seinem Könige Radbod noch dem Heidentum anhing, schien es dem Manne Gottes gut, nach Frankreich zu dem Herzog Pippin, dem siegreichen, tatkräftigen und rechtschaffenen Fürsten, zu ziehen. Dieser nahm ihn mit Ehren auf. Da er aber sich und sein Volk nicht eines solchen Lehrers berauben wollte, suchte er nach geeigneten Örtlichkeiten in den Grenzen seines Reiches, wo er die Dornen des Götzenglaubens ausrotten und den reinen Samen des Gotteswortes in dem Neuland reicher ausstreuen konnte, damit das Wort des Propheten erfüllt werde: Pflüget euch ein Neues und säet nicht unter die Dornen (Jeremias 4, 3).

Als nun der Mann Gottes voll Eifer die Lande durchzog und das ersehnte Bekehrungswerk ausübte, und der Same des höheren Lebens unter dem befruchtenden Tau der göttlichen Gnade weit und breit in den Feldern vieler Herzen durch seine Predigt reich aufging, freute sich der Frankenherzog über sein heiliges Streben und die Ausbreitung des Gotteswortes und gedachte, um ihm ein noch kräftigeres Wirken zu ermöglichen, klugen Sinnes, ihn nach Rom zu senden, auf daß er von dem apostolischen Vater Sergius zur Würde der höchsten Priesterschaft erhoben werde und mit dem apostolischen Segen und Geheiß in seiner Zuversicht gestärkt zu seinem Werke zurückkehre, nach dem Wort des Apostels: Wie sollen sie predigen, wo sie nicht gesandt werden? (Röm. 10, 15). Als er dazu den heiligen Mann zu überreden versuchte, widerstrebte dieser zuerst und sagte, er sei der Ehre einer solchen Stellung nicht würdig. Er zählte die Vorschriften für die apostolische Weihe auf und bekannte, die Tugenden nicht zu besitzen, die der Apostel Paulus,

als er an seinen Sohn im Glauben Timotheus darüber schrieb, von einem Bischofe forderte. Der Herzog aber redete voll Frömmigkeit zu, wo der Mann Gottes voll Bescheidenheit sich sträubte. Endlich gab er doch, durch das allgemeine Verlangen besiegt und viel mehr noch durch Gottes Ratschluß gezwungen, seine Zustimmung, indem er vorzog, sich demütig dem Wunsche der Mehrheit zu fügen, statt seinen Willen hartnäckig aufrecht zu halten. So wurde er mit einem ehrenvollen Geleite und mit Geschenken, wie sie des apostolischen Vaters würdig waren, nach Rom entsandt.

Drei Tage, bevor er ankam, wurde der heilige Papst im Traum von der Stimme eines Engels ermahnt, den Kommenden mit den höchsten Ehren aufzunehmen und, da er zur Erleuchtung vieler Seelen von Gott auserwählt sei und nach Rom komme, um die höchste Priesterwürde von ihm zu empfangen, ihm keinen Wunsch zu versagen. Durch dieses Gesicht belehrt, nahm der apostolische Vater Willibrord mit großer Freude und hohen Ehren auf und, wie er in ihm den Glaubenseifer, die Frömmigkeit und Weisheitsfülle erkannte, weihte er ihn, als der Tag gekommen war, vor dem versammelten Volk und der herbeigerufenen Priesterschaft öffentlich in der Kirche des heiligen Petrus nach dem apostolischen Gebrauch mit großer Feierlichkeit zum Erzbischof (23. November 695), gab ihm dabei den Namen Clemens und legte ihm das Bischofsgewand als Zeichen seiner neuen Würde an. Was er an Heiligenreliquien oder an kirchlichen Dingen begehrte, bewilligte er ihm bereitwilligst, und er entließ ihn, durch seinen Segen gestärkt und reich beschenkt, mit nutzbringenden Ratschlägen aufs neue zu seinem Bekehrungswerk.

Wie Willibrord nach seiner Rückkehr in Friesland und Dänemark das Evangelium verkündete

Als Willibrord den apostolischen Segen erhalten hatte, kehrte er mit verdoppelter Zuversicht zu dem Frankenherzog Pippin zurück. Dieser nahm ihn mit den höchsten Ehrenbezeugungen auf und entsandte ihn mit seiner Vollmacht, um namentlich in den nördlichen Teilen seines Reichs, in denen wegen des Mangels an Lehrern und des harten Sinnes der Bewohner das Licht des Glaubens noch nicht recht leuchtete, das Evangelium zu verkünden. Der heilige Mann streute in diesen Gegenden die Keime des Lebens um so eifriger aus, je nötiger es ihm schien, die alte Unkenntnis auszurotten. Welche Früchte er mit Gottes Gnade in diesen Landesteilen geerntet hat, bezeugen uns bis zum heutigen Tage die

Gemeinden in den Städten, Dörfern und Burgen, die er zur Erkenntnis der Wahrheit und zur Anbetung des einen allmächtigen Gottes durch seine fromme Ermahnung geführt hat, das bezeugen auch die Kirchen, die er an den einzelnen Orten gebaut hat, und die Gemeinschaften der Gottesknechte, die er an mehreren Stellen vereinigt hat.

Der heilige Mann versuchte dabei, über die Grenzen des Frankenreiches hinaus den Strom der göttlichen Lehre zu leiten. Er scheute sich nicht, in dieser Zeit zu dem Friesenkönig Radbod, der noch mit seinem Volke dem Heidentum anhing, zu ziehen, und, wohin er kam, tat er das Wort Gottes mit aller Zuversicht kund. Der König nahm den Mann Gottes, um ihm sein Entgegenkommen zu zeigen, freundlich auf, aber er konnte sein steinernes Herz nicht mit dem warmen Hauch des Lebens durchdringen. Und da er erkannte, daß er bei ihm keine Früchte zu ernten vermochte, wandte er sich zu den wilden Völkern der Dänen, um sie zu bekehren. Dort herrschte, wie berichtet wird, Ongentio, ein Mensch, grausamer als jedes wilde Tier und härter als jeder Stein. Aber auf Gottes Geheiß nahm er doch den Verkünder der Wahrheit mit Ehren auf. Da Willibrord in ihm einen Mann fand, der in seinem Sinn verhärtet, dem Götzendienst ergeben und von keiner Hoffnung auf ein besseres Leben erfüllt war, nahm er dreißig Knaben aus dem Lande mit sich und eilte, zu den von Gott erwählten Völkern im Frankenreich zurückzukehren. Noch auf der Reise reinigte er die Knaben durch das Bad der Taufe, nachdem er ihnen die Glaubensfragen gestellt hatte. Er wollte sie damit schützen vor den Gefahren des langen Weges und den Nachstellungen der trotzigen Heiden; er wollte auch den Versuchungen des Erzfeindes zuvorkommen und durch das heilige Sakrament die neugewonnenen Seelen stärken.

Auf dieser Reise gelangte er an der Grenze der Friesen und Dänen zu einer Insel, welche nach einem heidnischen Gotte Fosite von den Bewohnern Fositesland (Helgoland, Hilligeland, heiliges Land) genannt wird, weil auf ihr Heiligtümer dieses Gottes errichtet sind. Diese Insel wurde von den Heiden in solcher Verehrung gehalten, daß auf ihr keiner von ihnen eines der dort weidenden Tiere oder der anderen dort befindlichen Dinge zu berühren wagte, und auch aus der Quelle, die dort entspringt, nur schweigend Wasser geschöpft werden durfte. Als dorthin der heilige Mann durch einen Sturm verschlagen wurde, blieb er daselbst einige Tage, bis sich das Unwetter gelegt hatte und eine günstige

Zeit für die Weiterfahrt kam. Aber er mißachtete die törichte Scheu vor diesem Orte und den trotzigen Sinn des Königs, der die Schänder der Heiligtümer zu einem grausamen Tode zu verdammen pflegte, und taufte drei Leute in jener Quelle unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit. Er hieß auch Tiere, die auf dem Lande weideten, zum Unterhalt für die Seinen schlachten. Als die Heiden das gewahr wurden, glaubten sie, die Frevler würden in Raserei verfallen oder gar eines jähen Todes sterben. Als sie aber sahen, daß ihnen nichts Böses widerfuhr, erstarrten sie vor Staunen, meldeten aber trotzdem dem Könige Radbod, was geschehen war.

Dieser geriet in gewaltigen Zorn und gedachte an dem Priester des lebendigen Gottes die seinen Göttern widerfahrene Unbill zu rächen. Drei Tage lang warf er, immer dreimal, nach der heidnischen Sitte die Lose über sie, aber das Todeslos konnte nicht über sie fallen, da Gott die Seinen schützte, und nur einer von den Genossen, den das Los traf, wurde mit dem Märtyrertod gekrönt. Der heilige Mann aber wurde zu dem König berufen und von ihm heftig angefahren, daß er seine Heiligtümer entweiht und seinen Gott beleidigt habe. Der Verkünder der Wahrheit antwortete ihm aber festen Sinnes: „Das ist kein Gott, den du da anbetest, sondern ein Teufel, der dich zu dem schlimmsten Irrwahn verführt hat, o König. Denn es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde, das Meer und alles, was darin ist, geschaffen hat. Wer ihn mit rechtem Glauben verehrt, empfängt das ewige Leben. Ich, sein Diener, bezeuge dir das heute, damit du von der Eitelkeit des alten Irrtums, dem deine Väter anhingen, endlich einmal geheilt werdest, an den einen allmächtigen Gott glaubest, in den Lebensquell tauchest und alle deine Sünden abwaschest, alle Ungerechtigkeit und Unbilligkeit abtuest und als ein neuer Mensch in Reinheit und Gerechtigkeit und Heiligkeit lebest. Tust du das, so wirst du mit Gott und seinen Heiligen das ewige Leben besitzen. Wenn du aber den Weg des Heiles, den ich dir zeige, verschmähst, so sei gewiß, daß du die ewigen Qualen und die höllischen Flammen mit dem Teufel, dem du gehorchst, erdulden wirst." Darauf erwiderte der König voll Staunen: „Ich sehe, daß dich unsere Drohungen nicht schrecken und deine Worte wie deine Taten sind." Und wenngleich er dem Worte der Wahrheit nicht glauben wollte, ließ er Willibrord doch ungefährdet zu dem Frankenkönige Pippin ziehen.

Dieser freute sich über Willibrords Ankunft und ermahnte ihn, von dem heiligen Werke nicht zu lassen, die Dornen des Unglaubens auszurotten

und das Wort Gottes weiter überall auszustreuen. Dies tat auch Willibrord voll Eifer, er zog durch alle die Lande, die Städte, Dörfer und Burgen, wo er schon vorher gepredigt hatte, und ermahnte alle Menschen, festen Sinnes im wahren Glauben zu verharren. Wie nun von Tag zu Tag die Zahl der Gläubigen wuchs, und eine immer größere Schar von Neubekehrten zur Erkenntnis der Wahrheit gelangte, begannen viele, von Glaubenseifer erfaßt, dem Manne Gottes Landstellen, die ihnen gehörten, darzubieten. Dieser nahm sie freudig an und ließ alsbald Kirchen darauf erbauen, setzte in ihnen Priester ein als Mitarbeiter bei seinem Werke, damit das Gott neugewonnene Volk Stätten habe, an denen es sich an den Festtagen versammele und die heilsamen Ermahnungen höre, und Männer habe, von denen es das Geschenk der heiligen Taufe empfangen und die Leitsätze der christlichen Religion lernen könne. Und so gedieh der Mann Gottes mehr und mehr unter dem Schutz der göttlichen Gnade.

Wie nach Pippins Tode sein Sohn Karl die Herrschaft gewann und dem unterworfenen Friesland den heiligen Willibrord als Prediger gab

Es geschah aber, daß der Frankenherzog Pippin das Zeitliche segnete (714) und sein Sohn Karl sich der Herrschaft des Vaters bemächtigte. Dieser unterwarf viele Stämme seiner Gewalt, darunter fügte er auch Friesland, nachdem er Radbod glorreich besiegt hatte, dem väterlichen Reiche hinzu. Für dieses Volk wurde nun der heilige Willibrord als Prediger bestimmt und die Burg Utrecht für ihn als Bischofssitz auserwählt. Wie er so reichere Gelegenheit das Evangelium zu verkünden erlangt hatte, versuchte er den ihm mit dem Schwerte gewonnenen Stamm durch die heilige Taufe zu reinigen und ließ in ihm nichts von der Finsternis des alten Irrtums und der Unwissenheit übrig, sondern durchdrang ihn mit dem Lichte der evangelischen Wahrheit, so daß an diesem Volke das Prophetenwort erfüllt wurde: Und es soll geschehen, an dem Orte, da man zu ihnen gesagt hat: Ihr seid nicht mein Volk, wird man zu ihnen sagen: O ihr Kinder des lebendigen Gottes (Hos. 2, 1). Viele Wunder wirkte die göttliche Kraft durch ihren Knecht. Wenngleich allen Wundertaten und Zeichen die Verbreitung der evangelischen Lehre vorzuziehen ist, glaube ich doch, die Geschehnisse, die berichtet werden, zum Ruhme Gottes nicht verschweigen zu dürfen, sondern auch davon sprechen zu müssen, damit in den folgenden Jahrhunderten nicht der Vergessenheit anheimfalle, was in früheren Zeiten sich ereignet hat.

Als einst der Mann Gottes in der gewohnten Weise predigend umherzog, gelangte er zu einer Insel des Ozeans, Walcheren (Walacrum) mit Namen, auf der noch ein heidnisches Götzenbild stand. Bei diesem Bilde versammelte sich zu bestimmter Zeit das ganze Volk und zollte ihm die höchste Verehrung. Als es nun der heilige Mann in übergroßem Glaubenseifer zu zertrümmern und seinen Namen unter dem Himmel auszutilgen suchte, schlug der Wächter, der da war, als ob er den seinem Gotte angetanen Schimpf rächen müsse, in seiner Wut mit dem Schwerte den Priester Gottes auf das Haupt. Aber Gott schützte seinen Knecht, und er erlitt von dem Schlage keine Verletzung. Wie aber seine Genossen das sahen, liefen sie herbei, um die verbrecherische Anmaßung des ruchlosen Menschen mit dem Tode zu strafen. Der Mann Gottes jedoch entriß den Schuldigen frommen Sinnes ihren Händen und ließ ihn frei ziehen. Er wurde aber noch an demselben Tage von einem bösen Geist befallen und endete am dritten Tage kläglich sein elendes Leben. So wurde der Heilige, der nach dem Gebote des Herrn für das ihm widerfahrene Unrecht nicht Vergeltung üben wollte, dennoch gerächt, nach dem Worte der Schrift: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr (Röm. 12, 19).

Zu einer anderen Zeit begab sich der fromme Mann zu einem Kloster seines Bezirkes, das nach dem an ihm vorbeifließenden Flusse Susteren (Suestra) genannt wird und schlug, um den Weg abzuschneiden, einen schmalen Pfad durch die Saatfelder eines reichen Grundherrn ein. Als das der Aufseher der Felder gewahr wurde, schalt er in heftigem Zorne auf den Mann Gottes ein. Die Gefährten, die bei dem Heiligen waren, wollten die Schmähungen rächen. Aber Willibrord hinderte sie daran, weil er nicht wollte, daß seinetwegen ein Mensch zugrunde gehe, welcher nur auf das Wohl seiner Nächsten bedacht war. Da er jedoch die Wut der Tobenden nicht zu besänftigen vermochte, gab er Raum ihrem Zorne und kehrte auf dem Wege, auf dem er gekommen war, zurück. Am nächsten Tage aber starb der Unglückliche, der den Heiligen zu schmähen gewagt hatte, eines jähen Todes.

Als der Mann Gottes predigend die Gegenden am Meere durchzog, litten alle unter dem dort herrschenden Mangel an Süßwasser. Wie er nun sah, daß seine Genossen von Durst gepeinigt wurden, rief er einen von ihnen zu sich und hieß ihn in seinem Zelte eine kleine Grube graben. Dann flehte er dort in der Abgeschiedenheit kniefällig, Gott, der

einst für sein Volk Wasser aus dem Felsen fließen ließ, möge mit dem gleichen Erbarmen für seine Knechte aus dem sandigen Boden Wasser quellen lassen. Seine Bitte wurde alsbald erhört, und plötzlich füllte eine Quelle von besonders süßem Geschmack die Grube. Als das die Seinen sahen, dankten sie dem allmächtigen Gotte, daß er seinen Heiligen erhört und verherrlicht hatte. Sie tranken bis zur Sättigung und nahmen von dem Naß so viel mit, wie für ihren Bedarf auf der geplanten Reise nötig schien.

Wie durch den Segen des Heiligen der Wein in den Gefäßen zunahm

Wiederum, als der heilige Priester auf der Reise war, sah er an einer Stelle zwölf arme Bettler, die von den Vorübergehenden eine milde Gabe heischten. Er blickte sie in seiner Güte voll Freundlichkeit an und trug einem von den Seinen auf, seine eigene Flasche zu nehmen und daraus den Armen zu trinken zu geben. Alle zwölf tranken, bis ihr Durst gestillt war, und durch ein Wunder wurde nachher die Flasche, aus der so viele Menschen getrunken hatten, von dem Diener ebenso voll von dem besten Weine gefunden wie vorher. Da priesen alle den Erlöser und sprachen: „Wahrhaft ist an uns das Wort erfüllt, das Christus sprach: Gebet, so wird euch gegeben werden."

Es kam auch einmal der heilige Mann in sein Kloster (Echternach), um es zu besichtigen, und nach den Gebeten und brüderlichen Begrüßungen und Friedensworten sah er in den einzelnen Räumen der Brüder nach, ob etwas in ihnen ausbesserungsbedürftig sei. Dabei geschah es, daß er auch in den Keller kam, in dem er einen Rest Wein in einem Gefäß fand. In dieses tauchte er zum Segenszeichen betend seinen Stab hinein und ging hinaus. Aber noch in derselben Nacht fing in dem Gefäße der Wein an zuzunehmen, so daß er über den Rand floß. Als dies der Kellermeister sah, erstaunte er über die unverhoffte Fülle und wagte nicht, geheimzuhalten, was die Gnade Gottes durch den Segen seines Knechtes gewirkt hatte. Am nächsten Morgen lief er hin, warf sich dem heiligen Vater zu Füßen und bekannte, was er gesehen hatte. Dieser dankte auf die gewohnte Weise Gott, und eingedenk des Geheißes, das der Herr seinen Jüngern gegeben hatte, den Ruhm seiner Verklärung nicht vor dem Tage seiner Auferstehung zu verkünden, befahl er dem Kellermeister, das Wunder, das er gesehen hatte, niemand vor dem Tage seines Todes zu verraten.

Aber noch ein anderes ähnliches Wunder wirkte Jesus Christus durch den Segen des Heiligen. Als nämlich der Diener Gottes mit seinen Gefährten in das Haus eines seiner Freunde kam, wünschte er sich dort von der Anstrengung der Reise eine Weile auszuruhen. Da er aber hörte, daß der Hausherr keinen Wein in Vorrat habe, hieß er vier kleinere Flaschen, die seine Gefährten nur zum Reisebedarf bei sich führten, herbeibringen und segnete sie im Namen dessen, der in Kana Wasser in Wein verwandelte, und auf wunderbare Weise geschah es durch die Gnadenwirkung des Segens, daß nahezu vierzig Männer aus ihr trinken konnten, bis ihr Durst gestillt war, und sie sprachen freudigen Herzens voll inniger Dankbarkeit zueinander: „Wahrlich, unser Herr Jesus hat hier erfüllt, was er im Evangelium verheißen hat: Wer an mich glaubet, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun" (Joh. 14, 12).

Von einem reichen Manne, der von dem Heiligen verflucht und von dem Fluche wieder gelöst wurde

Einmal zog der heilige Prediger nach seiner Gewohnheit, um das Evangelium zu verkünden, in rascher Fahrt nach Friesland und wollte die müden Pferde auf den Wiesen eines reichen Mannes sich eine Weile von den Beschwerden des Weges ausruhen lassen. Als das der Grundherr sah, hieß er übermütigen Sinnes die Pferde töten und von den Weiden fortschleppen. Der Mann Gottes aber redete ihm mit milden Worten zu, indem er zu ihm sprach: „Steh davon ab, mein Bruder, uns Unrecht zu tun, denn wir haben nicht, um dir zu schaden, sondern um unserer Notdurft willen auf diesen Weiden Rast machen wollen. Wir haben das Werk Gottes zu vollführen, von dem du auch Gewinn haben kannst, wenn du uns, soviel an dir ist, gütigen Herzens unterstützest, eingedenk der holdseligen Verheißung unseres Herrn Jesus: Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat (Matth. 10, 40). Erhole dich friedlichen Sinnes selbst mit uns wie ein Freund und trinke, und wenn wir weiter ziehen, kehre du mit dem Segen Gottes in dein Haus zurück." Jener aber verharrte in seinem bösen Sinn und wollte sich durch die Friedensworte des Heiligen nicht beruhigen lassen, sondern überhäufte ihn mit Schmähungen und Vorwürfen, indem er sprach: „Du forderst mich auf zu trinken und Frieden mit dir zu schließen! Wisse, daß mir nichts

daran liegt, mit dir zu trinken." Der Mann Gottes aber nahm ihm das Wort aus dem Munde und sprach: „Wenn du nicht mit mir trinken willst, so trinke nicht." Und sogleich machte er sich auf und zog mit seinen Genossen weiter. Der Mann, der ihn gelästert hatte, dagegen eilte in sein Haus. Aber plötzlich faßte ihn ein brennender Durst, und er wollte die ausgetrocknete Kehle mit Wein anfeuchten. Jedoch der Mund, der den heiligen Mann beschimpft hatte, weigerte sich den Trank anzunehmen, und so erduldete er die verdiente Strafe. Es wurden Ärzte herbeigerufen, die dem Kranken den Durst stillen und ihm die Möglichkeit zu trinken geben sollten. Die Eingeweide brannten, aber niemand konnte mit einem Tropfen Wein den ausgedörrten Gaumen letzen. Da endlich faßte ihn die Reue und er ging in sich. Er erkannte, daß dies geschah, weil er den heiligen Willibrord gekränkt hatte, und ersehnte heiß seine Rückkehr. Der Heilige kehrte auch im folgenden Jahre auf demselben Wege zurück. Als der kranke Mann seine Ankunft erfuhr, ging er ihm entgegen und bekannte ihm seine Schuld und wie er dafür gestraft sei, und flehte ihn an, ihn um Christi willen von seiner Qual zu erlösen. Der Mann Gottes sprach ihn mitleidigen Herzens frei, gab ihm seinen Segen und ließ ihn aus seinem Becher trinken. Er trank und kehrte geheilt in sein Haus zurück.

Wie Willibrord in einem Kloster bei Trier die Dienerinnen Gottes durch sein Gebet vor der drohenden Pestgefahr schützte, und wie er das Haus eines Mannes von der Heimsuchung eines bösen Geistes befreite

Nahe der Stadt Trier ist ein Frauenkloster (Oeren), das in den Zeiten des heiligen Willibrord eine schreckliche Seuche befiel. An ihr starben viele von den Dienerinnen Gottes. Einige lagen unter heftigen Schmerzen lange Zeit krank danieder, die übrigen aber faßte ein gewaltiger Schrecken, und sie fürchteten sich vor dem drohenden Tode. In der Nähe der Stadt liegt auch das Kloster des heiligen Mannes, das Echternach heißt, in dem bis zum heutigen Tage sein Leib ruht und seine Nachfolger sein Erbe bewahren. Als nun die Frauen des Klosters von dem Nahen des heiligen Mannes hörten, schickten sie sofort Abgesandte zu ihm und flehten, er möge sein Kommen doch ja nicht verzögern. Willibrord folgte dem Beispiel des Apostels Petrus, der von Joppe auf die Bitte der Witwen nach Lydda kam, um die heilige Tabitha zu erwecken, und eilte, als er

den Wunsch der Nonnen vernahm, zu ihnen. Alsbald las er in dem Münster eine Messe für die Kranken, segnete das Wasser und hieß damit das Haus besprengen und davon den Kranken reichen. Unverzüglich ließ die göttliche Gnade sie genesen, und von da ab starb keine mehr in dem Kloster an der Pest.

Einem Manne und seinem Hause widerfuhr eine schreckliche Heimsuchung, indem es offenbar wurde, daß ein böser Geist grauenvolle Schandtaten in seinem Hause verübe. Er raubte plötzlich Speisen und Kleider und andere Dinge und warf sie ins Feuer, ja sogar ein kleines Kind, das in den Armen seiner Eltern lag, trug er, als sie schliefen, fort und warf es ins Feuer. Durch das Geschrei des Kindes aufgeweckt, konnten die Eltern es gerade eben aus den Flammen retten. Noch vieles andere Schreckliche erduldete die Familie von dem schändlichen Geist, und er konnte von keinem Priester vertrieben werden, bis der heilige Willibrord dem Hausherrn auf seine Bitten geweihtes Wasser sandte. Er hieß ihn alles Gerät aus dem Hause hinaustragen und mit dem Wasser besprengen, weil er im Geiste voraussah, daß das Haus in Flammen aufgehen werde. Als dies geschehen war, ergriff wirklich auch das Feuer das leere Haus von der Stelle aus, wo das Bett stand, und verzehrte es. Als ein anderes Haus an derselben Stelle unter dem Schutze des geweihten Wassers erbaut wurde, hatten die Leute in ihm nichts mehr von der früheren Heimsuchung zu erdulden, sondern sie lebten fortan ruhig und ungestört und dankten Gott, daß er sie durch seinen Knecht erlöst hatte.

Wie der heilige Mann mit prophetischem Geiste dem König Pippin sein künftiges Glück vorhersagte

Der von Gott geliebte Mann sagte auch mit hellseherischem Blicke voraus, was später die Ereignisse als wahr erwiesen. Er taufte nämlich Pippin, den Sohn des tapferen Frankenherzogs Karl, den Vater des edlen Karl, der augenblicklich siegreich und ruhmvoll die Herrschaft führt. Von diesem Pippin tat der Mann Gottes mit prophetischem Geiste in Gegenwart seiner Jünger folgende Weissagung: „Wisset, daß dieses Kind sehr mächtig und ruhmreich sein wird und größer als alle früheren Frankenherzöge." Die Wahrheit dieser Prophezeiung hat sich später in unseren Zeiten gezeigt, und es ist nicht nötig, nach Zeugnissen zu suchen, da die Herrlichkeit des Reiches sie entbehrlich macht. Denn es weiß alles

Volk, welche Triumphe der glanzvolle Sieger feiert und wie er die Grenzen des Reiches erweitert hat, auch mit welchem Glaubenseifer er die christliche Religion in seinen Landen verbreitet und was er zum Schutze der heiligen Kirche bei fremden Völkern getan hat. Das alles läßt sich besser mit eigenen Augen prüfen, als mit Worten sagen.

Wie Willibrord starb und begraben wurde

Nachdem nun der heilige Mann alle Tage seines Lebens das göttliche Werk gefördert hatte, von Gott geliebt und allem Volke verehrt, wurde er in den Tagen des älteren Karl, des tapferen Frankenherzogs, hochbetagt zu seinen Vätern versammelt, um den Lohn für seine Mühen von Gott zu empfangen. Am sechsten Tage des Monats November (739) ging er von dieser Pilgerfahrt in die ewige Heimat ein. Er wurde im Kloster Echternach begraben, das er selbst, wie wir gesagt haben, dem Herrn erbaut hatte. Dort haben bis zum heutigen Tage durch den Segen der göttlichen Gnade die Wunderzeichen und Heilswirkungen an den Gebeinen des heiligen Mannes und Priesters nicht aufgehört.

Der Leib ist in einem marmornen Sarge beigesetzt. Dieser zeigte sich zuerst beinahe um die Hälfte zu kurz für den Körper des Heiligen, und die Brüder waren darüber sehr betrübt und wußten sich keinen Rat. Sie überlegten hin und her, wie sie einen geeigneten Schrein für den heiligen Leichnam finden sollten. Aber durch ein göttliches Wunder war plötzlich der Sarg um so viel länger als der Körper des Toten, wie er vorher zu kurz befunden wurde, und der Leichnam des Gottesmannes wurde nun unter Hymnen und Psalmengesang mit hohen Ehren beigesetzt. Sie begruben ihn in der Kirche des Klosters, das der erhabene Priester Gottes zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit erbaut und geweiht hatte. Bei dem Begräbnis verbreitete sich ein wunderbarer Wohlgeruch, den alle wahrnahmen. Daraus war deutlich zu erkennen, daß die Geleitschaft der Engel bei der Grablegung des heiligen Mannes zugegen war.

Es wurde aber auch einem gottesfürchtigen Jünger des heiligen Mannes, der in weiter Ferne weilte, als er im Gebete wachte, der Heimgang des Heiligen offenbart. Er bezeugte, er habe die Seele des heiligen Vaters in hellem Strahlenglanze erblickt, wie sie unter holdklingendem Lobgesang von den englischen Heerscharen in das Himmelreich getragen wurde. Auch viele von den Brüdern haben bezeugt, sie hätten über sei-



nem Lager, auf dem er seine heilige Seele in die Hände seines Schöpfers zurückgab, ein wunderbares Licht gesehen und den lieblichen Duft eines süßen Wohlgeruchs empfunden, damit alle an diesen Zeichen erkennen sollten, daß die Heerscharen des himmlischen Reiches zu dem Orte niederstiegen, an dem die Seele des Heiligen zu Christus einging.

Staatl. Bildstelle, Berlin



St. Bonifatius

Relief in der Liobakirche auf dem Petersberg bei Fulda

Bonifatius

Der berühmteste unter den Helfern Willibrords ist Winfrid oder Wynfreth, mit seinem lateinischen Namen Bonifatius genannt. Unter den Bekehrern der Deutschen ragt er als die Persönlichkeit hervor, der von jeher die entscheidende Bedeutung für die Entwicklung der christlichen Kirche auf deutschem Boden zugeschrieben worden ist. Er ist schlechthin als der Apostel der Deutschen bezeichnet worden. Das darf aber nicht so aufgefaßt werden, als ob er das Christentum in Deutschland überhaupt erst eingeführt habe, im Gegenteil hat er höchstens unter den Friesen als Bekehrer im eigentlichen Sinne gewirkt. In den übrigen Ländern war er lediglich der Organisator, der im Dienste und Auftrage des Papstes den katholischen Gedanken zur Durchführung gebracht hat. Wenn diese Tätigkeit teilweise gedeutet worden ist als eine Bekämpfung der iroschottischen Mission, die dem katholischen Gedanken gegenüber als eine Art von Protestantismus erschien, so ist dies entschieden ein Irrtum. Was Bonifatius bekämpfte, war das weltliche oder mit heidnischen Zügen stark durchsetzte Christentum, das er an vielen Orten antraf. Wohl ist es richtig, daß die Klöster, die er vorfand, der Columbanischen Klosterregel folgten, aber das lag daran, daß durch Columban diese Klosterregel in Frankreich zur Herrschaft gelangt war. Erst von dort aus verbreitete sie sich über das deutsche Gebiet. Die Ersetzung der columbanischen Regel durch die benediktinische darf nicht überschätzt werden. Beide sind sich nahe verwandt. Die columbanische Regel war nur die strengere, die Einführung der benediktinischen Ordnung bedeutete nicht viel mehr als eine Milderung der drakonischen Vorschriften Columbans und hat sich überall reibungslos vollzogen. Anders freilich ist es mit der Stellung der Äbte in der irischen Kirche. Die entscheidende Bedeutung hatten in dieser Kirche nicht die Bischöfe, sondern die Äbte, und der Abt war völlig autonom in seinem Bereich. Die Laienpriester dagegen blieben in der Welt, trugen halbweltliches Gewand und folgten der weltlichen Lebensordnung. Für Irland war diese Organisation eine Notwendigkeit, weil sie mit den politischen Verhältnissen des Landes eng verknüpft war. Für die deutschen Gebiete aber, deren politische Organisation eine ganz andere war, mußte die einheitliche Regelung des Kirchenwesens, die Abtrennung der Priester von dem weltlichen Leben und der Zusammenschluß der ganzen Seelsorge zu einer umfassenden Organisation mit einem festen Oberhaupte als der einzige Weg erscheinen, um dem jungen Christentum einen sicheren und festen Halt zu geben. Für die deutschen Länder war die Ungebundenheit der Laienpriester in ihrer Lebensweise und ihrer Amtstätigkeit eine große Gefahr. Die Einheitlichkeit der Lehre und das Vorbild der Selbstzucht und Enthaltsamkeit ging damit verloren, der Einfluß einer übergeordneten geistlichen Behörde war ausgeschaltet. Diese Verhältnisse führten so nur dazu, alle Macht in die Hände des weltlichen Regimentes zu legen und den Zwischenzustand zwischen Heidentum und Christentum ins Unbegrenzte zu verlängern. Derart ist doch wohl zu begreifen, daß die Entwicklung, die Bonifatius heraufführte, nicht auf Willkür und Machthunger beruhte, sondern der einzige Weg war, der dem Christentum in Deutschland wirklich zum Siege verhelfen konnte.

Die authentischen Belege für die Wirksamkeit des Bonifatius finden wir zunächst in den uns erhaltenen Briefen und ferner in dem Lebensbild, das der Priester Willibald von Bonifatius gegeben hat. Dieses Lebensbild spiegelt die Auffassung eines bestimmten Schülerkreises des Bonifatius wider. Es ist nicht frei von Tendenz, aber im großen und ganzen zuverlässig in den einzelnen Zügen. Die späteren Lebensbeschreibungen sind an Wert mit ihm nicht zu vergleichen. Die Darstellung dieses Willibald, der nicht etwa mit dem Bischof Willibald von Eichstätt identisch ist, hat daher auch immer die Hauptquelle für die Lebensschicksale des Bonifatius gebildet, die aus den Briefen allein nicht zu ersehen wären. Nur ist zu bedenken, daß den Männern, auf deren Berichten die Darstellung beruht, wohl die spätere Wirksamkeit des Bonifatius genau bekannt war, dagegen die Anfänge seiner Tätigkeit ihnen vielfach dunkel blieben. Ja es lag ihnen nahe, sie mit Absicht zu verhüllen, da sie durchaus die beherrschende Stellung, die ihr Meister einnahm, hervorheben und als von Beginn an vorhanden erscheinen lassen wollten. Wie er in diese Stellung allmählich hineinwuchs, wollten sie nicht schildern. Er sollte als der Erwählte Gottes erscheinen, dem gleich alles sich beugte. Danach ist die Darstellung überall gefärbt. Sie ist wie eine Miniatur aus dieser Zeit in leuchtenden Farben gemalt und mit Glanzgold überhöht.

Das Geburtsjahr des Bonifatius ist lange zweifelhaft geblieben. Doch wird jetzt angenommen, daß er etwa im Jahre 672 geboren ist. Es geht dies schon daraus hervor, daß er, wie erzählt wird, in dem vorgeschriebenen Alter, nämlich mit dreißig Jahren, zum Priester geweiht wurde und als solcher bereits im Jahre 704 eine Gesandtschaft in seinem Vaterlande übernahm. Diese Gesandtschaft, die ihm die Äbte Winbercht, Wintra und Beorwald übertrugen, hängt, wie man vermutet, mit der Verordnung des Königs Ini vom 26. Mai 704 zusammen, durch welche dieser den Klöstern von Wessex die Freiheit von weltlichen Lasten verlieh. Daß Bonifatius von dem Abte Winbercht im Kloster Nutshalling gebildet wurde, bestätigt er selbst („Der Abt Winbercht verehrungswürdigen Angedenkens, einst mein Lehrer"). Der wissenschaftliche Unterricht im Kloster entsprach durchaus dem Bildungswesen, das damals im angelsächsischen Lande verbreitet war. Bonifatius lernte die freien Künste, namentlich die Grammatik, sehr gut schreiben, auch Verse machen, den lateinischen Briefstil, die Abfassung von Urkunden, und namentlich erhielt er eine gründliche theologische Ausbildung.

Der Beginn von Bonifatius' Missionstätigkeit wird allgemein nach der Erzählung Willibalds in das Jahr 716 gelegt. Das steht auch in Übereinstimmung damit, daß Bonifatius in seinem Briefe an den Papst Stephan den Zweiten, der im Jahre 752 geschrieben sein muß, sagt, er habe „die Römische Sendung sechsunddreißig Jahre hindurch ausgeübt". Da sich dies nicht auf die Ernennung zum päpstlichen Legaten beziehen kann, muß der Beginn seiner Missionstätigkeit überhaupt gemeint sein. Er muß daher im Jahre 716 die Heimat verlassen haben, um in Friesland das Bekehrungswerk auszuüben. Es heißt, er sei in die Rheinmündung hineingefahren, in Duerstede an Land gegangen, aber nach kurzer Zeit wieder zurückgekehrt, weil die unruhigen Zeitverhältnisse ihm jede Wirksamkeit unmöglich machten. Er habe darauf den Winter wieder in seiner Heimat verbracht

und sei dann aufs neue aufgebrochen, um über Frankreich die Fahrt nach Rom anzutreten. Mit diesem Berichte stehen in schroffem Widerspruche die Angaben, die Liudger in seiner Lebensbeschreibung des Abtes Gregor von Utrecht macht. Diese Abweichung ist um so erstaunlicher, als Liudger selbst aus dem Lande stammt, in dem sich Bonifatius' erste Wirksamkeit abspielte und die Erinnerung an ihn in der Gegend wenige Jahrzehnte nach den geschilderten Vorgängen doch noch lebendig sein mußte. Liudger wurde bei Gregor in Utrecht erzogen, und Gregor selbst war von seinem Knabenalter an in Bonifatius' Umgebung. Liudger muß also bewußt von der Wahrheit abgewichen sein, wenn seine Angaben nicht stimmen. Seine Familie selbst hielt sie für richtig, denn sein Verwandter und Biograph, der Bischof Altfrid, sagt ausdrücklich, daß er die Ereignisse aus Bonifatius' früherer Lebenszeit, die Willibald ausgelassen hatte, ergänzt habe. Es lag also entschieden die Absicht einer Korrektur vor, und diese Korrektur muß als eine Abwehr gegen die Tendenz Willibalds und seiner Freunde, die Abhängigkeit des Bonifatius von Willibrord zu verhüllen, aufgefaßt werden. Die Orte, die Liudger als Stätten der Wirksamkeit des Bonifatius nennt, liegen in der Gegend auf der Ostseite des Rheins, an denen Willibrord und seine Jünger tatsächlich gewesen sind. Zuerst soll Bonifatius in Woerden, einem Orte nahe der Rheinmündung, längere Zeit tätig gewesen sein. Außer Woerden führt Liudger noch zwei Orte an, Attingehem und Felisa. Felisa ist ohne weiteres mit Velzen (in Nordholland) gleichzusetzen. Attingehem ist nicht so leicht festzustellen. Man muß aber vermuten, daß damit Adrichem (in Südholland) gemeint ist. Von dem Kloster Echternach wurden später Velzen und Adrichem als Gründungen Willibrords beansprucht. Die Personennamen Aterich und Atinga sind auch gleichbedeutend und werden für denselben Mann gebraucht. Würde Liudger tatsächlich der Wahrheit gemäß berichtet haben, so müßte Bonifatius bereits mit dreiunddreißig Jahren, also etwa 705, von England ausgezogen sein. Es bleibt rätselhaft, wie eine so handgreifliche Entstellung der Wahrheit bei einem Manne wie Liudger möglich war. Hat er Mitteilungen, die er erhielt, falsch ausgedeutet? Tat er es im guten Glauben oder mit bewußter Verdrehung der Tatsachen? Überall betont er die Armseligkeit von Bonifatius' Leben während seiner Missionstätigkeit gegen die Darstellung Willibalds, die Bonifatius von Anfang an als den zielbewußten Verbreiter und Erneuerer des Christentums erscheinen läßt. In der Tat ist bei Willibalds Darstellung nicht recht begreiflich, warum Bonifatius die Mission in Deutschland zugunsten der abhängigen Stellung bei Willibrord aufgab. Er kann auch kaum mit der Anmaßung aufgetreten sein, die er nach Willibalds Darstellung Willibrord gegenüber zeigt. In der Zeit, da Bonifatius nach Willibalds Bericht nach Friesland kam, hatte Willibrord selbst, als Radbod sich mit Karls Gegnern verbündet hatte und den Kampf gegen Karl aufnahm, mit seinen Jüngern die friesischen Grenzlande geräumt. Bonifatius kehrte auch unverrichteter Dinge nach England zurück. Im Jahre 718 zog er dann wieder fort, um einen erneuten Versuch zu wagen. Der Bischof Daniel von Winchester gab ihm ein offenes Schreiben mit an alle Könige, Herzöge, Bischöfe, Äbte, Priester und Geistliche, in dem er sie an die Pflicht der Gastlichkeit erinnerte und sie den Priester und Diener Gottes Wynfreth freundlich aufnehmen

hieß. Mit diesem Schreiben zog Bonifatius, nachdem er in Etaples glücklich gelandet war, durch Frankreich, verrichtete an vielen heiligen Stätten seine Andacht und kam über die Alpen nach Rom. Hier überreichte er dem Papste Gregor dem Zweiten einen verschlossenen Brief, den ihm Daniel außer dem Geleitschreiben mitgegeben hatte. Der Inhalt dieses Briefes geht aus dem Schreiben hervor, das die Antwort des Papstes an Bonifatius enthält (Ep. 12): „Der Uns kundgetane Wunsch deines gottesfürchtigen Vorgesetzten und die Uns überbrachte Bezeugung deines aufrichtigen Glaubens heißt Uns, daß Wir bei der Ausstreuung des Gotteswortes, wofür Uns durch Gottes Gnade die Sorge obliegt, dich als Gehilfen verwenden sollen. Da Wir erfahren, daß du von Kindheit an die heiligen Wissenschaften gelernt und im Mannesalter deine Anlagen zur Mehrung des dir von dem Himmel anvertrauten Pfundes im Hinblick auf die göttliche Liebe zu verwerten suchst, nämlich die Gunst des Erkennens der göttlichen Offenbarung für das heilbringende Predigeramt zu verwerten trachtest, so freuen Wir Uns deines Glaubens und wollen Unsere Mitwirkung leihen der dir gewordenen Gnade, weil du in bescheidener Vorsicht zu dem apostolischen Stuhle gekommen bist, dir Rats zu holen, und deine Gesinnung bewährtest, indem du als Glied der Glieder das Haupt aufsuchtest und dich seinem Urteil unterwarfest. Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit kraft der unerschütterlichen Autorität des heiligen Apostelfürsten Petrus, dessen Lehramt Wir verwalten und dessen heiligen Sitz Wir innehaben, bestimmen Wir das Maß deiner Sendung und gebieten dir, allen Völkern, die in dem Irrwahn des Unglaubens befangen sind, soweit du sie mit Gottes Geleit erreichen kannst, die Unterwerfung unter das Reich Gottes durch die Einprägung des Namens unseres Herrn Jesus Christus mit der Überzeugungskraft der Wahrheit zu weisen und die Predigt des Alten und des Neuen Testamentes in die unwissenden Gemüter auszugießen, sowie das heilige Lehramt, das du zur Unterweisung der zum rechten Glauben Gelangenden ausüben willst, nach der Ordnung der Befugnisse Unseres heiligen apostolischen Stuhles, die Wir dir zu deiner Belehrung mitgeteilt haben, zu richten."

Aus diesem Schreiben wird Bonifatius' fernere Tätigkeit verständlich. Er war und blieb der Gehilfe des Papstes, der Sendbote, den der apostolische Vater zu den Völkern schickte, und die Unterwerfung aller Christen unter die Ordnung der katholischen Kirche mußte das Ziel seines Strebens sein. Die Umwandlung seines ursprünglichen Namens Winfrid in Bonifatius ist nicht mit der zweiten, sondern mit der ersten Romfahrt in Verbindung zu bringen, denn schon vom Jahre 719 an taucht sie auf. Dagegen mag Willibald damit recht haben, daß ihm der Papst die neue Benennung gegeben habe. Die päpstliche Vollmacht ist vom 15. Mai 719 datiert. Am 14. Mai ist der Tag des hl. Bonifatius, und wie Willibrord den Namen Clemens, so mag auch Winfrid den Namen Bonifatius von dem römischen Heiligen erhalten haben, an dessen Tag er von dem Papst die kirchliche Sendung erhielt, denn der Segen kann ihm vom Papste schon am Tag, bevor die Urkunde selbst ausgefertigt ist, erteilt worden sein. Zweifellos ist die Schreibweise Bonifatius die ursprüngliche und die Schreibweise Bonifacius wie auch die Deutung des Namens von „bonum facere" (das Gute tun) später aufgekommen.

Es folgte nun der Durchzug Bonifatius' durch die deutschen Länder und der erste Aufenthalt in Thüringen. Der Eindruck war ein ungünstiger und mußte es sein. Die Herzöge, die mit Gewalt den Adel niedergehalten hatten, waren verschwunden. Karl Martell hatte das Land in Besitz genommen. Die Reformpläne des Herzogs Hetan waren auf halbem Wege steckengeblieben. Der Adel hatte wieder die Oberhand gewonnen und begünstigte die Verweltlichung und Verunreinigung des Christentums. Es heißt bei Willibald, daß Bonifatius den Adligen wie den Geistlichen eindringlich zugeredet habe. Von einer Besserung konnte aber vorläufig keine Rede sein. Man kann fragen, wie Bonifatius überhaupt dazu kam, sich in Thüringen aufzuhalten, denn sein Ziel war zunächst doch wieder Friesland. Die einfachste Erklärung scheint die zu sein, daß Willibrord, der in dem Lande ausgedehnte Besitzungen hatte, es sozusagen zu seinem Wirkungsbereich rechnete, und daß Bonifatius als sein Vertreter nach Thüringen ging. Das macht doch wieder eine damals schon bestehende enge Beziehung zwischen Bonifatius und Willibrord wahrscheinlich. Als Bonifatius von Thüringen nach Friesland zurückkam, war Radbod bereits gestorben, die Verhältnisse hatten sich viel günstiger gestaltet, und das Bekehrungswerk konnte weiter fortschreiten. Was Bonifatius veranlaßte, sich nach wenigen Jahren von Willibrord zu trennen, ist nicht ganz klar. Möglicherweise trieb Bonifatius sein Pflichtgefühl, die Sendung, die er vom Papste erhalten hatte, nicht zu vernachlässigen. Nach Willibalds Bericht ging er zuerst nach Hessen, wo er die Brüder Dettik und Deorulf von ihrem halb heidnischen Christentum zum reinen Glauben führte und die Einsiedelei in Amöneburg gründete. Hat Liudger mit seiner Erzählung recht, so erregte seine Tätigkeit am Hofe Bedenken, weil er in fremde Rechte eingriff, er wurde von Karl zur Rechenschaft gezogen und, als er zu ihm kam, wenig gnädig aufgenommen. Er hielt es deshalb für angebracht, abermals nach Rom zu gehen, um die Entscheidung des Papstes anzurufen. Er hatte nunmehr (722) auch das vorgeschriebene Alter für die Erlangung der Bischofswürde erreicht.

Der Papst aber gab ihm die Weihe nicht ohne weiteres. Er erneuerte die Verpflichtung, im Sinne der katholischen Kirche und des päpstlichen Supremats zu handeln, in der dringlichsten Weise. Er änderte danach den Verpflichtungseid ab, den Bonifatius zu leisten hatte, indem er das Versprechen verlangte: „Ich verpflichte mich, daß, wenn Bischöfe sich nicht an die alten Bestimmungen der heiligen Väter halten, ich mit ihnen keinen Verkehr und keine Gemeinschaft haben will, sondern soweit es in meiner Macht steht, sie hindern will, und wenn ich es nicht vermag, es sofort getreulich meinem apostolischen Herrn melden werde." Statt „meine Treue und Reinheit, die ich deiner Kirche weihe", ließ er ihn sagen: „Ich gelobe meine Treue und Reinheit und meine Mitwirkung dir und der Wohlfahrt deiner Kirche." So zog Bonifatius erneut mit gebundener Marschroute von Rom fort. Der Papst richtete am 1. Dezember 722 ein Schreiben an „alle Bischöfe, Priester und Diakone, Herzöge, Beamten und Grafen", das offensichtlich auf die Verhältnisse in Hessen und Thüringen anspielt. Er habe erfahren, daß „einige Völker im ostrheinischen Germanien im Schatten des Todes weilten und unter dem Deckmantel der christlichen Religion gleichsam Götzendienst trieben, keine Erkenntnis Gottes hätten,

und ungetauft gleich den unvernünftigen Tieren als Heiden ihren Schöpfer nicht kennten". Zu ihrer Erleuchtung sei Bonifatius gesandt, um das Wort des rechten Glaubens zu verkünden, und wenn er irgendwie und irgendwo finde, daß sie von dem Pfade des rechten Glaubens abgewichen und, durch die List des Teufels verführt, in Irrtum verfallen seien, sie zu bessern und durch seine Belehrung sie zum Hafen des Heiles zu führen, sie nach der Vorschrift des apostolischen Stuhles zu unterweisen und anzuhalten, in dem katholischen Glauben zu verharren. Alle sollten ihn unterstützen und für seinen Unterhalt sorgen. Wer seine Arbeit hinderte und ihm Widerstand leistete, wurde mit dem Bann und ewiger Verdammnis bedroht.

Bonifatius' Sendung ging zunächst nach Thüringen. Es war aber aussichtslos, dort irgendwelchen Erfolg zu erzielen, wenn er nicht eine Vollmacht des weltlichen Oberhauptes besaß. Alle Empfehlungsschreiben des Papstes, in denen die Angehörigen des hohen Adels aufgefordert wurden, ihm zu helfen und seine Belehrung anzunehmen, blieben wirkungslos, denn gerade um die päpstliche Autorität kümmerten sich Geistliche und Laien in diesem Lande herzlich wenig. Bonifatius zog also mit einem Briefe des Papstes an den Hof Karl Martells. Der Papst erklärte in dem Schreiben, er habe den Überbringer, den Bruder Bonifatius, dessen Glauben und Charakter er geprüft habe, zu den ostrheinischen Völkern entsandt, die noch im Irrtum des Heidentums befangen oder durch die Finsternis der Unwissenheit verstört seien, und bitte, ihm in allem, was nötig sei, zu helfen und ihm gegen irgendwelche Gegner, denen er, Karl, nach dem Willen des Herrn zu gebieten habe, eifrigst zu schützen. Karl fügte sich auch dem Wunsche des Papstes, empfing nunmehr den Sendling des Papstes mit viel größerer Bereitwilligkeit und gab ihm einen Schutzbrief, in dem er erklärte, daß er unter seinem Schutze und Schirme stehe und von der Gerichtsbarkeit des Landes nicht angetastet werden dürfe, und wenn irgendein Rechtsfall gegen ihn vorliege oder eine Schwierigkeit sich erhebe, die nach dem Gesetze nicht entschieden werden könne, so solle er unangefochten bleiben, bis der Fall von ihm, dem Hausmeier, selbst entschieden sei. Er sicherte sich auf diese Weise die Oberhoheit auch in kirchlichen Dingen, und Bonifatius erhielt die Stellung eines fränkischen Untertans, über den der fränkische Herrscher nach Gutdünken befinden konnte. Immerhin lag in der Erklärung Karl Martells in Anbetracht der Umstände ein sehr weitgehendes Entgegenkommen. Die Urkunde trägt den sonst bei den Hausmeiern ungewöhnlichen Charakter eines königlichen Befehls. Der Beweggrund für Karls Verhalten mag darin gesehen werden, daß Bonifatius noch ein Schreiben des Papstes mitbrachte, in dem das gesamte Volk der Altsachsen ermahnt wurde, im Evangelium sich durch Bonifatius unterweisen zu lassen und den falschen Göttern zu entsagen. Dieses Schreiben war bei einem heidnischen und unabhängigen Volke natürlich bedeutungslos, aber bei Karl hatte es die Wirkung, daß er in Bonifatius einen Mann zu finden hoffte, der bereit war, das gefährliche Amt des Sachsenbekehrers zu übernehmen, um so mehr, als es wirklich Bonifatius' sehnlichster Wunsch war, seinen Stammesgenossen das Evangelium zu predigen, wenn er auch nie dazu kam, es auszuführen.

Er blieb vielmehr in den Grenzen Thüringens, aber sein Erfolg war nicht über-

mäßig groß. Zudem erhob der Bischof Gerold von Mainz wiederum Einspruch gegen den Eingriff in seine bischöfliche Gewalt, so wenig er selbst getan hatte, die Verhältnisse zu bessern. Bonifatius wandte sich an den Papst um Beistand. Dieser sandte an Karl ein Schreiben, in dem er sehr höflich bat, Gerold auf das Unzweckmäßige seines Verhaltens hinzuweisen. Gleichzeitig gab er Bonifatius ein Schreiben, in dem er den Adel des Landes ermahnte, Bonifatius bei seiner mühevollen Arbeit zu helfen. Da in dem Lande noch viel Heidentum steckte, gab der Bischof Daniel Bonifatius kluge Ratschläge, wie er die heidnischen Anschauungen widerlegen und mit freundlicher Überredung für das Christentum wirken könne. Die größte Schwierigkeit lag in der Lauheit und Widerspenstigkeit unter den christlichen Geistlichen selbst. Den Priesterstand in Thüringen zu reformieren, worauf doch schließlich alles ankam, erwies sich fast als unmöglich. Bonifatius kam deshalb bald in die größten Gewissenskonflikte. Wie sollte er sich diesen Priestern gegenüber verhalten, die er als Seelsorger nicht anzuerkennen vermochte? Beseitigen konnte er sie nicht, und selbst wenn es ihm gelungen wäre, so hatte er keine anderen an ihre Stelle zu setzen. Sollte er nun die Taufen anerkennen, die sie vollzogen hatten? Der Papst antwortete darauf klugerweise mit einem unbedingten Ja. Wie sollte er ferner in seinem Verkehr mit ihnen sich verhalten? Er konnte nicht gänzlich ihre Gemeinschaft meiden. Überall mußte er mit ihnen rechnen, denn ihnen verblieb doch die Seelsorge. Einen entscheidenden Einfluß vermochte er nicht auf sie auszuüben. Den Kirchendienst in dem Lande nach der kanonischen Ordnung zu regeln, einen Bischof einzusetzen, die Geistlichen auf das Zölibat und die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften und Glaubenssätze zu verpflichten, erwies sich als undurchführbar. Bonifatius' Seelennot geht aus den Briefen, die er an den Bischof Daniel richtet, deutlich hervor. Er bekennt, daß er eine geschlossene kirchliche Gemeinschaft vorgefunden habe, die sich dem päpstlichen Einfluß entzog und nach eigenem Gutdünken wirtschaftete. Ohne den Schutz des Frankenfürsten vermöge er nichts, er könne ohne ihn weder die Gemeinden leiten noch die rechtgläubigen Geistlichen, Mönche und Nonnen schützen und nicht einmal die heidnischen Gebräuche und den Götzendienst ohne seinen Auftrag und die Furcht vor ihm hindern. Daniel konnte ihm nur raten, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Wie solle er sich von den falschen Priestern und Brüdern fernhalten, wenn er nicht ganz aus dieser Welt scheiden wolle? Auch Christus habe mit den Sündern gegessen. Nützliche Verstellung sei in diesem Falle angebracht. Auch in die Arche seien reine und unreine Tiere gekommen.

Erst viel später reiften die Früchte von Bonifatius' Arbeit. Noch nach dem Jahre 735 klagt er in einem Briefe an den Erzbischof Egbert, daß ein Priester, der, wie er sagt, in Hurerei zurückverfallen war, von den Franken wieder in seine Pfarrei eingesetzt sei und in einem weiten Bezirke das gläubige, aber irrende Volk leite. Entfernen könne er ihn nicht, dann blieben die Kinder ungetauft. Auch in einem anderen Falle habe er es für angebracht gehalten, den Geistlichen im Amt zu lassen, weil es besser sei, die Sündengefahr und Verwegenheit eines Menschen zu dulden als den Verderb und Untergang der Seelen in einer ganzen Gemeinde. Die Verhältnisse wurden erst besser, als eine größere Schar von Missionaren aus

Bonifatius' Heimat herüberkam und das Bekehrungswerk im großen organisiert wurde.

Vorläufig konnte Bonifatius sich nur mühsam behaupten. Der Bezirk um Erfurt und Gotha scheint die Gegend gewesen zu sein, in der er zuerst Förderer und Freunde fand und auch die längste Zeit sich aufhielt. Er lebte aber als ein Bauer unter Bauern. Den Lebensunterhalt mußte er sich mit den Brüdern selbst durch seiner Hände Arbeit gewinnen. Sein Dasein war höchst bescheiden und mühevoll und entsprach nicht seiner hohen kirchlichen Stellung. Bei den Sachseneinfällen mußte er mit den Gefährten mehrfach die Flucht ergreifen und Not und Gefahren leiden.

Reicher als in Thüringen waren zunächst die Früchte, die Bonifatius in Hessen erntete. Die Einzelheiten seiner Wirksamkeit sind schwer zu übersehen. Sein erster Stützpunkt war Amöneburg. Von hier aus führt der Weg an der Schwalm zu einer Stelle, wo das Tal sich zu einer ebenen Fläche erweiterte. Hier stieß Bonifatius auf die Büraburg (Buraburg). Nach seinem Bestreben, sich möglichst die befestigten Plätze als Stützpunkte zu wählen, gründete er auch hier eine Niederlassung. Er wählte den Ort unmittelbar dabei, der an der Eder lag, Frideslar, heute Fritzlar, zu einer klösterlichen Niederlassung. Die Leute in der Gegend waren, wenigstens zum größten Teil, Christen, aber viel Heidnisches lebte noch in ihnen fort. Bei dem benachbarten Dorfe Geismar stand auf einem Berge (dem heutigen Johannisberge) eine alte Eiche, die von alters her dem Heidengott Donar geweiht war und immer noch als heilig galt. Die Niederlegung dieser Eiche durch Bonifatius ist allgemein bekannt. Sie erscheint als der zusammengefaßte Ausdruck des Bekehrungswerkes im deutschen Lande. Daß Bonifatius mit seinen Leuten den Baum gefahrlos fällen konnte, zeigt aber, wie sehr der christliche Gedanke schon Boden gewonnen hatte. Er tat es umgeben von einer christlichen Gemeinde. Die Anhänger des alten Glaubens, die dabei waren, sahen mit Schrecken, wie die Hand an den heiligen Baum gelegt wurde und er jählings zusammenstürzte, ohne daß der Gott irgendwelchen Widerstand leistete oder den Frevler strafte. An der Stelle wurde dann eine Kapelle errichtet. Fritzlar blieb ein Lieblingsort des Bonifatius. Hier hat er auch später manche Zeit verbracht. Die Gründung der Klöster Hersfeld und Fulda nahm von hier ihren Ausgang. Fulda wurde dann der Platz, den er auf deutscher Erde am meisten liebte. Dort saß er manche Stunde auf der Anhöhe, die seither der Bischofsberg genannt wurde (der heutige Frauenberg) und sah dem Bau des Klosters zu. Hierhin wollte er sich 751, hochbetagt und kampfesmüde, zurückziehen, um eine kurze Zeit der Ruhe zu genießen. Hier wollte er auch begraben sein. Sein Wunsch fand Erfüllung, und noch heute ist es, als ob sein Geist diese Stätte umschwebte.

Im Jahre 738 reiste Bonifatius zum dritten Male nach Rom. Große Erfolge vermochte er dem Papste nicht zu berichten. Aber Gregor der Dritte der seit 731 auf dem Stuhle Petri saß, ein Syrer von Geburt, klug und weitblickend, erkannte richtig, was er an Bonifatius hatte. Er machte ihn zu seinem Stellvertreter für die deutschen Lande und das ganze fränkische Reich. An die Adligen und Gemeinfreien in Thüringen und Hessen richtete er ein Schreiben, sie sollten Bonfatius,

der die Regel und Norm des apostolischen und katholischen Glaubens genau kenne, würdig empfangen, die Bischöfe und Priester, die er einsetze, annehmen und, wenn er etwa solche, die von dem Pfade des rechten Glaubens abirrten, beseitige, soll er von ihnen darin nicht gehindert werden. Mit neuen festen Vorsätzen kehrte Bonifatius zurück und ging nun nach Bayern. Dort war er schon einmal, vermutlich vier Jahre vorher, bei seiner Rückkehr vom fränkischen Königshofe, gewesen, ohne aber bei dem damaligen Herzoge Hugbert nennenswerte Erfolge zu erzielen. Es wird nur angeführt, daß er einen Priester, namens Erenwulf, der ketzerische Lehren verbreitete, in den Bann tat. Als er nun zurückkam, war Hugbert gerade gestorben, und Odilo hatte die Herrschaft übernommen. Bei ihm fand Bonifatius ein größeres Entgegenkommen. Der Grund war freilich wohl ein anderer, als Bonifatius selbst vermutete. Der Herzog suchte in dem Papst einen Rückhalt gegen die fränkische Oberherrschaft.

Gregor richtete, um Bonifatius zu legitimieren, an die Bischöfe Wiggo, Liudo, Ridolt, Vivilo und Adda ein Schreiben. Wiggo ist der Bischof, der Regensburg und Augsburg eine Zeitlang leitete, ein Angehöriger des bayrischen Herrscherhauses, Liudo war Bischof von Speyer, Ridolt Bischof von Konstanz, Adda ist der Bischof Etto von Straßburg, der frühere Abt der Reichenau. Vivilo saß in Passau. In dem Schreiben heißt es: „Es ist angebracht, daß ihr Unseren Mitbischof, Bruder und Stellvertreter kennenlernt und würdig empfangt und den Kirchendienst wie den katholischen Glauben nach Gewohnheit und Richtschnur der katholischen und apostolischen Kirche Gottes von ihm annehmet und angemessen haltet und die heidnischen Gebräuche und Lehren ins Land kommender Briten oder falscher ketzerischer Priester ableget und ehebrecherische Geistliche, woher sie auch seien, ablehnt und beseitigt." Es gelang auch Bonifatius rasch, das Kirchenwesen in Bayern zu organisieren. Er teilte das Land in vier Bistümer nach den vier bereits bestehenden Metropolen. Die Durchführung der Reform scheint sich ohne Reibung vollzogen zu haben. Wiggo, der schon über siebenzig Jahre alt war, erhob wohl keinen Anspruch, neu ordiniert zu werden. Deshalb wurde Gawibald, seinem Namen nach vermutlich ein Bayer aus vornehmem Geschlecht, als Leiter der Kirche in Regensburg eingesetzt. In Salzburg war der Abt und Bischof Flobrigis gerade gestorben. Für ihn trat Johannes ein, ebenfalls als Abt und Bischof zugleich, wie es scheint, einfach als der älteste der Brüder. In Passau blieb Vivilo, der sich vom Papste selbst die Ordination geholt hatte, in Freising Erembert, der Bruder und Nachfolger Corbinians. Die vier Bischofssitze bestimmten sich ohne weiteres von selbst. Bonifatius' Tätigkeit war also keineswegs so umstürzlerisch, wie es zuerst erscheint. Am 29. Oktober 739 ist nach einem Brief des Papstes die Organisation bereits vollzogen. „Ich erfahre," schreibt er, „was du in Bayern ausgerichtet hast. Gott hat die Tür des Erbarmens und der Güte zur Erkenntnis des Heilsweges in jenen Ländern geöffnet. Er schickte seine Engel dir voraus, die dir die Bahn frei machten."

Kurz darauf zog Bonifatius weiter nach Thüringen. Er hatte jetzt bessere Aussichten auf Erfolg, da er eine größere Schar von Helfern mitbrachte. Als er Bayern verlassen hatte, traten die wahren Absichten, die der Papst mit dem Lande hatte, un-

verhüllt zutage. Sie entsprachen wohl von Anfang an den Plänen, die der Herzog selbst verfolgte. Aber da er mit der Ausführung dieser Pläne zu zögern schien, sandte der Papst seinen Nuntius Sergius nach Bayern und forderte Odilo offen zur Loslösung vom Frankenreiche auf. Die Folgen ließen nicht auf sich warten. Odilo hatte die Tochter Karl Martells, Hiltrud, die zu ihm geflüchtet war, gegen den Willen ihrer Brüder Karlmann und Pippin geheiratet. Dadurch kam es zum offenen Bruch zwischen ihm und den Frankenherrschern. Diese rückten 743 mit einem Heere gegen ihn vor, und am Lech wurde die entscheidende Schlacht geschlagen. Auf der bayrischen Seite fochten Sachsen, Alemannen und Slaven. Die Bayern hatten am Ufer des Flusses ein festes Lager bezogen. Die Franken aber überschritten abseits von dieser Stelle den Fluß und griffen den Feind von der Seite an. Die Bayern mit ihren Hilfstruppen erlitten eine völlige Niederlage, Odilo floh mit wenigen Leuten über den Inn. Der päpstliche Nuntius fiel in die Hände der Franken, die ihm höhnend seine verräterischen Absichten vorhielten. Damit war die Herrschaft der Franken aufs neue gestärkt, und das Land nördlich von der Donau wurde von ihnen fest in Besitz genommen.

Bonifatius konnte nach Karl Martells Tode auch in Thüringen entschiedener vorgehen. Die neuen Machthaber, Karlmann und Pippin, machten den Priestern die Ehelosigkeit zur Pflicht. Die bestehenden Ehen sollten gelöst werden, was freilich sicher nicht in allen Fällen gelungen ist, und einige der Hauptgegner des Bonifatius mußten seinem Einflusse weichen. Welche nähere Bewandtnis es mit den vier thüringischen Geistlichen hatte, die Willibald namentlich aufführt, wissen wir nicht. Vielleicht sind sie die einzigen gewesen, die das Land verlassen mußten. Nach der Organisation der Kirche in Bayern wurde im Jahre 740 eine erste bayrische Synode abgehalten. Im Jahre 741 starb der Papst Gregor, und Zacharias trat an seine Stelle. In diesem Jahre begründete Bonifatius die neuen Bistümer Würzburg, Büraburg, Eichstätt und Erfurt. Am 21. April 742 war die sogenannte germanische Synode, die, wie man vermutet, in Frankfurt stattfand. An ihr nahmen die Bischöfe teil, die Bonifatius inzwischen eingesetzt hatte, Burkhard von Würzburg, Witta von Büraburg und Willibald von Eichstätt. Ein Bischof von Erfurt wird uns nicht genannt. Außerdem waren bei der Synode nur noch Reginfrid von Köln und Etto von Straßburg und ein Bischof Dadan, in dem der von Bonifatius eingesetzte Bischof von Utrecht vermutet wird. Jedenfalls hatte Bonifatius mit seinem Anhang auf der Synode die Mehrheit. Die Beschlüsse der Kirchenversammlung waren für das Bekehrungswerk von großer Bedeutung. Zunächst wurde festgesetzt, daß jährlich eine Synode abgehalten werden sollte. Eine zweite Bestimmung bezog sich auf die Beseitigung der falschen Priester, die der kanonischen Ordnung nicht entsprachen. Den Priestern wurde das Waffentragen verboten. Damit sollte gegen die Laienbischöfe angegangen werden, die ihr weltliches Gebaren beibehielten und trotz ihrer Kirchenwürde in den Kampf zogen. Die Priester sollten dem Bischof ihres Bezirkes untertan sein. Damit wurde die Grundlage der Diözesanverfassung gegeben. Fremde Bischöfe und Priester sollten vor der Probation durch die Synode nicht zugelassen werden. Gegen die Gebräuche der irischen Kirche richtete sich die Bestimmung, daß die Geistlichen nicht das auch von

den Laien getragene Sagum, sondern die Casula als Amtskleid benutzen sollten. Keine Frau sollte im Hause eines Geistlichen wohnen dürfen. Der Verkehr mit einer Frau sollte durch klösterliche Haft bei Wasser und Brot und Auspeitschung bestraft werden. Andere Bestimmungen verlangten die Bekämpfung der heidnischen Gebräuche, der Totenopfer, des Wahrsagens und Loswerfens, der Verwendung von Amuletten und Zaubertränken, der Opfer, die nach heidnischer Sitte bei den Kirchen für Märtyrer und Bekenner dargebracht wurden, endlich des Notfeuers. Sehr wichtig war die letzte Bestimmung, daß Äbte und Mönche die benediktinische Klosterregel beobachten sollten. Damit war der Sieg der benediktinischen Ordnung gegeben. Aber wenn man bedenkt, daß der Bischof Etto von Straßburg, der selbst einem irischen Kloster entstammte, dieser Bestimmung ohne weiteres beipflichtete, so muß man daraus doch schließen, daß die Umgestaltung keineswegs so tiefgreifend und gewaltsam war, als es zuerst den Anschein hat. Ein wirklicher Gegensatz hat zwischen der columbanischen und der benediktinischen Klosterregel nicht bestanden.

Den Beschlüssen des germanischen Konzils wurden am 1. Mai 743 von Pippin auf der Synode in Estinnes die Bestätigung gegeben. Damit hatten sie auch die Billigung des weltlichen Herrschers erlangt, und Bonifatius fühlte sich nun berechtigt, seine Reformen energisch durchzuführen. Am heftigsten bewegte ihn die Verweltlichung des Priesterstandes im fränkischen Lande. „Zum großen Teil", klagt er in seinem ersten Schreiben an den Papst Zacharias, „sind die Bistümer in die Hände von Laien gegeben und von ehebrecherischen Geistlichen, Zöllnern und Sündern, damit sie die Einkünfte genießen. Es sind Diakone da, die von Jugend an in Unzucht und Ehebruch gelebt haben. Einzelne haben vier bis fünf Beischläferinnen gehabt, verschiedene Priester haben diesen Lebenswandel fortgesetzt und sind gleichwohl Bischöfe geworden. Andere Bischöfe sind zwar keine Hurer und Ehebrecher, aber Trunkenbolde und Jäger, sie kämpfen im Heere und vergießen mit eigener Hand das Blut von Menschen, seien es Heiden oder Christen."

Bonifatius sah es als seine Mission an, die Verhältnisse im ganzen Frankenreiche zu bessern. Aber leicht wurde ihm das nicht gemacht. Solange seine Tätigkeit im ostrheinischen Gebiete sich abspielte, ließ man ihn gewähren. Sowie er sich aber in die kirchliche Ordnung des alten Stammlandes einmengte, erwuchsen ihm heftige Widerstände. Gerade hier aber hatte die Vergebung von Bischofssitzen an Laien unter Karl Martell weit um sich gegriffen. Von diesen Laienbischöfen ging die stärkste Opposition gegen Bonifatius aus. Unter ihnen machten sich Gerold von Mainz, sein Sohn und Nachfolger Gewilieb und Milo von Trier besonders bemerkbar. Gerold fand bei einem verräterischen Überfall der Sachsen 743 seinen Tod. Milo hatte sich außer dem Bistum Trier auch das Bistum Reims angeeignet, das nach der Vertreibung Rigoberts durch Karl Martell erledigt war. Er mußte es aber auf Bonifatius' Drängen räumen und einem Mönche Abel überlassen. Bonifatius nahm großes Ärgernis an dem weltlichen Lebenswandel Milos. Aber der Papst forderte ihn auf, Milo sein unheiliges Verhalten nur zu verweisen und, wenn er nicht folge, ihn gewähren zu lassen, er werde seine Sünden im Jenseits schon büßen müssen. So sehr scheute der höchste Herr der Kirche

sich doch, gegen die Großen des Frankenreiches vorzugehen. Später verlor Milo auf einer Eberjagd das Leben.

Die ganzen letzten Lebensjahre des Bonifatius sind angefüllt mit unaufhörlichen Streitigkeiten und Kämpfen. Je älter er wurde, um so erbitterter ging er gegen die Mißbräuche in der Kirche an, und je mehr er fühlte, daß es ihm nicht gelang sie auszurotten, um so strenger wurde er in seinen Forderungen und um so eifriger war er bemüht, auch dem kleinsten Übelstande abzuhelfen. Dabei schoß er häufig genug über das Ziel hinaus. In Bayern hatte ein Priester, der des Lateinischen nicht recht kundig war, in der Taufformel falsche Wortendungen gebraucht. Bonifatius erklärte nun die Taufen für ungültig und forderte die Priester Sidonius und Virgil auf, sie neu zu vollziehen. Diese beschwerten sich darüber bei dem Papste, der Bonifatius sein Verlangen ernsthaft verwies, indem er sagte, die Taufen hätten doch immerhin im Namen der heiligen Dreifaltigkeit stattgefunden und seien deswegen gültig. Eine Anzahl von Leuten war von Priestern getauft worden, die heidnischen Gebräuchen anhingen, indem sie Stiere und Böcke opferten und dann verzehrten. Diese Priester waren lange tot, die Menschen, die sie getauft hatten, konnten aber die Frage, ob sie auch wirklich im Namen des dreieinigen Gottes getauft seien, nicht bejahen. Darauf taufte Bonifatius sie einfach allesamt noch einmal.

Als seine Hauptaufgaben erschienen ihm die Durchführung der Diözesanverfassung, die der Seelsorge eine geordnete Verwaltung und feste Grundlage gab, und die Reinigung des Priesterstandes. Unter den falschen Priestern, gegen die sich sein Kampf richtete, sind namentlich zwei besonders hervorgetreten, Aldebert und Clemens. Aldebert ist von dem Papste selbst treffend als ein zweiter Simon Magus bezeichnet worden. Er war ein phantastischer Wundermann, halb Betrüger und halb Prophet, der Abstammung nach ein Romane und ein Wanderbischof irischer Observanz, der in Frankreich umherzog. Bonifatius warf ihm vor, er habe einmal eine Schar von verkommenen Menschen gedungen, die sich als Blinde, Taube und Lahme ausgeben mußten und die er nun am Königshofe von ihren erheuchelten Leiden scheinbar heilte, um seine Wunderkraft zu erweisen. Er hatte auch eine Lebensbeschreibung von sich verfassen lassen, die in einem jämmerlichen Latein seine Verdienste pries und ihn als den durch viele Wunderzeichen bestätigten Propheten Gottes darstellte. Ferner wies er einen Brief von Jesus Christus vor, der in Jerusalem vom Himmel gefallen, von dem Erzengel Michael gefunden und durch viele Hände hindurch zu ihm gelangt sein sollte. Es ist der Anfang eines Gebetes von ihm erhalten, das uns deutlich den Menschen in seiner bombastischen Gottesverehrung zeigt. Es beginnt: „Allmächtiger Herr Gott, Vater des Gottessohnes Christus, unseres Herrn Jesus, du Alpha und Omega, der du sitzest auf dem siebenten Throne über Cherubim und Seraphim, große Güte und viel Sanftheit ist bei dir. Vater der heiligen Engel, der die Himmel und die Erde geschaffen hat, das Meer und alles, was darin ist, dich rufe ich an und schreie zu dir und lade dich zu mir Armen, weil du gesagt hast: was ihr von dem Vater in meinem Namen bittet, das wird er euch gewähren. Zu dir flehe ich, zu dir rufe ich, dir, Herr, vertraue ich meine Seele. Ich bitte euch und beschwöre euch, ich flehe zu

euch, Engel Uriel, Engel Raguel, Engel Tubuel, Engel Michael usw." Diese Engelgesellschaft, die er sich selbst zusammenberufen hatte, erregte namentlich schweren Anstoß, weil hier angeblich böse Geister als Engel eingeführt wurden. Auch in der Art, wie er den Gottesdienst übte, schien das Heidentum wieder aufzuleben. Er stellte Kreuze und Kapellen im Felde auf und verführte das Volk, die öffentlichen Kirchen liegen zu lassen und zu den Stätten zu pilgern, die er selbst eigenmächtig für den Gottesdienst bestimmt hatte. Er ließ sich selbst für heilig erklären, schenkte seine abgeschnittenen Nägel und Haare als Reliquien dem Volke. Statt im Namen der Apostel und Heiligen weihte er in seinem Namen Kirchen. Er verschmähte auch die Ohrenbeichte und pflegte nur zu sagen: „Ich verzeihe euch alle eure Sünden, denn euer Innerstes ist mir bekannt. Ihr braucht nicht zu beichten. Was ihr gefehlt habt, ist euch vergeben. Ziehet heim in Frieden." Bonifatius gelang es, bei der Synode in Soissons 744 den Wunderapostel zu beseitigen. Aber das Volk nahm das sehr übel und erhob den Vorwurf gegen Bonifatius, er habe ihnen einen heiligen Apostel, Schutzherrn und Prediger, einen Wundertäter und Propheten geraubt.

Bonifatius wandte sich deshalb unmittelbar an den Papst, indem er als seinen Gesandten Denehard mit den Beweisstücken und der Klageschrift nach Rom sandte. Der Papst Zacharias berief darauf eine römische Synode, auf der die Klage verhandelt wurde und deren Protokoll uns erhalten ist. Die Klage richtete sich gleichzeitig gegen den Iren Clemens, teils wegen seines Lebenswandels, teils wegen der Lehren, die er verbreitete. Die ihm vorgeworfene Unzucht bestand aber wohl nur darin, daß er als irischer Geistlicher verheiratet war und zwei Söhne hatte. Berechtigter waren die Vorwürfe gegen seine Lehre. Er behauptete, es sei recht und billig, die Witwe seines verstorbenen Bruders zu heiraten. Außerdem lehrte er, Christus habe, als er nach seiner Höllenfahrt wieder zum Himmel auffstieg, keine Seele darin gelassen, sondern in seiner Barmherzigkeit alle mitgenommen, und deswegen genössen alle Menschen, die vor Christus gelebt hatten, die ewige Seligkeit. Auch über Prädestination hatte er seine besonderen Ansichten. Er verachtete, heißt es, die Synoden, die Kirchenvorschriften und die Autorität der Kirchenväter und behauptete nach eigenem Ermessen Verwalter des christlichen Gesetzes sein zu können. Das Urteil der Synode lautete dahin, daß Aldebert verwarnt und, wenn er sich nicht bessere, mit dem Kirchenbann bedroht werde. Clemens wurde gleich in den Bann getan. Aldebert war entschieden die mächtigere Persönlichkeit, gegen die wegen ihres Einflusses eine gewisse Nachsicht geübt wurde. Sein Andenken lebte im Volke auch noch lange fort. Es wird erzählt, daß er nach seiner Verurteilung in das Kloster Fulda geschickt und dort in Haft gehalten worden sei. Er brach aber aus, zog die Fulda entlang und wurde von halbwilden Menschen, die im Walde die Schweine hüteten, erschlagen, beraubt und sein Leichnam unter Reisig versteckt. Der Stab, den er sich in seiner Zelle mit einem Stück Blech zurechtgeschnitzt hatte, wurde nach Mainz gebracht und über der Tür der Kirche des heiligen Albanus als ein Schaustück für die Vorübergehenden aufgehängt.

Immer noch blieb Bonifatius ohne festen Bischofssitz. In Mainz saß Gewilieb, Gerolds Sohn. Ihm war, wie es heißt, nichts vorzuwerfen, als daß er seine welt-



lichen Gewohnheiten beibehielt, ein leidenschaftlicher Nimrod war und mit Hunden und Falken auf die Jagd zog. Als nun 745 die Frankenherrscher den Rachezug gegen die Sachsen unternahmen, bei der die Feste Seeburg erobert wurde, sei auch Giwilieb mitgezogen. An der Weser standen die Heere auf beiden Ufern einander gegenüber. Da habe ein Kriegsmann, der die früheren Kämpfe mitgemacht hatte, Gewilieb einen der Sachsenführer gezeigt und ihm gesagt, der sei es, der seinen Vater erschlagen habe. Gewilieb habe darauf den Menschen angerufen und ihn aufgefordert, halbwegs in den Fluß zu schreiten, er habe mit ihm zu sprechen. Er sei ihm dann entgegengegangen, und als er ihn erreicht hatte, habe er ihn niedergeschlagen, so daß er im Flusse ertrank, indem er sprach: „Das ist die Vergeltung für den Mord meines Vaters." Diese Bluttat soll Bonifatius den Anlaß gegeben haben, auf Gewiliebs Entfernung zu dringen. Die Absetzung Gewiliebs war für ihn selbst von dem größten Vorteil, denn so wurde der Bischofsstuhl in Mainz frei. Gewilieb war wie seinem Vater das Bistum Mainz einfach aus ökonomischen Gründen gegeben worden. Als ihm nun sein Bischofsamt genommen wurde, ohne daß er etwas anderes getan hatte, als was nach den herrschenden Anschauungen recht und billig war, verlangte er, daß ihm die Bezüge aus dem Kirchengute gelassen würden. Er zog sogar nach Rom, um seine Ansprüche bei dem Papste geltend zu machen. Der Papst konnte aber selbstverständlich auf eine solche Auffassung nicht eingehen. Im Gegenteil war es ihm sehr erwünscht, daß nun sein Legat einen festen Sitz erhielt. Am 31. Oktober 745 beglückwünschte er Bonifatius, daß endlich ein Erzbischofssitz bestimmt sei für die Verwaltung aller Gebiete rechts des Rheins bis zu den heidnischen Gegenden hin. Aber die Schwierigkeiten waren noch nicht zu Ende. Eine starke Partei hielt zu Gewilieb gegen Bonifatius. Es war für Bonifatius nicht günstig, daß gerade im kritischsten Augenblicke Karlmann der Herrschaft entsagte. Pippin, der an sich nicht so kirchlich gesinnt war wie sein Bruder, für den viel mehr politische Gesichtspunkte im Vordergrund standen, suchte einen Ausweg, indem er dem Papste statt Mainz Köln als Sitz des Erzbischofs vorschlug. In Köln hatte bisher Reginfrid als Bischof gesessen. Er wurde für den inzwischen verstorbenen Grimo nach Rouen gebracht, und Köln wurde so frei. Eine fränkische Synode beschloß 745 die Erhebung Kölns zum Erzbistum und die Verleihung des neuen Metropolitansitzes an Bonifatius. Der Papst erklärte sich mit dem Tausch auch einverstanden. Aber es kam zu keiner Entscheidung. Der fränkische Hof hielt es schließlich doch nicht für angebracht, Bonifatius nach Köln zu setzen. Das traf Bonifatius sehr schwer, es war ein Sieg gerade der Partei, die er bekämpfte. Er meldete dem Papste Zacharias, was geschehen war, und bat, an seiner Stelle einen anderen Bischof einzusetzen, wenn es möglich sei, und ihn sich auf sein Legatenamt beschränken zu lassen. Endlich wurde in Köln Agilolf als Bischof eingesetzt und Bonifatius Mainz als fester Sitz gegeben (746).

Wie unsicher und zweideutig seine Lage lange Zeit war, geht auch aus dem Pallienstreit hervor, der sich viele Jahre hindurch fortzog. Als Milo das Bistum Reims räumte, mußte auch in Sens Merulf zurücktreten, und Bonifatius setzte dort Hartbert als Bischof ein. Er wollte nun den Bischöfen von Rouen, Reims und Sens, die seinen Ansprüchen zu genügen schienen, ein besonderes Zeichen

seiner Gunst geben und ersuchte den Papst, den Bischöfen Grimo, Abel und Hartbert das erzbischöfliche Pallium zu verleihen. Die Verleihung des Palliums durch den Papst hatte den Sinn, daß die damit Begabten sich verpflichteten, die reine katholische Lehre unverbrüchlich aufrechtzuerhalten und jede Verweltlichung des Kirchendienstes zu verhüten. Diese offenkundige Verpflichtung erschien den Bischöfen aber doch bedenklich, weil sie dadurch in eine Sonderstellung gedrängt wurden und ihnen bei den herrschenden Verhältnissen die Feindschaft mancher weltlichen und geistlichen Machthaber erwachsen konnte. Sie verweigerten deshalb die Annahme des Palliums und erklärten, die ganze Sache sei nur darauf abgesehen, von ihnen größere Geldsummen für den päpstlichen Stuhl zu erlangen. Bonifatius zog darauf seinen Antrag zurück und wollte das Pallium nur noch für Grimo haben. Dabei machte er in seinem blinden Pflichteifer dem Papste bittere Vorwürfe, daß er Kirchenwürden verhandele, denn er dachte nicht anders, als daß der Papst wirklich Geld verlangt habe. Zacharias aber wies die Anschuldigung mit Entrüstung zurück. Die Verhandlungen gingen dann weiter, bis im Jahre 744 der Papst wirklich den drei Bischöfen das Pallium verlieh und sie zu Erzbischöfen ernannte.

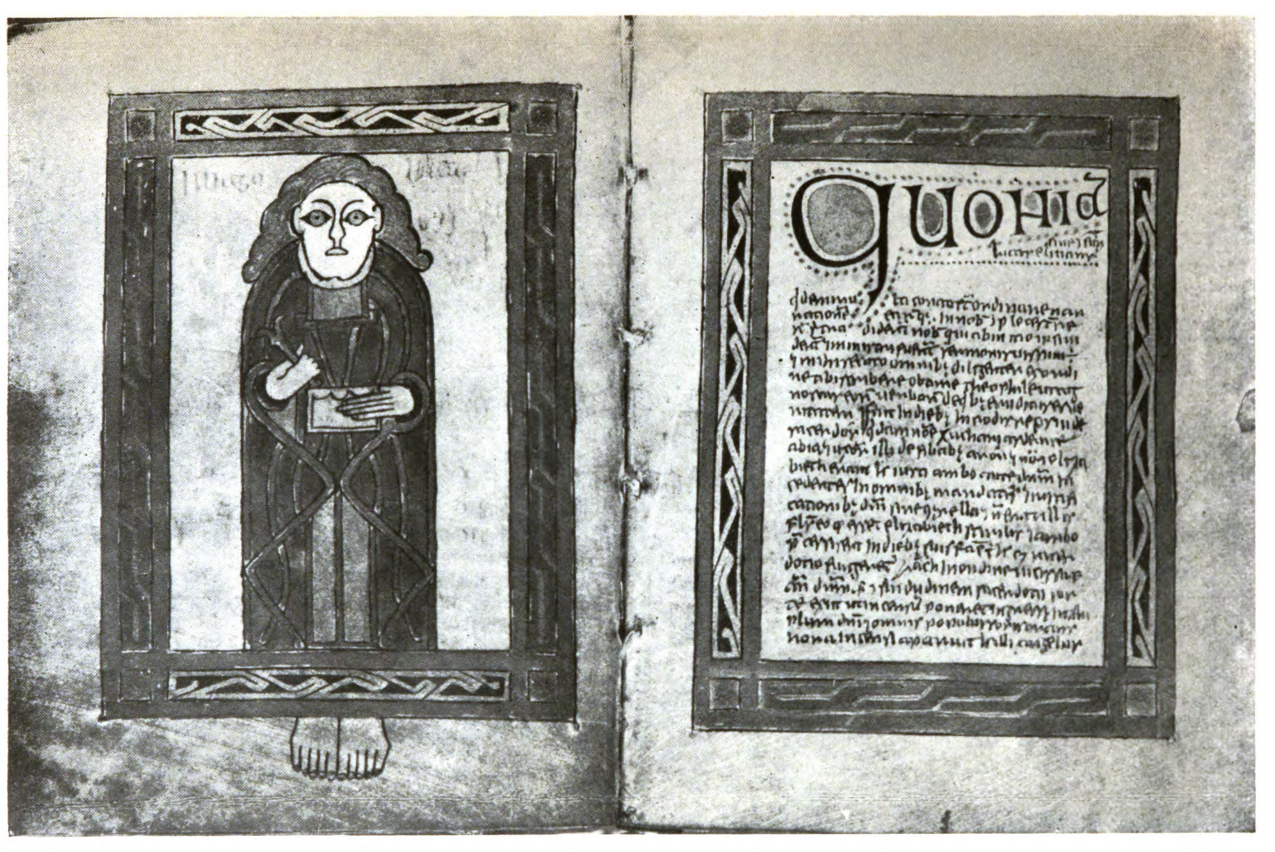
Auf den verschlungenen Pfaden der Politik fand sich Bonifatius schwer zurecht. Er erkannte nicht den tieferen Grund der Widerstände, die sich ihm entgegentürmten. Die Erfolge schienen ihm weit hinter dem erstrebten Ziele zurückzubleiben. Er glaubte seine Mission nicht voll erfüllt zu haben, und eine tiefe Verzagtheit ergriff ihn, wenn er bedachte, wieviel zu tun noch übrigblieb. Mit großer Sorge blickte er in die Zukunft. Was würde wohl das Schicksal der fränkischen Kirche nach seinem Tode sein? Sein Seelenzustand spricht sich deutlich in einem Briefe aus, den er an Lioba und zwei andere fromme Frauen in Bischofsheim schrieb: „Dieweil ich der Geringste und Unvollkommenste aller Abgesandten bin, welche die katholische apostolische römische Kirche zum Predigen des Evangeliums berufen hat, so betet, daß ich nicht sterbe, ohne die Frucht des Evangeliums zu ernten, daß ich nicht heimkehre ohne geistliche Söhne und Töchter, daß ich nicht, wenn der Herr zum Gerichte kommt, befunden werde als ein Mann, der sein Pfund vergraben hat, und daß ich nicht um meiner Sünden willen für alles, was ich getan habe, Strafe statt Lohn empfange von Dem, der mich gesandt hat. Denn viele – und das ist das Schlimmste – von denen ich glaubte, daß sie am Tage des Gerichts als fromme Schafe zur Rechten des Weltrichters stehen würden, haben sich als häßliche und störrische Böcke erwiesen. Bittet die Güte Gottes, daß er durch seinen erhabenen Geist mein Herz stärke, auf daß ich, den er als unwürdigen Hirten unter seinem Volke berufen hat, nicht bei dem Herannahen des Wolfes wie ein feiger Knecht fliehe, sondern daß ich vielmehr nach dem Vorbild des guten Hirten die Lämmer mit den Mutterschafen (d. h. die Gemeinden mit den Priestern) gegen die Ketzer, die Abtrünnigen und die Heuchler treu und standhaft zu verteidigen mich bemühe."

Höchst schmerzlich war für Bonifatius die Entwicklung der Verhältnisse in Bayern. Herzog Odilo verband sich im Jahre 744 mit dem Alemannenherzog Thiotbald und stärkte dadurch seine Stellung derart, daß Karlmann sich veranlaßt



sah, mit ihm Frieden zu schließen. Die Alemannen aber überfielen im nächsten Jahre, als Karlmann und Pippin im Sachsenlande waren, das Elsaß. Karlmann lud sie darauf 746 zu Friedensverhandlungen ein, die in Cannstatt geführt wurden. Da er aber ihrer Aufrichtigkeit mißtraute, überfiel er sie hinterrücks und ließ die meisten von ihnen töten. Vielleicht war es die Reue über diese Tat, die ihn trieb, im folgenden Jahre der Herrschaft und der Welt zu entsagen und nach Rom zu ziehen, um Vergebung seiner Sünden zu erlangen und sein Leben im Kloster auf dem Monte Cassino zu enden. Odilo hatte inzwischen in Salzburg 745 nach dem Tode des Johannes den Iren Virgil als Bischof eingesetzt. Das war ganz und gar nicht nach Bonifatius' Sinn. Er führte deshalb auch gegen Virgil und den späteren Bischof von Passau, Sidonius, Beschwerde bei dem Papst und verdächtigte sie ebenso der Irrlehre wie der Verhetzung des Herzogs. Der Papst gab Bonifatius nach, indem er beide zur Verantwortung nach Rom lud. Aber der ganze Streit verlief sich im Sande, wie es von Anfang an wohl des Papstes Absicht war. Er selbst begünstigte Odilos Selbständigkeitsbestrebungen und dachte nicht daran, es mit ihm zu verderben. Bonifatius war zur Untätigkeit verdammt und konnte keine Änderungen nach seinem Sinne herbeiführen. So kam das eigentümliche Verhältnis zustande, daß er, dessen ganzes Streben dahin ging, die beherrschende Stellung des Papstes zu sichern, doch wieder in seinen Absichten durch die politischen Beweggründe des Papstes gehindert wurde, ohne daß dieser dem glaubenseifrigen Apostel offen seine Stellungnahme bekannte. Es lag darin ein gewisses Versteckspiel, das aber im vorliegenden Falle wohl der einzig mögliche Ausweg war.

Virgil, mit seinem ursprünglichen Namen wahrscheinlich Fiorgill, d. h. reiner Knabe, geheißen, war 743 Abt in Aghabol geworden, zog dann aber nach Frankreich, traf in Quiercy mit Pippin zusammen und reiste, vielleicht auf Pippins Veranlassung, zusammen mit Sidonius und Dobdagrek, der später Abt am Chiemsee wurde, weiter nach Bayern zu Odilo. Virgil war wissenschaftlich sehr gebildet, er besaß ausgedehnte geometrische und astronomische Kenntnisse. Nach seinem Tode erhielt er geradezu den Namen „der Geometer". Bonifatius warf ihm die ketzerische Lehre vor, daß auch unterhalb der Erde Menschen wohnen sollen und auch dort eine Sonne und ein Mond scheine. Er hat dabei, selbst naturwissenschaftlich völlig ungebildet, Virgils wahre Meinung offensichtlich mißverstanden. Es handelt sich um die Kugelgestalt der Erde, die Virgil aus irgendwelchen Schriften kennengelernt hatte. Die Bewohner unterhalb der Erde sind die Antipoden. Sonne und Mond kreisen um die Erde und scheinen, wenn sie bei uns untergegangen sind, den Menschen auf der anderen Seite der Erde. Man kann nur annehmen, daß Virgil mit einer für seine Zeit überraschenden Klarheit sich das astronomische Weltbild ausgebaut hatte. Auch seine äußere Wirksamkeit ist eine ausgebreitete gewesen. Er schickte Abgesandte nach Kärnten, um dort das Christentum zu begründen. Fortdauernd hat er ein großes Ansehen genossen. Er blieb bis zu seinem Tode 784 unangefochten in Salzburg. Zunächst verwaltete er als Abt des Klosters das Bistum, wie überhaupt die Abgrenzung der Funktionen des Abtes und des Bischofs erst allmählich sich klärten. Dann wurde er 767 zum Bischof geweiht. Alkuin



Doppelblatt des von Bonifatius gebrauchten Cadmug=Evangeliar
Anfang des Lukas=Evangelium. Fulda, Landesbibliothek

hat ihm eine Grabschrift gewidmet, die seiner mit großer Verehrung gedenkt. Bonifatius' Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit ist demnach ohne Wirkung geblieben.

Die Angst vor ketzerischen Ansichten steigerte sich bei Bonifatius allmählich fast ins krankhafte. Überall spähte er ängstlich umher, ob er nicht Spuren solcher Irrlehren entdeckte. Auch gegen die Zustände am Sitze des Papstes selbst richteten sich seine Klagen. Die Menschen, die der höchste Herr der Christenheit zur rechten Glaubenszucht führen sollte, begegneten, sagte er, wenn sie nach Rom kämen, höchst ärgerlichen Vorbildern. Tag und Nacht, so erzählten sie, hätten beim Jahreswechsel die Bewohner der ewigen Stadt gezecht, Tag und Nacht habe sich um die Kirche des heiligen Petrus der heidnische Reigen geschlungen. Vielfach mußte der Papst ihm gegenüber ausgleichen und mildern, so bei der Beurteilung der Verwandtenehe, wo der Papst vom dritten Grade der Verwandtschaft an die eheliche Verbindung freigab. Aus der Besorgtheit, in allen Punkten genau der kanonischen Ordnung zu folgen, entwickelte sich bei Bonifatius in den letzten Lebensjahren eine ängstliche Kleinigkeitskrämerei. Er belästigte geradezu den Papst mit Anfragen über die nichtigsten Dinge. So fragt er ihn, wann der im Rauch hängende Speck gegessen werden dürfe, ob die Pflicht der Fußwaschung auch auf die Nonnen ausgedehnt werden dürfe, worauf der Papst einfach antwortet: Warum nicht? Frauen sind wie die Männer doch Kinder Gottes. Wenn es schon bei dem Papste die äußerste Geduld und Nachsicht erforderte, Bonifatius' Wünschen und Fragen standzuhalten, so kann man sich denken, daß er mit seinen unausgesetzten Klagen und Forderungen dem Frankenherrscher nicht gerade bequem war. Bonifatius' heftigste Feindschaft richtete sich gegen viele der Leute, die unter dem fränkischen Adel das größte Ansehen genossen. Pippin hielt sich Bonifatius gegenüber deshalb in einer vorsichtigen Reserve. Erst nach dem Jahre 750 ist eine stärkere Begünstigung zu spüren. Der Grund ist leicht einzusehen. Pippin suchte eine engere Verbindung mit dem römischen Stuhle, um mit der Zustimmung des Papstes den Königstitel zu erlangen. Ihm lag daran, Bonifatius für seinen Plan zu gewinnen. Bonifatius zeigte sich auch einverstanden, wenn der Papst seine Einwilligung gab. Das konnte Pippin selbst nur recht sein. Im Sommer 751 schickte er deshalb den Abt Fulrad von St. Denis und Bonifatius' Jünger und Landsmann, den Bischof Burkhard, zu dem Papst Zacharias und fragte bei ihm an, ob nicht dem wirklichen Herrscher auch die Königswürde zukomme. Im Herbst kamen die beiden Gesandten zurück und Bonifatius vollzog darauf im Soissons 752 die Vorweihe an Pippin. Damit war seine beherrschende Stellung in der fränkischen Kirche besiegelt.

Aber er vermochte die Früchte seines schließlichen Erfolges nicht mehr zu ernten. Zunächst traf ihn ein schwerer Kummer. Die Sachsen waren 752 in das christliche Land eingebrochen und hatten mehr als dreißig der Kirchen, die Bonifatius vordem betreut und teilweise selbst erbaut hatte, geplündert und eingeäschert. Im nächsten Jahre folgte der Rachzug der Franken in das sächsische Land. Bonifatius ging trotz seines hohen Alters nach Thüringen, um die zerstörten Kirchen wieder aufzubauen. Er konnte aber die Wiederherstellungsarbeiten nur in die Wege leiten und mußte bald nach Mainz zurückkehren. Ihn drückte immer mehr der Gedanke, wie er die Fortführung seines Werkes sichern sollte. Schon 752 hatte

er Lullus zu seinem Nachfolger bestimmt. Er selbst wollte wieder einfacher Bischof und nur Legat des päpstlichen Stuhles sein.

Eine neue Streitigkeit erhob sich aber mit dem Bischof von Köln. Dieser beanspruchte für seinen Sitz das Bistum Utrecht und damit die ganze Seelsorge für das westfriesische Land. Bonifatius hatte einen seiner Jünger, wie man vermutet, den bei der germanischen Synode genannten Bischof Dadan, als Verwalter des Bistums in Utrecht eingesetzt. Es traf ihn ins Lebensmark, wenn er Friesland für seinen Verwaltungsbezirk verlor. Er verhandelte deshalb mit dem Bischof von Köln, konnte aber zu keiner Einigung mit ihm gelangen. In seiner Not rief er die Entscheidung des Papstes an. Zacharias war 752 gestorben und an seine Stelle war Stephan der Zweite getreten. An ihn schreibt Bonifatius nun: „In der Zeit des Papstes Sergius kam zu der Schwelle der heiligen Apostel ein Priester von ungewöhnlicher Enthaltsamkeit und Heiligkeit aus dem Stamme der Sachsen, der Wilbrord und mit anderem Namen Clemens geheißen war. Der genannte Papst weihte ihn zum Bischof und sandte ihn aus, um dem heidnischen Volke der Friesen an den Gestaden des Westmeeres zu predigen. Er predigte dort fünfzig Jahre und bekehrte das genannte Volk der Friesen größtenteils zum christlichen Glauben, zerstörte die heidnischen Tempel und Heiligtümer, baute Kirchen und errichtete den Bischofssitz und eine Mutterkirche zu Ehren des heiligen Erlösers in der Stadt und Burg, die Trajectum (Utrecht) heißt. Und an diesem Orte und in der Kirche des heiligen Erlösers, die er erbaut hatte, blieb er in seinem Amte bis in sein hohes Greisenalter. Er setzte einen Landbischof ein, um den Gottesdienst zu leiten, und als er die Tage seines langen Lebens beschlossen hatte, ging er in Frieden ein zum Herrn. Der Frankenfürst Karlmann aber vertraute mir diesen Sitz an. Ich sollte dort einen Bischof einsetzen und weihen. Das habe ich auch getan. Jetzt aber beansprucht der Bischof von Köln den Sitz des vom Papste geweihten Bischofs Clemens für sich und behauptet, daß er zu seinem Bezirk gehöre wegen des Fundamentes eines von den Heiden zerstörten Kirchleins, das Wilbrord bis zum Erdboden vertilgt in Utrecht vorfand und mit eigener Mühe von Grund aus wieder aufbaute und dem heiligen Martin weihte. Und er gibt an, daß von dem alten Frankenkönig Dagobert die Burg Utrecht mit der zerstörten Kirche dem Kölnischen Sprengel geschenkt worden sei unter der Bedingung, daß der Bischof von Köln das Volk der Friesen zum christlichen Glauben bekehre und ihr Prediger sei. Das hat er aber nicht getan. Er hat nicht gepredigt, er hat die Friesen nicht bekehrt, sondern das Volk blieb heidnisch, bis der verehrungswürdige Papst Sergius den Bischof Wilbrord als Prediger zu dem Volke schickte und dieser es, wie ich sagte, bekehrte. Ich antwortete ihm, daß die Weihe durch den Papst Sergius und die Sendung des Predigers Wilbrord größeres Gewicht haben müsse, indem es sich um ein dem römischen Stuhl unmittelbar unterstelltes Bistum zur Bekehrung der Friesen handele – denn zum großen Teil sind sie noch heidnisch – als die verlassenen Fundamente eines zerstörten Kirchleins, das von den Heiden niedergerissen und durch die Saumseligkeit der Bischöfe liegengelassen war. Aber er wollte das nicht zugeben. Gebt Ihr mir nun Eure väterliche Entscheidung. Wenn es richtig ist, was ich dem Kölner Bischof geant-

wortet habe, so bestärkt es kraft Eurer Amtsgewalt durch den päpstlichen Befehl, dann bleibt der feste Sitz dort erhalten. Ihr könnt mir helfen, wenn Ihr aus dem Schrein Eurer Kirche mir die Schrift schicken laßt, die der Papst Sergius dem Bischof Wilbrord ausgefertigt hat, damit ich durch das Gewicht Eurer Heiligkeit seinen Widerspruch besiegen kann. Wenn es aber Eurer Heiligkeit anders recht dünkt, so gebt mir Eure väterliche Entschließung kund, daß ich ihr folge."

Bonifatius wartete aber den Bescheid des Papstes nicht ab. Er zog zuerst nochmals zu König Pippin nach Verberie, wo im Juni 753 die Urkunde für die Verwaltung des Bistums Utrecht ausgefertigt wurde, und dann weiter nach Friesland, um dort die Verhältnisse zu ordnen und den Seinen das Rückgrat zu stärken. Er setzte Eoban als Bischof in Utrecht ein. Aber ihm genügte es nicht, bloß an dem Hauptorte die Seelsorge für das noch halb heidnische Land zu regeln. Es drängte ihn, selbst herumzureisen und durch das Gewicht seiner Persönlichkeit die christlichen Gemeinden und ihre geistlichen Führer zu treuem Ausharren zu veranlassen. So kam er nach Dokkum. Hier erfüllte sich nun sein Geschick. Mit seinen Begleitern fiel er einem Streifzuge räuberischer Heiden, die bei ihm besondere Schätze vermuteten, zum Opfer. Sein Tod wird jetzt entgegen der Mainzer Überlieferung auf das Jahr 754 eingesetzt (Tangl, Das Todesjahr des Bonifatius, Zeitschrift für hessische Geschichte, N. F. 27, 1903). Der Tag ist der 4. Juni. Mit Bonifatius sollen zweiundfünfzig Begleiter ein blutiges Ende gefunden haben, darunter der eben erst eingesetzte Bischof von Utrecht, Eoban.

Bonifatius' Tod fand einen ungeheuren Nachhall, am meisten unter seinen Landsleuten. Aber neben der Trauer um sein Hinscheiden machte sich doch auch der Eindruck bemerkbar, daß er sein Lebenswerk bis zum letzten Rest vollendet hatte, daß sein Tod, der ihm die Märtyrerkrone brachte, ihn auch vor dem Versinken in altersschwache Unzulänglichkeit bewahrt hatte. Aufrecht und fest, wie er gelebt hatte, war er in den Tod gegangen. Am Ende seines langen Lebens hatte er nach mühevollen Kämpfen doch einen Erfolg gewonnen, dessen Tragweite erst die folgende Zeit erweisen konnte. Was er schließlich erreichte, hatte er drei Eigenschaften zu danken: dem beharrlichen Festhalten an ganz wenigen leitenden Gesichtspunkten, der Tatkraft, mit der er unentwegt auf sein Ziel lossteuerte, ohne links und rechts zu sehen, und endlich dem unbedingten Glauben an seine Mission. Hätte er diesen Glauben nicht gehabt, er hätte früher oder später den Widerständen erliegen müssen. Er hatte das Bekehreramt unter den Deutschen nicht aus eigenem Antriebe übernommen. Der Papst hatte ihm die Mission der Katholisierung der deutschen Gebiete aufgetragen. Bonifatius hat den Auftrag gewissenhaft erfüllt, ja mit einer pedantischen Sorgfalt, die bisweilen selbst dem Papste zu weit ging. Aber sein Herz fand nie die volle Befriedigung bei diesem Werke. Seine Sehnsucht ging dahin, den Heiden zu predigen oder Klöster in der Einöde entstehen zu lassen als Hochburgen des christlichen Glaubens. Wenn er in Fulda von der Höhe des Hügels, der neben dem Kloster lag, das Bild eines neuen Lebens vor Augen hatte, das aus den unwirtlichen Gegenden blühende Gefilde schuf, dann erst sah er den Erfolg des ihm aufgedrungenen Kampfes emporsteigen. Nie kämpfte er aus Streitlust, sondern nur immer aus dem Bewußtsein seiner Pflicht. In ihm lebte

immer noch von seiner Jugendzeit her das Heimweh nach dem Gottesfrieden und der still beschaulichen Versenkung in die Geheimnisse des göttlichen Wirkens. Es ist ein kleiner, aber bezeichnender Zug, daß seine Handschrift ungewöhnlich schön und klar war. Auch die Randbemerkungen in den Büchern, die er für sich selbst aufschrieb, zeigen alle dieselbe sorgfältige und saubere Schrift. Er war keine Erobernatur, er war der treue und pflichteifrige Sachwalter, der eine ihm gewordene Sendung mit peinlicher Gewissenhaftigkeit ausführte. Daß er im Auftrage des Nachfolgers Petri handelte, gab ihm erst die Sicherheit und den festen Mut, sich gegen alle feindlichen Gewalten zu behaupten. In allen Dingen ist er besorgt, zu wissen, ob er auch im Sinne seines hohen Herrn gehandelt habe. Im Grunde haßt er die Wirren der Welt, sein Übereifer und seine Ungeduld sind nur der Ausdruck dafür, daß ihn die Widerstände reizen und schmerzen, statt seinen Kampfesmut zu stärken. Auch sein Zorn über die Priester, die von dem geraden Weg der gebotenen Lehre abweichen, entspringt nur dem Schmerz darüber, daß nicht alles ist, wie er es wünscht, daß nicht alle wie er in der von dem Statthalter Christi geleiteten Kirche und ihren strengen, aber heilsamen Geboten die Gewähr der ewigen Glückseligkeit erblicken. In seiner Überzeugung geht er aufrecht und unbeirrt durch die Zeit, ehrlich und treu, frei von Trug und Hinterlist, ungebeugt bis in das hohe Greisenalter hinein. Er ist ein großer Mann geworden nicht durch den spontanen Impuls des Genies, sondern durch Beharrlichkeit und Treue. Er ist ein Held nicht durch Wagemut, sondern durch den festen Willen, der ihn auch die eigene Schwachheit besiegen läßt. Als die mordgierigen Räuber ihn überfielen, hielt er, wie die Sage erzählt, um sich vor den Schwertschlägen zu schützen, das Buch des heiligen Kirchenvaters, in dem er gerade gelesen hatte, über sein Haupt, das die Schwertschläge zerfetzten, ehe sie ihn selbst niederstreckten. Er wehrte sich gegen das Schicksal bis zum letzten Augenblick, nicht in dem Glauben, ihm entgehen zu können, sondern aus dem Instinkt des Widerstandes heraus. Er strebte nicht nach der heroischen Pose, er gab sich stets als natürlicher Mensch. Selbstgefühl fehlte ihm nicht, aber alle Überheblichkeit. Keine falsche Empfindsamkeit trübte seinen Blick, er sah gerade vor sich hin und ging unbeirrt auf sein Ziel zu. Einfach und natürlich im Verkehr mit den ihm Nahestehenden, freundlich und liebevoll in seinem Wesen, ohne den Feuerblick des Fanatikers, so steht seine ehrwürdige Gestalt über die Jahrhunderte hinweg vor unseren Augen.

Wie er im Kloster erzogen wurde

Das Leben des heiligen Erzbischofs Bonifatius will ich, wie es mir aus den Berichten frommer Männer kund geworden ist, in den Faden einer schlichten Erzählung ausspinnen und vom Anfang bis zum Ende, so gut ich es vermag, die Heiligkeit seines Wandels enthüllen. Kaum war er der ersten Pflege und Fürsorge der Mutter entwachsen, da wandte sich ihm die Liebe des Vaters vor allen seinen anderen

Kindern zu. Aber schon in diesem zarten Alter begann er seinen Sinn von den vergänglichen Dingen abzuwenden und nicht an die flüchtige Gegenwart, sondern an die Ewigkeit zu denken. Er trachtete danach, sich dem Dienste Gottes zu weihen und das weltliche Leben mit der klösterlichen Zurückgezogenheit zu vertauschen. Als nun einmal, wie es in jenen Gegenden Sitte ist, Geistliche herumzogen, um den Laien zu predigen, und auch auf den Hof seines Vaters kamen, begann er mit ihnen ein Gespräch über die himmlischen Dinge und fragte sie, was ihm und seiner Schwachheit für die Zukunft dienlich sei. Nachdem er täglich über alles dieses nachgedacht und seinen Sinn gänzlich auf die Zukunft gerichtet und dem Himmel zugewandt hatte, offenbarte er schließlich auch seinem Vater, was er im Sinne trug, und bat ihn seinem Wunsche zu willfahren. Dieser war höchst betroffen und setzte ihm mit Drohungen und Bitten zu, daß er sich nicht von dem weltlichen Leben abkehren solle, damit er ihn einst nach seinem Tode als Hüter und Erben seines Besitzes zurücklassen könne. Aber der Knabe ließ sich nicht irremachen, und je mehr ihm der Vater entgegen war, um so eifriger richtete er sein Trachten darauf, sich den himmlischen Reichtum zu erwerben und sich der Erforschung der heiligen Schriften zu widmen. Da fügte es Gott, daß der Vater in eine schwere Krankheit verfiel und schon den Tod vor Augen sah. Als er so daniederlag, erweichte sich sein starrer Sinn, und nachdem er sich mit seinen Angehörigen besprochen hatte, sandte er den Sohn aus freien Stücken nach dem Kloster, das mit dem alten Namen Adestancastre (Exeter) heißt und empfahl ihn durch getreue Überbringer seines Willens dem hochwürdigen Wulfhard, dem Abte des Klosters. Ihn redete der Knabe in Gegenwart seiner Freunde freimütig an, brachte sein Anliegen vor und sagte ihm, wie es schon lange sein Wunsch gewesen sei, sich der klösterlichen Regel zu unterwerfen, und wie er im Hause seiner Eltern bisher erzogen worden sei. Darauf gewährte ihm der Vater des Klosters, nachdem er sich mit den Brüdern beraten hatte, wie es die Klosterregel fordert, mit seinem Segen die Aufnahme in die klösterliche Gemeinschaft. So ward er seines leiblichen Vaters beraubt und war nur noch dem himmlischen Vater hingegeben, er verzichtete auf irdischen Gewinn und trachtete nur noch nach dem unvergänglichen Lohn, auf daß er nach dem Worte der göttlichen Weisheit, nachdem er Vater und Mutter und alles, was von dieser Welt ist, verlassen, hundertfachen Entgelt finde und das ewige Leben erwerbe.

Wie er allen Regungen des jugendlichen Blutes widerstand und nur das ewige Heil suchte

Als nun die Jahre der ersten Kindheit vorüber waren und er in das reifere Knabenalter trat, mehrte sich auch seine Auffassungskraft. Er war von sehr ernster Gemütsart und besaß alle guten Eigenschaften, die sich an dem Beispiel der heiligen Väter in der klösterlichen Unterweisung immer reicher entwickelten. Damit mehrte sich auch die Hilfe, die ihm von Gott kam, und je weiter er in der Erziehung zum Hirtenamt aufrückte, um so mehr lenkte die tägliche Beschäftigung mit den heiligen Schriften in der geistlichen Betrachtung, die er Tag und Nacht daran knüpfte, seine Gedanken auf das Heil der ewigen Glückseligkeit, und so blieb er gegen die Versuchungen des Teufels gefeit, und die fleischlichen Gelüste, die leicht in der Jugend sich regen, konnten ihn nicht berühren. Nicht lange Zeit darauf begann er, sich in die katholische Kirchenlehre zu vertiefen nach der päpstlichen Bestimmung des Kirchenbegriffes. Da er die vergänglichen Reize dieser Welt verachtete, blieb er viele Jahre in der klösterlichen Zucht unter der milden Führung des Vaters Wulfhard. Aber als er allmählich zum Jüngling gereift war, trieb ihn das Verlangen seines jugendlichen Geistes, mit der Einwilligung und dem Rate der treuen Mitbrüder und des Klostervaters, um sein Wissen weiter zu bereichern, nach den benachbarten Klöstern zu ziehen. So kam er schließlich zu dem Kloster, das Nhutscelle (Nutshalling) heißt, und damals von dem Abte Winbercht hochseligen Angedenkens geleitet wurde, und er erwählte dort aus Liebe zu den Wissenschaften das geistliche Lehramt und die Gemeinschaft der mit ihm in dem Herrn vereinten Brüder. Er unterzog sich mit Hingebung dem Dienst in der Kirche und den anstrengenden Nachtwachen und zeigte solchen Fleiß im Lernen, daß er durch die Kenntnis der Schriften wie in der Beherrschung der grammatischen Kunst, der Metrik, der Heiligengeschichte und der dreigeteilten Zusammenfassung der geistigen Bildung hervorragte, und er erwies sich in den Überlieferungen der Väter so bewandert, daß er auch die anderen darin zu unterweisen vermochte. So begann er bereits ein Lehramt zu üben, ohne daß er sich scheute, wiederum der Schüler derer zu sein, die er vorher selbst belehrt hatte. Seine Demut und Nächstenliebe machten, daß seine Mitbrüder ihm mit Scheu und Liebe zugleich begegneten. Das Gerücht von seiner Fähigkeit zur geistlichen Ermahnung drang auch in die anderen Klöster, sowohl in die Männer- wie in die Frauenklöster. Die nun die

Kraft des männlichen Geschlechts besaßen, strömten von allen Seiten herbei, um aus dem heilsamen Quell der Wissenschaft zu trinken und die zahlreichen Bände der heiligen Schriften mit ihm zu lesen und zu besprechen. Die aber, denen die Schwäche ihres Geschlechtes den Weg beschwerlich machte, ließen den von solcher Weisheit und göttlicher Eingebung erfüllten Mann zu sich kommen, sie hingen an seinen Lippen, wenn er Seite für Seite mit ihnen durchging, und ließen sich von ihm in die Geheimnisse der Sakramente und die Abgründe der göttlichen Weisheit einführen. Dergestalt erhöhte ihn die Gnade des Herrn, daß er mit dem Beistand seines göttlichen Herrn und Meisters im Vertrauen und in der Liebe zu Jesus Christus als ein treuer Diener Gottes das Wort der Wahrheit mit unverwirrbarer Klarheit auf rechte Weise deutete.

Wie er das Wort des Heiles allen darbot und sich nicht vor der Zeit eigenwillig das Priesteramt anmaßte

Er folgte zu allen Zeiten voll Eifer den weisen Kirchenvätern, indem er sich Tag für Tag in die Weissagungen der Propheten und in die Reden der Apostel ebenso wie in die Leidensgeschichte der glorreichen Märtyrer und in die evangelische Überlieferung vertiefte und sie seinem Gedächtnis einprägte, und ob er aß oder trank oder irgend etwas anderes tat, immer brachte er dem Herrn Lob und Preis dar in seinem Herzen und mit dem Munde, nach dem Wort des Psalmisten: Ich will den Herrn preisen zu jeder Zeit und sein Lob sei immer auf meinen Lippen. Er entbrannte von solchem Verlangen nach den heiligen Schriften, daß er, was zur Unterweisung der Völker in den Schriften niedergelegt ist, mit wunderbarer Beredsamkeit und mit geschickter Einfügung wirksamer Gleichnisse in seinen Predigten neu gestaltete. Dabei waren Glaubenseifer und Liebe so innig in ihm vereint, daß er die Eindringlichkeit seiner Predigt mit verstehender Nachsicht und Milde verband. Den Reichen und Mächtigen ebenso wie den Freien und Leibeigenen teilte er in gleicher Weise die gute Lehre der geistlichen Ermahnung aus, und er war weder schmeichlerisch gegen die Reichen noch herrisch gegen die Freien und Leibeigenen, sondern nach dem Apostelwort suchte er allen in gleicher Weise zu dienen. Und er maßte sich auch das geistliche Lehramt nicht eigenwillig vor der Zeit an, sondern er war bereits dreißig oder mehr Jahre alt, als er nach der Vorschrift der Kirchenverfassung die Würde des Priesters erhielt. Dabei empfing er reiche Geschenke, auf daß er mit

Almosen und Werken der Barmherzigkeit, soweit es die klösterliche Abgeschiedenheit zuläßt, in seinen Taten wie in seiner Gesinnung Gott dienen könne. Er hielt auch pünktlich die nächtlichen Andachtszeiten inne, verrichtete voll Eifer die vorgeschriebenen Gebetsübungen, nie besiegte der Zorn und die Ungeduld seine Langmut, nie eine böse Lust seine Selbstzucht, eine Ausschweifung seine Enthaltsamkeit, sondern er hielt streng die Fasten inne, trank nie Wein oder Most und lebte so, daß er mit dem erhabenen Lehrer der Völker (Paulus) sagen konnte: Ich betäube meinen Leib und zähme ihn, daß ich nicht den anderen Menschen predige und selbst verwerflich werde (1. Kor. 9, 27).

Wie er von den Würdenträgern der Kirche nach Kent geschickt wurde und wie er dann nach Friesland kam

Nun erhob sich, als unter den Westsachsen (in Wessex) der König Ini herrschte, ein neuer Zwiespalt, und es ergab sich die Notwendigkeit, daß die Würdenträger der Kirche mit den Dienern des Königs sich versammelten und eine zweckmäßige Entscheidung über diese neue Uneinigkeit trafen. Darauf wurde der weise Beschluß gefaßt, im Herrn getreue Abgesandte zu dem Erzbischof Berchtwald von Kent zu schicken, damit es ihnen nicht etwa als Anmaßung oder Leichtfertigkeit angerechnet werde, wenn sie vorgingen, ohne den Rat eines so hohen Kirchenfürsten einzuholen. Als nun schon die Beratung vorüber war, fragte der König, wem sie die Sendung anvertrauen wollten. Darauf führten der Abt Winbercht und der Abt Wintra, der dem Kloster Tyssesburg (Tisbury) vorstand, und der Abt Beorwald, der das Kloster Glestingaburg (Glastonbury) leitete, mit vielen anderen Geistlichen unseren Heiligen vor. Ihm übertrug hierauf der König die Gesandtschaft und entließ ihn und die ihm beigegebenen Gefährten mit seinem Frieden. Er kam in glücklicher Fahrt nach Kent und enthüllte dem mit dem höchsten Priesteramt begabten Erzbischof in kluger Rede alles der Ordnung nach, wie es ihm vom Könige aufgegeben war. Dann kehrte er mit günstigem Bescheid nach wenigen Tagen in die Heimat zurück und überbrachte die Antwort dem Könige und seiner Gefolgschaft. Von da an stand sein Name in hohem Ansehen, und er wurde auch zu den Kirchenversammlungen mehrfach zugezogen.

Aber da ein Sinn, der sich Gott zugewandt hat, nicht an menschlichen Ehrungen und irdischem Ruhme seine Befriedigung findet, kehrten seine

Gedanken sich anderen Zielen zu, und es drängte ihn, die Gemeinschaft mit Eltern und Verwandten aufzugeben und nach fremden Ländern hinzuziehen, statt an dem Boden seiner Väter festzuhalten. Nachdem er lange mit sich zu Rate gegangen war, eröffnete er seine Absicht dem Vater Winbercht und bat ihn um seine Zustimmung. Dieser aber war über sein Begehren sehr betroffen und verweigerte dem Bittenden für den Augenblick seine Einwilligung, damit der Drang, sein Vorhaben auszuführen, allmählich sich lege. Schließlich jedoch überwand das eindringliche Flehen doch den Widerstand des Abtes, und er hatte die vorige Sendung, die von dem Abte und den mit ihm zusammen lebenden Brüdern herzlich gewünscht wurde, so glücklich ausgeführt, daß sie ihm auch die nötigen Mittel gern zur Verfügung stellten und mit reichlichen Tränen inbrünstig für ihn zu Gott flehten. So entbehrte er weder des geistlichen Beistandes noch der äußeren Hilfe. Er brach nun mit zwei oder drei Brüdern auf, deren leibliche wie geistliche Unterstützung ihm notwendig war, und gelangte, nachdem er weite Landstrecken durchwandert hatte, zu einem Orte, wo ein Handelsplatz für vielerlei Waren ist und der in der alten angelsächsischen Sprache Lundenwich (London) genannt wird. Dort bestieg er, nachdem er sich mit dem Schiffsführer geeinigt hatte, ein Schiff und gelangte in kurzer Zeit bei günstigem Winde nach Duerstede (Wijk bij Duerstede), blieb dort einige Zeit und entrichtete Gott seinen Dankeszoll in inbrünstigen Gebeten. Aber da Feindseligkeiten, die zwischen Karl, dem glorreichen Herzog der Franken, und dem Friesenkönig Radbod ausgebrochen waren, die Völker verwirrten, war schon der größte Teil der Kirchen Christi, welche in Friesland früher der fränkischen Herrschaft unterstanden, durch Radbods Leute nach Vertreibung der Gottesknechte zerstört und die Verehrung der heidnischen Heiligtümer in betrüblicher Weise erneuert worden. Als nun der Mann Gottes, dem die neuen Freveltaten zur Kenntnis gekommen waren, nach Utrecht weiterzog und dort einige Tage verweilte, suchte er eine Unterredung mit dem König Radbod, der gerade nach der Stadt gekommen war, um zu erforschen, ob ihm eine Möglichkeit sich böte, in diesen Gegenden das Wort Gottes zu verkünden, indem er sich vornahm, wenn irgendwo in dem Volke der Sinn sich der Wahrheit erschlösse, den Samen des Evangeliums auszustreuen, was er auch nach vielen Jahren durch seinen Märtyrertod besiegelt hat.

Da er aber für den Augenblick keine Aussicht hatte, daß seine Arbeit Erfolg haben könnte, weil der Keim des Glaubens fehlte, und er unter

dem unempfänglichen Volke der Friesen nutzlos seine Zeit verbrachte, verließ er, als schon der Sommer und ein Teil des Herbstes vergangen war, die von keinem Tau himmlischer Segnung befruchteten Gefilde und zog mit seinen Begleitern wieder in sein Heimatland, um in die Einsamkeit seines Klosters zurückzukehren. Er wurde dort im zweiten Jahre nach seinem Fortgang von der Liebe seiner Brüder jubelnd empfangen und blieb den Winter über da, nach dem Worte des Apostels Paulus: Daselbst habe ich beschlossen den Winter zu bleiben (Titus 3, 12).

Wie er durch den Tod seines Abtes einige Zeit im Kloster aufgehalten wurde und dann mit einem Empfehlungsschreiben seines Bischofs nach Rom zog

Es traf ihn aber ein neuer Schmerz, und sein Herz wurde von tiefer Trauer erfüllt, denn in diesem Winter geschah es, daß die schon altersschwachen Glieder des Abtes Winbercht hinwelkten und er vor den Augen der tiefbetrübten Brüder seinen Geist aufgab. Nach seinem Tode redete der heilige Mann, der damals noch den Namen Wynfreth führte, den Brüdern in mehrfachen Gesprächen freundlich zu, daß sie die Satzung der klösterlichen Regel und die Richtschnur des kirchlichen Gedankens in allem wahren und sich der Führung eines geistlichen Vaters willig unterwerfen sollten. Da baten sie ihn alle einmütig, daß er das Hüteramt bei ihnen übernehmen möge, aber er wies wie sein angestammtes Gut, so auch das Führeramt von sich und, den Gedanken an seine Bestimmung vor Augen, bat er die Brüder inständig um Verzeihung und gab auch diese Erbschaft auf.

Als nun aber die Winterszeit vorbei war und die Wärme des Sommers zurückkehrte, verlangte ihn, die abgebrochene Reise neu aufzunehmen. Sein Streben ging dahin, mit Empfehlungsbriefen, die ihm der Bischof Daniel hochseligen Angedenkens mitgab, zu den Pforten des Apostels Petrus nach Rom zu pilgern. Aber die Sorge um die Brüder hielt ihn noch zurück, denn er fürchtete, daß, wenn die Herde ohne Hirten sei, die Wölfe sie zerrissen. So verging die Zeit, und er war in großer Sorge, weil der Herbst vorüberzugehen drohte, ehe er sein Ziel erreichte. Da aber erbarmte Gott sich wiederum seiner. Der Bischof Daniel lenkte seine Gedanken auf die verwaisten Brüder und bestimmte ihnen einen Mann von guten Anlagen, mit Namen Stephanus, zum Abte und gab dem Heiligen so die Möglichkeit, die weite Reise, die er vorhatte, anzutreten.

Sofort verabschiedete er sich von seinen Brüdern, brach auf, zog wiederum nach dem schon erwähnten Orte Lundenwich und erreichte schnell die Küste. Dann fuhr er hinaus auf die unbekannten Bahnen des Meeres. Zur Freude der Seeleute schwellte ein frischer Nordwestwind die Segel, und in günstiger Fahrt kamen sie rasch an die Mündung eines Flusses, der Cuenta (Canche) heißt und stiegen, von allen Gefahren der See befreit, wohlbehalten an das feste Land. Hier schlugen sie bei Cuentawic (Etaples) ihr Lager auf, bis die Schar der mit ihnen ziehenden Pilger sich gesammelt hatte. Dann zogen sie alle vereint weiter und wanderten Tag für Tag, da die Winterkälte drohte. Sie beteten in vielen Kirchen zu den Heiligen, daß sie mit Gottes Hilfe die verschneiten Alpenpässe sicher übersteigen und daß auch die Langobarden sich gegen sie menschlich erzeigen möchten und der wilde Übermut der Krieger sich nicht an ihnen auslasse. Und unter dem Schutze der Heiligen und nach Gottes Willen langte die ganze Schar, die mit dem heiligen Manne zog, wirklich wohlbehalten an der Schwelle des heiligen Apostels Petrus an. Sie dankten Gott aus Herzensgrund, daß er sie gnädig bewahrt hatte, betraten voll Freude die Kirche St. Peters, erflehten Vergebung ihrer Sünden, und viele von ihnen brachten mannigfache Gaben dar. Wenige Tage darauf redete der heilige Mann mit dem Papste Gregor, dem Zweiten seines Namens, der bei den Römern gewöhnlich der Jüngere genannt wird, legte ihm ausführlich die Veranlassung seiner Fahrt und seines Kommens dar, und wie er sein Verlangen mit großen Ängsten längere Zeit habe bezwingen müssen. Der heilige Papst blickte mit freundlicher Miene und lächelndem Auge auf ihn und fragte, ob er ein Empfehlungsschreiben seines Bischofs bringe. Er griff auf diese Aufforderung in seinen Mantel und zog das zusammengerollte Pergament zugleich mit dem Brief des Bischofs Daniel heraus und gab sie dem hohen Herrn. Der bedeutete ihm, als er die Schreiben empfangen hatte, wegzugehen und zur gegebenen Zeit wiederzukommen. Nachdem er dann den Brief gelesen und das Empfehlungsschreiben geprüft hatte, pflog er täglich mit ihm eifrige Gespräche, bis die Zeit des Aufbruches und der Rückkehr nahte.

Wie er von Rom als Sendbote des Papstes zurückkehrte und wie er in Thüringen und Friesland wirkte und mit dem Bischof Willibrord zusammentraf

Schon war der April vergangen und der Mai hatte seine Tore geöffnet, da wurde er mit dem Segen und einem Sendschreiben des Papstes ausgesandt, um weit und breit in Germanien die Völker zu prüfen, ob die noch ödeliegenden Gefilde ihrer Herzen, mit der Pflugschar des Evangeliums durchpflügt, den Samen der Predigt aufzunehmen willig seien. So schlug er mit einer großen Menge von Reliquien den Rückweg durch die Gefilde Italiens ein. Den vortrefflichen König der Langobarden Liutprand machte er sich durch Geschenke geneigt und wurde von ihm ehrenvoll aufgenommen. Er ruhte erst die von der Reise ermatteten Glieder aus, dann zog er über die Ebene und durch die Bergtäler weiter und überschritt die Höhen der Alpen. Darauf kam er in die ihm noch unbekannten Landstriche der Bayern und die benachbarten Gebiete Germaniens, und zog nach dem Geheiß des Papstes weiter nach Thüringen. Er machte es wie die kluge Biene, die über die Wiesen und Felder fliegt, um die vielen duftenden Blumen und Kräuter herumschwirrt und an den süßen Nektar bergenden Blüten den Honig mit dem Rüssel saugt, um ihn in den Bienenstock zu tragen, aber die Pflanzen meidet, welche die Bitternis giftiger Säfte in sich bergen, und gleichsam nach dem Apostelwort handelnd alles prüft und das Gute behält. In Thüringen nun wandte er sich an die Grafen und Fürsten des Volkes und führte sie durch seine Ermahnungen auf den wahren Weg der Erkenntnis zurück, den sie, durch falsche Lehrer verführt, verloren hatten. Auch die Geistlichen und Priester, von denen zwar einige treu ihres Amtes walteten, andere aber sich mit Unzucht befleckten und die den Dienern Gottes gebotene Enthaltsamkeit verletzten, suchte er nach Kräften an der Hand des Evangeliums von ihrer bösen Verkehrtheit zu der Keuschheit, welche die kanonische Ordnung fordert, zurückzuführen und ermahnte und belehrte sie. Dann zog er mit seinen Brüdern weiter in das Frankenreich, und als er dort hörte, daß der Friesenkönig Radbod gestorben sei, bestieg er voll großer Freude auf dem Flusse ein Schiff, in dem Wunsche, daß auch die Friesen das Wort Gottes annehmen möchten, und er kam in die von der göttlichen Lehre noch unberührten Länder. Und schon hatte, da die grausame Verfolgung des Königs Radbod vorüber und die Herrschaft des ruhmreichen Herzogs Karl über die Friesen befestigt war,

die Posaune des Gotteswortes getönt. Die Befruchtung durch den himmlischen Tau war gekommen und durch den ehrwürdigen Erzbischof Willibrord und seine Helfer war das Wort ausgestreut worden. Aber weil die Ernte reich, jedoch der Arbeiter wenige waren, blieb der heilige Mann drei Jahre hindurch der Mitarbeiter Willibrords und mühte sich voll Eifer im Dienste Christi. Er führte eine Menge Volks Gott zu, zerstörte mit der Beihilfe des Erzbischofs die heidnischen Heiligtümer und baute Kirchen und Bethäuser im Lande.

Da aber der Erzbischof schon hochbetagt war, beschloß er auf den Rat der Kirchenversammlung, für eine Hilfe bei der Ausübung seines schweren Amtes zu sorgen, und einen treuen Mann aus der kleinen Schar zu erwählen, der ein so großes Volk zu führen imstande wäre. Er rief deshalb den Knecht Gottes Bonifatius zu sich und redete ihm zu, daß er das Bischofsamt übernehme und ihn in der geistlichen Leitung des Volkes unterstütze. Der heilige Mann aber lehnte es in aller Demut ab: er sei des hohen Amtes nicht würdig, er sei auch noch zu jung dafür, denn er habe das nach der kanonischen Regel vorgeschriebene Alter von fünfzig Jahren noch nicht erreicht. So suchte er mit allen Entschuldigungsgründen die ihm zugedachte Ehrenstellung zurückzuweisen. Der Erzbischof verwies ihm seine Weigerung mit milden Worten und bemühte sich eifrig ihn umzustimmen, indem er auf die Not des ohne rechte Führung gelassenen Volkes hinwies. Aber auch dadurch ließ er sich nicht bewegen, und es erhob sich zwischen ihnen ein lang andauernder Wettstreit der Bescheidenheit und des Edelmutes. Der eine lehnte die hohe Würde aus Demut ab, der andere war auf das Heil der ihm anvertrauten Seelen bedacht und trachtete dafür willkommene Hilfe zu gewinnen. Als sie nun schon gegeneinander alle ihre Gründe vorgebracht hatten und der heilige Knecht Gottes wie in einem geistlichen Wettkampf seine Sache verfocht, sagte er schließlich: „Hochwürdiger Bischof, ich habe den germanischen Stämmen den Auftrag des heiligen Vaters Gregor überbracht und bin gekommen als Gesandter des apostolischen Stuhles. Aus freien Stücken habe ich mich hier im Westen des Landes deiner Führung unterstellt und mich dir verbündet ohne Wissen des erhabenen Herrn, an dessen Anordnungen ich bis zu dem heutigen Tage durch mein Gelöbnis gebunden bin. Deshalb kann ich ohne die Billigung und das ausdrückliche Geheiß des apostolischen Stuhles einen so hohen Kirchenrang nicht annehmen." Er fügte noch hinzu: „Ich beschwöre dich deshalb, laß mich, da ich durch

die Fessel meines eigenen Gelöbnisses gebunden bin, nach den Ländern ziehen, nach denen ich von dem apostolischen Stuhle ursprünglich gesandt bin." Darauf entließ ihn der Mann Gottes, als er vernommen hatte, zu welcher hohen Aufgabe er bestimmt sei, mit seinem Segen. Er brach auch stehenden Fußes auf und gelangte zu dem Orte, der Amanaburg (Amöneburg) genannt wird.

Wie er die Völker der Sachsen und Hessen bekehrte und die Botschaft von seinen Taten nach Rom schickte und wie er dorthin berufen wurde und mit dem Papste sprach

An diesem Orte herrschten zwei Zwillingsbrüder, Dettik und Deorulf. Er erreichte mit Gottes Hilfe, daß er sie von dem Götzendienst abbrachte, dem sie unter Mißbrauch des Namens Christentum anhingen, und führte die Mehrzahl des Volkes von dem bisherigen Aberglauben auf den Pfad der rechten Erkenntnis. Er vereinte um sich eine Schar von Gottesknechten und gründete ein Kloster (vgl. S. 76). Ebenso befreite er in der Nachbarschaft des Sachsenlandes auch das Volk der Hessen, das noch heidnische Gebräuche pflegte, durch die Verkündung der evangelischen Lehre von dem Banne der bösen Geister, tilgte die Reste der alten heidnischen Überlieferung aus und taufte viele tausend Menschen.

Er sandte darauf einen treuen Boten mit Namen Binnan als zuverlässigen Überbringer seines Sendschreibens nach Rom und enthüllte dem heiligen Vater, der auf dem apostolischen Stuhle saß, alles, was er mit Gottes Hilfe vollbracht hatte, und wie eine große Menge Menschen vom Heiligen Geist erleuchtet das Wunder der Wiedergeburt erfahren habe. Er erbat sich auch über die Dinge, die zu dem täglichen Dienst der Kirche und zu dem Gedeihen des Volkes gehörten, den Rat des apostolischen Stuhles. Als der Bote einige Tage in Rom geweilt hatte und die für seine Rückkehr angesetzte Zeit herannahte, erhielt er die Antwort des Papstes auf seine Botschaft, kehrte eilends zurück und überbrachte das Schreiben des apostolischen Stuhles nicht lange darauf seinem Meister. Als der heilige Mann das ihm überbrachte Schreiben las, ersah er aus einzelnen Stellen, daß er eingeladen werde nach Rom zu kommen, und suchte sofort die höchste Stufe des Gehorsams zu erreichen, brach mit einer Schar von Brüdern und Dienstleuten unverzüglich auf, zog durch Frankreich und Burgund, überschritt die Alpen und kam nach Italien. Durch die von Kriegern besetzten Gebiete wanderte er hindurch, bis er

die Mauern der Stadt Rom erblickte. Da sandte er ein Dankgebet zum Höchsten empor und stärkte sein Herz, als er die Kirche Sankt Peters erreichte, durch inbrünstiges Gebet. Als er aber die ermüdeten Glieder eine Weile ausgeruht hatte, war dem Papste Gregor schon seine Ankunft gemeldet worden. Er wurde würdig aufgenommen und in das Gästehaus geführt. Als dann der für seine Unterredung mit dem Papste angesetzte Tag nahte, kam der heilige Vater in die Kirche des Apostelfürsten, ließ den Knecht Gottes sogleich zu sich kommen und, nachdem sie sich mit kurzen Worten den Friedensgruß gegeben hatten, befragte der Papst ihn nach seinen Ansichten von der überlieferten Ordnung des kirchlichen Glaubens. Ihm antwortete der Mann Gottes in Bescheidenheit und Demut: „Apostolischer Herr, ich bin als Fremdling ungewohnt Eueres vertrauten Umganges und kann mich nicht passend ausdrücken, aber ich bitte, daß Ihr mir Zeit gebet, mein Glaubensbekenntnis schriftlich niederzulegen und Euch durch den stummen Buchstaben mein Herz zu eröffnen." Der Papst gewährte ihm gern seine Bitte und trug ihm auf, daß er ihm möglichst bald die Schrift überbringen solle. Wenige Tage später brachte er auch dem Papste die Darlegung des Glaubens an die heilige Dreifaltigkeit, die er mit glänzender Beherrschung der Sprache niedergeschrieben hatte. Er mußte darauf wieder erst noch einige Zeit warten. Dann wurde er aufs neue zum Papst geladen und in den Lateran geführt. Dort warf er sich zu den Füßen des apostolischen Vaters nieder und erbat seinen Segen. Dieser aber hob ihn sofort auf, gab ihm die Schrift zurück, aus der die volle unverdorbene Wahrheit des Glaubens hervorleuchtete, und hieß ihn sich setzen. Dann ermahnte er ihn, das Bollwerk des rechten Glaubens unversehrt zu erhalten und ihn anderen nach dem Vermögen seiner Kräfte mit Eifer zu verkünden. Er äußerte dann noch bei den Fragen, die er ihm stellte, vieles über die Heiligkeit der Religion und die Wahrheit des Glaubens, und so blieben sie fast den ganzen Tag im Wechselgespräch beisammen. Zum Schluß forschte der Papst, wie weit die auf den Irrwegen des Heidentums wandelnden Völker die Zeugnisse des Glaubens durch seine Predigt aufgenommen hätten. Als er dann mit Sicherheit erfahren hatte, daß er eine große Menge Volkes von dem Götzendienst der Gemeinschaft der heiligen Kirche zugeführt hatte, teilte er ihm mit, daß er ihm das Amt des Bischofs zu übertragen gesonnen sei und ihn dem bisher ohne Hirten gebliebenen Volke als Führer geben wolle. Da er dem heiligen Vater nicht zu widersprechen wagte, beugte

er sich seinem Willen in Ergebenheit, und der Papst legte den Tag seiner Ordination auf den letzten November (722) fest. Und als dieser feierliche Tag, der Tag der Geburt des heiligen Andreas, gekommen war, übertrug er ihm das Bischofsamt und gab ihm den Namen Bonifatius. Er überreichte ihm ein Büchlein, in dem die Rechtspunkte der Kirchenverfassung nach den Beschlüssen der Konzile aufgezeichnet waren, und befahl ihm, diese Kirchenordnung und priesterliche Zucht unerschütterlich zu bewahren und die ihm untertanen Völker nach ihr zu lehren, er sicherte auch ihm und seinen Untergebenen für alle Zukunft die Freundschaft des heiligen apostolischen Stuhles zu und unterwarf durch seine heilige Urkunde den neuen Bischof der Botmäßigkeit des glorreichen Herzogs Karl.

Wie er nach der Rückkehr von Rom zu dem Frankenherzog Karl ging und was er in Hessen und später in Thüringen durch seine Predigt erreichte. Von den Gewaltherrschern und dem entarteten Gottesdienst in diesem Lande. Wie er aufs neue Boten nach Rom sandte und zwei Klöster baute

Nach einer langen beschwerlichen Reise durch weite Länderstriche gelangte er zu dem Herzog Karl der Franken, wurde ehrenvoll von ihm aufgenommen und überbrachte ihm das Schreiben des Papstes. Unter seiner Oberhoheit und seinem Schutz ging er mit seiner Einwilligung nach dem hessischen Lande zurück, in dem er schon vorher gewesen war. Da empfingen viele der Hessen, die schon dem katholischen Glauben anhingen, von ihm den Segen, andere aber, deren Sinn noch nicht gefestigt genug war, weigerten sich, die Zeugnisse des wahren Glaubens voll anzunehmen, viele opferten den Wäldern und Quellen, einige heimlich, andere offen, wieder andere übten Gaukeleien und Zauberwerk teils im Verborgenen, teils unverhüllt, manche trieben Wahrsagerei und Vordeutung und pflegten allerlei Opfergebräuche. Die aber, deren Erkenntnis reifer war, taten alle die heidnischen Greuel von sich und begingen nichts dergleichen mehr. Auf ihren Rat legte er in Gegenwart seiner Brüder die Axt an eine Eiche von ungeheurer Größe, die von den Heiden als Donarseiche bezeichnet wurde und an einem Orte stand, der Geismar genannt wird. Und als der Baum fiel, stand eine große Menge Heiden dabei, die den Feind ihres Gottes aus Herzensgrund verwünschten. Als aber der Stamm nur angeschlagen war, ward der Wipfel der Eiche wie von einem göttlichen Sturmwind geschüttelt

und stürzte zerschmettert zu Boden, und wie durch eine Fügung des Himmels zerfiel der Baum in vier Teile, und es lagen vier Stämme von gewaltiger Größe und gleicher Länge ohne das Zutun der Brüder, die dabei standen, auf dem Boden. Da wandelten die Heiden ihren Sinn und, nachdem sie vorher Gott geflucht hatten, wandten sie sich ihm jetzt gläubig zu.

Darauf aber baute der heilige Mann, nachdem er sich mit den Brüdern beraten hatte, aus dem Holze des gefällten Baumes eine Betstätte und weihte sie dem heiligen Petrus. Sodann zog er weiter nach Thüringen. Er redete dort zu den Vornehmen des Volkes und rief sie auf, von ihrer Verblendung zu lassen und das längst angenommene Christentum auch wahrhaft zu bekennen. Es standen nämlich, nachdem die Herrschaft ihrer Könige beseitigt war, viele Grafen des Landes unter der Tyrannei der Herzöge Theodbald und Heden, die eine gefährliche Führerschaft übten und mehr auf Zerstörung als auf Erhaltung bedacht waren. Die sich ihnen zu widersetzen wagten, wurden teils hingerichtet, teils in die Gefangenschaft geführt. In dieser Bedrängnis hatte sich der von ihnen noch nicht unterworfene Teil des Volkes der Oberhoheit der Sachsen unterstellt. Mit der Herrschaft der gottgläubigen Herzöge hatte aber die christliche Zucht aufgehört, und falsche Brüder, die das Volk verführten, waren in das Land gekommen. Unter diesen befanden sich Trochtwin, Berchther, Eranbrecht und Chunrad, Hurer und Ehebrecher, über die später Gottes Gericht hereinbrach. Sie erregten einen heftigen Widerstand gegen den Mann Gottes, aber durch die Kraft der Wahrheit besiegt, erlitten sie die gerechte Vergeltung. Denn als das Volk den rechten Glauben erkannt hatte und aus den Fallstricken des Irrtums befreit war, wurden die genannten Freunde des höllischen Feindes und Verführer des Volkes aus dem Lande vertrieben, und die göttliche Ernte wurde eingebracht, wenn auch die Zahl der Mäher nur klein war und der heilige Bekenner an der Unzulänglichkeit dieser Welt schwer zu tragen hatte. Wie nun aber die Zahl der Gläubigen wuchs, wurde auch die Zahl der Prediger vermehrt. Neue Kirchen wurden gebaut, die Verkündigung der christlichen Lehre entfaltete sich immer reicher, und in dem Orte, der Orthorp (Ohrdruf) heißt, wurde, nachdem eine Schar von ehrwürdigen Mönchen und Dienern Gottes sich angesammelt hatte, ein Kloster gegründet, das dem Erzengel Michael geweiht wurde. (Der Besitzer der Landstelle, auf der das Kloster erbaut wurde, hieß Hugo. Er war der Erste der Thüringer, der auf die Bitte des heiligen Bischofs ihm

sein Erbe zu eigen gab. Dann folgten Albot und mehrere andere seinem Beispiel.) Als Bonifatius die Schenkungen von ihnen erhalten hatte, ließ er das Gestrüpp ausroden und das Land bebauen und begann den Bau der Kirche. Die Brüder erwarben sich nach der apostolischen Vorschrift Kleidung und Lebensunterhalt durch ihrer eigenen Hände Arbeit. Der Ruf ihrer Predigt aber verbreitete sich so weit, daß er durch fast ganz Europa drang und auch aus Britannien eine große Schar von Gottesknechten kam, darunter auch Vorleser und Schreiber, ebenso eine Menge in anderen Künsten bewanderter Männer. Von diesen unterwarfen sich die meisten der klösterlichen Regel und befreiten das Volk an vielen Orten von den heidnischen Irrtümern. Sie predigten, über Hessen und Thüringen verstreut, weit und breit in den Gauen und Dörfern das Wort Gottes, und es wurden viele Tausende von Menschen getauft und zum rechten Glauben bekehrt.

Inzwischen kam die Kunde, daß der Papst Gregor gestorben und ein dritter Gregor an seine Stelle getreten sei (731). Da sandte der Heilige aufs neue Boten nach Rom. Die berichteten, wie es ihnen aufgetragen ward, dem apostolischen Vater von dem früheren Freundschaftsbündnis, das sein Vorgänger in Gnaden mit Bonifatius und seinen Gefährten geschlossen hatte, aber auch von seiner demütigen Unterwerfung, und wie er an der Verbundenheit und Gemeinschaft mit dem heiligen Papst und dem apostolischen Stuhl festgehalten hätte. Auf der Stelle erteilte der Papst eine zustimmende Antwort, sicherte auch für die Zukunft sein und des apostolischen Stuhles Freundschaft und Gemeinschaft dem heiligen Bonifatius und den ihm Untergebenen zu, und ließ ihm durch die zurückkehrenden Boten das erzbischöfliche Pallium mit reichen Geschenken und verschiedenen Heiligenreliquien überreichen.

Als die Boten zurückkamen und die Antwort des apostolischen Vaters überbrachten, wurde Bonifatius von Dankbarkeit erfüllt und in seiner Ergebenheit gegen den apostolischen Stuhl noch bestärkt. Er baute, um das göttliche Werk zu fördern, zwei neue Kirchen, eine in Frideslar (Fritzlar), die er dem heiligen Petrus, dem Ersten der Apostel, weihte, und eine andere in Amanaburg (Amöneburg) zu Ehren des Erzengels Michael. Mit den Kirchen verband er zwei Klöster, für die er eine nicht geringe Zahl von Dienern Gottes bestimmte. Nachdem er dies alles vollbracht hatte, besuchte er das Land der Bayern, über das damals Herzog Hugbert gebot, übte das Predigeramt bei ihnen mit großer Hingabe, besuchte ringsherum

die Kirchen, und so sehr beseelte ihn der heilige Eifer des Gottesstreiters, daß er einen durch ketzerische Verkehrtheit verdorbenen Abtrünnigen mit Namen Erenwulf nach den kanonischen Satzungen in den Bann tat und das Volk von den Irrlehren, die er verbreitet hatte, wieder abbrachte. Dann kehrte er zu den Brüdern in seinem Bezirke zurück, um sie nicht länger ohne Führung zu lassen.

Von seiner dritten Romfahrt, und wie er bei seiner Rückkehr bei dem Bayernherzog Odilo auf dessen Einladung einkehrte, wie er vier Klöster in Bayern gründete und, als im Frankenreich unter den Herzögen Karlmann und Pippin eine Kirchenversammlung abgehalten wurde, das rechtgläubige Christentum wiederherstellte

Wie nun in Hessen und Thüringen eine beträchtliche Anzahl von Kirchen erbaut und für jede ein Hüter eingesetzt war, zog er, um die Beziehungen der ganzen Geistlichkeit zu dem apostolischen Vater zu festigen, mit einer Schar von Jüngern zum dritten Male nach Rom, damit er der wohltätigen Zwiesprache mit dem Papste teilhaftig werde und, da er nun schon hochbetagt war, sich der Fürbitte der Heiligen empfehle. Als er nach der langen mühseligen Fahrt in Rom angelangt war und in dem apostolischen Hause dem Papste Gregor vorgestellt wurde, nahm dieser ihn voll Güte auf, und er wurde von allen, von den Römern wie von den Fremden, so verehrt, daß sie in hellen Haufen herbeiströmten, um seine heilsame Belehrung zu genießen. Eine große Menge von Franken, Bayern und den aus Britannien herbeigekommenen Sachsen sowie von anderen Stämmen lauschte seinen weisen Lehren. Und nachdem er sich eine geraume Weile in dieser Gegend aufgehalten und an den Reliquien der Heiligen gebetet hatte, verabschiedete er sich beim Papste und wanderte, von ihm durch kostbare Geschenke und Heiligenreliquien geehrt, zurück, gelangte nach der Lombardei, kam in die Mauern der Stadt Ticinum (Pavia) und ruhte bei dem verehrungswürdigen König Liutprand die schon vom Alter ermatteten Glieder aus. Als er von da weiterzog, suchte er auf die Einladung des Herzogs Odilo, aber auch seinem eigenen Wunsche folgend, die bayerischen Lande auf und blieb dort viele Tage, das Wort Gottes verkündend und verbreitend, er erneuerte den wahren Glauben und rechten Gottesdienst und verdrängte die Zerstörer der Kirche und Verführer des Volkes. Von diesen hatten einige sich vordem unrechtmäßigerweise die Bischofswürde angemaßt, andere aus eigenen Stücken das Priesteramt

ergriffen und verführten ringsum das Volk. Aber da der heilige Mann schon von Kindheit an sich Gott ergeben hatte, konnte er die Beschimpfung seines himmlischen Vaters nicht ertragen und brachte den Herzog und das ganze Volk von den ketzerischen Irrlehren und dem hurerischen Unfug der Geistlichen ab. Er teilte mit Zustimmung des Herzogs Odilo ganz Bayern in vier Diözesen und stellte an ihre Spitze vier Bischöfe, die er, nachdem die Ernennung vollzogen war, in ihr Amt einführte. Von diesen nahm der erste, mit Namen Johannes, seinen Sitz in Salzburg, der zweite war Erenbrecht, der in Freising Bischof wurde, der dritte Gawibald, der in Regensburg das Hirtenamt übernahm, und der vierte Vivilo, dem über die Passauer Kirche die Oberhoheit erteilt wurde. Als dann überall die kirchliche Ordnung befestigt und das kanonische Recht wiederhergestellt war, kehrte Bonifatius zu dem ihm anvertrauten Volke zurück, besichtigte rings die Hürden seiner Herden und sorgte für Wachtposten, welche seine Schafe vor den Bissen reißender Wölfe schützen sollten.

Und als nun des glorreichen Herzogs Karl zeitliche Herrschaft zu Ende gegangen war (741) und die Macht seiner Söhne Karlomann und Pippin befestigt war, wurden nach Gottes Ratschluß und auf Antrieb des heiligen Erzbischofs Bonifatius die Zeugnisse der christlichen Religion bekräftigt und im Frankenreich die Kirchenversammlungen der rechtgläubigen Väter neu geordnet, alles wurde nach den kanonischen Bestimmungen verbessert und gereinigt, und sowohl das unerlaubte Zusammenleben von Laien mit Beischläferinnen auf die Mahnung des heiligen Mannes zum Teil aufgehoben als auch die ruchlosen Verbindungen von Priestern mit Ehefrauen gelöst und getrennt, und es entbrannte in den Herzögen durch die Lehre des heiligen Bonifatius ein solcher Eifer der göttlichen Liebe, daß sie das Volk von dem verderblichen Banne einer eingewurzelten Gewohnheit befreiten, nachdem es, teils seinem eigenen Gutdünken folgend, teils durch die Einflüsterungen der Ketzer irregeführt, der Anwartschaft auf das ewige Heil verlustig gegangen war. Denn derart hatten im Volke die ketzerischen Lehren das Licht der Wahrheit verdunkelt, daß die Finsternis des Irrglaubens einen großen Teil der Menschheit umhüllte. Von diesen falschen Lehrern wurden Aldebert und Clemens, die, durch eitle Geldgier verleitet, das Volk unablässig von dem Weg der Wahrheit abzulenken bestrebt waren, von dem heiligen Bonifatius mit Zustimmung der ruhmreichen Herzöge Karlomann und Pippin aus der Kirche ausgestoßen, um

nach des Apostels Wort sie zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde am Tage des Herrn (1. Kor. 5, 5).

Wie er mehrere Konzile im Frankenreich abhielt und nach Friesland zog, um das Evangelium zu verkünden

Es kamen nun die Bischöfe und Priester, Diakone und Kleriker aller kirchlichen Grade zusammen, die der Herzog Karlomann glorreichen Angedenkens aus den Grenzen seines Reiches zusammenrief, und es wurde die fünfte allgemeine Kirchenversammlung (in Soissons 744) abgehalten. Auf dieser erschien der Erzbischof von Mainz, Bonifatius, der von Karlomann selbst in das Bistum eingesetzt worden war, als Legat der römischen Kirche und des apostolischen Stuhles und ermahnte die Versammlung, daß sie an den von den vier ersten Versammlungen getroffenen Bestimmungen um der Stärkung der göttlichen Lehre willen festhalten sollte, die durch die ständige Kriegsgefahr und die Aufsässigkeit der ringsumher wohnenden barbarischen Völker, die durch räuberische Überfälle das Frankenreich verheerten, teils nicht zur Ausführung gekommen waren, teils so in Vergessenheit geraten waren, daß sie aus dem Gedächtnis der Gegenwart ausgelöscht schienen. Deshalb suchte der heilige Diener des Herrn mit eifrigem Bemühen das Volk der teuflischen Verführung zu entreißen und regte Karlomann zu der Einberufung der Kirchenversammlung an, auf daß den lebenden und den kommenden Geschlechtern die göttliche Weisheit kund werde und statt der Verblendung der Geister die wahre christliche Erkenntnis aufleuchte.

Wie er nun allen Dienern der Kirche ständig einen Spiegel des rechten Lebens nach der kanonischen Ordnung darbot und allen das Kennzeichen der Wahrheit an sich selbst offenbar machte, ging er, da er schon hochbetagt war und die Schwäche des Greisenalters empfand, mit sich zu Rate und traf nach der Richtschnur der kirchlichen Ordnung Fürsorge für die Fortführung des Hirtenamtes unter den Völkern, damit auch, wenn er starb, dem Volke die geistliche Führung nicht fehle. Er erhob deshalb zwei Männer von redlichem Eifer in den Bischofsstand, Willibald und Burkhard, und verteilte die seiner Obhut anvertrauten Kirchen am Rande des ostfränkischen und bayerischen Landes unter sie, dem Willibald gab er seinen Sitz in Eichstätt, Burkhard aber in dem Ort, der Wirzaburg (Würzburg) heißt, und unterstellte seiner Verwaltung die Kirchen in den Grenzgebieten zwischen den Franken und den Sachsen und Slaven. Dort wies



er bis zu dem glorreichen Ende seiner Tage unablässig den Völkern den engen Weg zum Himmelreich.

Als aber Pippin nach Gottes Willen als glücklicher Nachfolger seines Bruders die Herrschaft übernommen und nach den Kämpfen mit den Sachsen, Bayern und Alemannen zum König erhoben worden war, setzte er das von seinem Bruder auf Betreiben des Bonifatius begonnene Werk fort, hielt diesen in hohen Ehren und folgte in allem seinen Ratschlägen. Aber weil die Körperschwäche des heiligen Mannes zugenommen hatte und er die Kirchenversammlungen nicht mehr besuchen konnte, bestimmte er zum Berater des Königs und zum Hirten seiner Herde einen der Befähigtesten seiner Jünger, Lullus, den er zum Bischof beförderte und weihte und dem er die Erbschaft übertrug, die er durch unablässige Arbeit im Dienste des Herrn erworben hatte. Dieser war auch sein ständiger Begleiter auf seinen Fahrten und Zeuge seiner Schmerzen wie seiner Tröstungen gewesen.

Es war aber von Gott bestimmt, der seinen treuen Knecht den Versuchungen dieser Welt und allen zeitlichen Nöten entziehen wollte, daß er nach Friesland, das er wohl mit dem Körper, aber nicht mit dem Geiste verlassen hatte, mit einer Jüngerschar, die um ihn war, ziehen sollte. Einer wunderbaren Vorahnung folgend, verkündete er Lullus sein bevorstehendes Ende, indem er sprach: „Ich muß mich auf den Weg machen, ich kann die langersehnte Fahrt nicht weiter hinausschieben, denn schon steht der Tag meiner Auflösung bevor und die Zeit meines Heimganges naht, bald werde ich die körperliche Hülle abwerfen und den Siegespreis der ewigen Vergeltung empfangen. Aber du, mein teuerer Sohn, führe den von mir begonnenen Bau der Kirchen in Thüringen zu Ende und befreie das Volk von den Abwegen des Irrglaubens, vollende die an der Fulda angefangene Kirche und bringe meinen durch ein langes Leben aufgezehrten Körper dahin." Er fügte, nachdem er so gesprochen hatte, noch mehreres in dem gleichen Sinne hinzu und sagte dabei auch: „Mein Sohn, bereite mit klugem Bedacht alles vor, was für diese Reise nötig ist, und lege auch ein Linnentuch, um nach meinem Tode meinen Körper darin einzuhüllen, in die Truhe, in der meine Bücher sind." Als der Bischof Lullus die Betrübnis über solche Worte nicht verbergen konnte und zu weinen begann, brach der heilige Bonifatius das Gespräch ab und fing von anderen Dingen zu reden an, und wenige Tage später bestieg er mit den erwählten Begleitern ein Schiff, fuhr den Rhein

hinab, indem er nachts das Schiff im Hafen ruhen ließ, bis er in die wasserreichen Gefilde der Friesen kam. Er gelangte wohlbehalten über den Sumpfsee, der in der Sprache der Friesen Alkmar heißt (heute der Zuidersee) und zog an den unwirtlichen Küsten entlang. Und als er den Gefahren von Strom und Meer entgangen und den Weg über die ungeheuren Wasserflächen gefunden hatte und so schon außer Gefahr schien, begab er sich in eine viel größere Gefahr, indem er unter das heidnische Volk der Friesen ging, deren Land durch die dazwischen liegenden Gewässer in viele Gaue geteilt und mit verschiedenen Namen genannt wird, aber doch überall die Eigenart des gleichen Volksstammes zeigt.

Von dem Bekennertod des heiligen Bonifatius

Er zog durch das ganze Friesenland, tilgte die heidnischen Gebräuche aus, beseitigte den Götzenglauben und verkündete Gottes Wort. Nachdem er die falschen Heiligtümer zerstört hatte, baute er Kirchen mit großem Fleiß und taufte viele tausend Menschen, Männer, Weiber und Kinder, in Gemeinschaft mit seinem Mitstreiter Eoban, dem er, um der Schwäche seines Greisenalters bei den Friesen zu Hilfe zu kommen, das Bistum in der Stadt Utrecht (Trecht) übertragen hatte, und mit den Geistlichen Wintrung, Walther und Ethelher, welche bereits die Priesterwürde bekleideten, den Diakonen Hamund, Skirbald und Bosa und den Mönchen Wakkar, Gundekar, Illeher und Hathowulf. Diese streuten mit dem heiligen Bonifatius den Samen des ewigen Lebens aus, und da sie nach der apostolischen Regel ein Herz und eine Seele waren, so sollte ihnen auch in gleicher Weise die Siegeskrone des Bekennertodes beschieden sein. Denn als bereits, wie wir sagten, in Friesland das Licht des Glaubens aufgeleuchtet war, nahte auch das selige Lebensende des Heiligen. Er hatte an dem Flusse, der Bordne (Burde) heißt und an der Grenze des Ostgaues und Westgaues, wie die Friesen diese Landschaften nennen, liegt, mit seinen Begleitern Zelte aufgeschlagen. Nachdem nun der festliche Tag der Einsegnung der Neugetauften ringsum dem Volke bekanntgegeben war, hatten alle wieder ihre Häuser aufgesucht, um zu der bestimmten Zeit aufs neue zu erscheinen. Als aber der festgesetzte Tag erschienen und die Sonne schon aufgegangen war, da nahten statt der Freunde Gegner und Henker statt der Neubekehrten. Mit Schild und Lanze bewehrt, stürmte eine große Menge von Feinden in das Lager. Die Knappen der Gottesdiener eilten ihnen entgegen und wollten

die Heiligen gegen die sinnlose Wut des rasenden Volkes verteidigen. Aber als der Mann Gottes das Gelärm des tobenden Haufens vernahm, ergriff er die Heiligenreliquien, die er immer bei sich hatte, schritt aus dem Zelt und untersagte den Knappen den Kampf, indem er sprach: „Laßt ab von dem Streite, denn es steht geschrieben, daß wir nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem vergelten sollen. Der ersehnte Tag ist erschienen und die selbsterwählte Zeit unserer Auflösung steht bevor. Wir wollen darum stark sein im Herrn und die Gnade der Heimkehr zu ihm in Dankbarkeit hinnehmen. Hoffet auf ihn, und er wird eure Seelen befreien." Auch die dabeistehenden Priester und Diakone wie die Gottesdiener niederen Grades ermahnte er mit väterlichen Worten, indem er sprach: „Ihr Brüder, seid guten Mutes und fürchtet euch nicht vor diesen Menschen hier, die wohl den Körper töten können, aber die unsterbliche Seele nicht zu vernichten vermögen, sondern freuet euch im Herrn und werfet den Anker eurer Hoffnung aus in seiner Gnade, so wird er euch von nun an bis in Ewigkeit den Lohn der Vergeltung geben und euch den Sitz im himmlischen Saale bei den seligen Geistern schenken. Laßt euch nicht von den Lockungen der Welt verführen und von trügerischen Lockreden der Heiden betören, sondern ertraget standhaft den kurzen Augenblick des Todes, auf daß ihr mit Christus herrschen könnt für alle Zeit." Während er noch durch solche Ermahnungen freundlich die Jünger ermutigte, die Märtyrerkrone bereitwillig zu empfangen, stürzte sich der rasende Haufe der Ungläubigen mit Schwertern und allen Kriegswaffen auf sie und vergoß das Blut der Heiligen, die den seligen Märtyrertod erlitten. Und als die Heiden an dem vergänglichen Fleische der Gerechten ihre Rache genommen hatten, jubelten sie laut und griffen nach der Siegesbeute ihrer Verdammnis. Sie plünderten das Lager und rissen die Beute an sich. Auch die Truhen, in denen die Bücher waren, und die Reliquienkästen schleppten sie fort und glaubten den Besitz einer großen Menge von Gold und Silber erlangt zu haben. Dann stürmten sie nach den Schiffen, in denen die Lebensmittelvorräte der Geistlichen und ihrer Knappen waren, erbrachen die Gefäße, in denen noch ein Rest von dem Weine der Brüder war, und trugen ihn fort. Nachdem sie den Geschmack des geliebten Trankes gekostet hatten, ließen sie gierig den Wein durch die Kehle rinnen, bis ihre Sinne sich umnebelten. Dann begannen sie nach Gottes wunderbarem Ratschlusse über die gewonnene Beute zu verhandeln und zu beratschlagen, wie sie das



Taufe der Heiden durch Bonifatius und sein Märtyrertod
Miniatur aus Cod. Ms. theol. 231. Universitätsbibliothek Göttingen

Gold und Silber, das sie noch gar nicht gesehen hatten, unter sich verteilen sollten. Als sie nun hin und her redeten, wieviel wohl das geraubte Gut wert sei, entstand ein lebhafter Wortwechsel, und die Uneinigkeit wurde so groß, daß sich die rasende Menge in zwei Parteien spaltete und sie schließlich die Waffen, mit denen sie die heiligen Märtyrer erschlagen hatten, gegeneinander kehrten. Als schon der größte Teil des tobenden Schwarms am Boden lag, liefen die Überlebenden voller Freude hin, um die Beute, die sie sich mit Preisgabe von Seele und Leben erkauft hatten, zu ergreifen. Als sie aber die Kästen erbrachen, fanden sie Bücher statt Gold und statt Silber die Zeugnisse der göttlichen Weisheit, und so des erhofften Gewinns an Gold und Silber beraubt, verstreuten sie die herausgerissenen Bände teils im ebenen Felde, teils warfen sie sie in das Röhricht der Sümpfe, teils auch verbargen sie sie in irgendwelchen Verstecken, und nach einer Fügung des Himmels wurden sie nach geraumer Zeit dort wieder entdeckt und von den glücklichen Findern nach dem Hause, in dem sie bis heute dem Heil der Seelen nutzen, zurückgebracht. Die Mörder aber zogen, betrübt über den Verlust des erhofften Gewinnes, wieder nach Hause. Sie erlitten nach einem Zeitraum von drei Tagen aber nicht bloß einen noch größeren Schaden an ihrem heimischen Besitz, sondern erfuhren auch die gerechte Vergeltung durch den Verlust ihres Lebens. Denn der allmächtige Schöpfer und Lenker der Welt wollte sich an seinen Feinden rächen und vor aller Welt seinen lange zurückgehaltenen Zorn gegen die Götzenanbeter, gereizt durch ihre letzte Übeltat, kundtun.

Wie an der Stelle, wo das Blut der Märtyrer vergossen war, denen, die dort die Stätte für eine Kirche bestimmen wollten, ein lebendiger Quell aus der Erde sprang

Als nämlich die Kunde von dem unerwarteten Untergange der heiligen Märtyrer durch die Gaue und Dörfer und die ganze Gegend flog, scharten sich die Christen unverzüglich zu einem großen Heereszug zusammen und zogen über die Grenzen ihres Gebietes, um Rache für den Tod der heiligen Bekenner zu üben. So brachen sie als unwillkommene Gäste in das Land der Ungläubigen ein und brachten den ihnen entgegenziehenden Heiden eine schwere Niederlage bei. Die Feinde wandten sich zur Flucht und verloren ihr Leben mit ihrer ganzen Habe. Die Christen raubten ihre Frauen und Kinder wie auch ihre Knechte und Mägde und

kehrten in ihr Land zurück. Auf diese Weise geschah es, daß die umwohnenden, noch unbekehrten Heiden, durch das über sie gekommene Unheil gebrochen, von dem Strahl des Glaubens erleuchtet wurden und den ewigen Höllenqualen zu entrinnen trachteten. So nahmen sie das Glaubenszeugnis des Heiligen, das sie bei seinen Lebzeiten zurückgewiesen hatten, nach seinem Tode, durch die göttliche Vergeltung erschreckt, willig an.

Nachdem wir nun die Taten des heiligen Mannes von seiner Kindheit an bis zu seinem Lebensende aufgezählt haben, wollen wir noch eines wunderbaren Geschehnisses nach seinem Tode gedenken, das auch dem Könige Pippin von denen, die dabei waren, berichtet und uns selbst von dem ehrwürdigen Bischof Lullus erzählt worden ist, der die Körper der heiligen Märtyrer nach Utrecht überführte. An der Stelle, wo das Blut des Heiligen geflossen war, sollte nach dem Willen der Anwohner und eines großen Teiles des friesischen Volkes wegen der ständig drohenden Fluteinbrüche, die durch das wechselnde Steigen und Sinken des Meeres und das damit verbundene Vor- und Zurückströmen des Wassers erzeugt werden, ein Hügel aufgeworfen werden, auf welchem sie dann eine Kirche, wie es auch später geschehen ist, bauen und die Stätte für ein Kloster bereiten wollten. Als nun die Erderhöhung bereits hergestellt war und sie das Werk vollendet hatten, gerieten die daran beteiligten Leute, während sie im Begriff waren nach Hause zurückzukehren, in ein Gespräch über den Mangel an Süßwasser, an dem in ganz Friesland Menschen und Vieh gleich leiden und der auch für die Einwohner dieser Gegend sehr lästig war. Da geschah es durch Gottes Fügung, daß einer von ihnen, der von dem König Pippin als Vogt über den Gau und diesen Ort gesetzt war und das Werk selbst geleitet hatte, mit Namen Abba, samt seinen Gefährten sich aufs Pferd schwang und herumritt, um den Hügel noch einmal zu besichtigen. Da versank plötzlich das Pferd eines seiner Knappen mit den Vorderbeinen im Erdreich und wäre beinahe mit dem Reiter zu Boden gestürzt. Hierauf sprangen die Beweglichsten und Geschicktesten in der Schar von ihren Pferden, eilten herzu und machten das in der Erde hängende Pferd wieder frei. Aber ein erstaunliches Wunder zeigte sich mit einemmal den Blicken der anwesenden Männer. Was sonst ganz ungewohnt in der Gegend war, ein klares und mild schmeckendes Wasser brach aus der Erde hervor und suchte sich seinen Weg über das Feld, so daß es wie ein Bach dahinströmte. Durch dieses Wunder heiter und

froh gestimmt, zogen sie wieder nach Hause und verbreiteten, was sie erlebt hatten, unter dem Volke.

Das Leben und den Bekennertod des heiligen Bonifatius habe ich, der Priester Willibald, zuerst auf Wachstafeln aufgeschrieben, den Bischöfen Lullus und Megingoz vorgelegt und nach ihrer Prüfung auf Pergament übertragen und in der Kirche des heiligen Viktor vor den Mauern der Stadt Mainz niedergelegt.



Sturmi

Das Bild der Tätigkeit, die Bonifatius entfaltete, und der Wirkungen, die von ihm ausgingen, wäre unvollständig, wenn wir nicht auch Kunde gewännen von den Persönlichkeiten und den Schicksalen seiner Helfer und Jünger. Unter diesen mag Sturmi, der Gründer des Klosters Fulda, an die erste Stelle gerückt werden. Sturmi wurde von Bonifatius aufgenommen, als er im Jahre 734 bei Herzog Hugbert in Bayern weilte. Sturmi stammte aus einem bayerischen Adelsgeschlecht. In der Lebensbeschreibung wird er zu dieser Zeit noch als Knabe bezeichnet. Da er aber unmittelbar darauf zum Priester geweiht wurde, muß er doch schon erwachsen gewesen sein und auch bereits dem geistlichen Stande angehört haben. Man muß annehmen, daß er etwa achtundzwanzig Jahre alt war. Als sein Geburtsjahr würde danach das Jahr 706 anzusetzen sein. Nur der Wunsch, ihn als Schüler des Bonifatius erscheinen zu lassen, hat den Anlaß dazu gegeben, sein Alter zu verwischen. Sturmi blieb nicht lange in der Umgebung des Bonifatius. Bereits im Jahre 736 zog er in die Einöde nach Hersfeld mit zwei Brüdern, die ihm Bonifatius mitgab. Der Ort ist nicht als eine völlige Einöde vorauszusetzen, es wohnten dort Leute, die in dem noch wüsten Lande ein kümmerliches Dasein fristeten, aber den Brüdern doch Gelegenheit zur Ausübung der Seelsorge gaben und ihnen auch wohl bei der Gewinnung des notwendigen Lebensunterhaltes halfen. Bonifatius pflegte Sturmi scherzhaft als „seinen Einsiedler" zu bezeichnen, weil er so dringend nach einem Leben in der Einsamkeit verlangte. Der Aufenthalt in Hersfeld erschien aber Bonifatius nicht ratsam, weil die Nähe der heidnischen Sachsen den Frieden und die Sicherheit der Brüder bedrohte. Sturmi machte sich deshalb auf und fuhr in einem Kahn flußaufwärts, kehrte aber unverrichteter Dinge wieder um, nachdem er bis zur Mündung der Lüder gelangt war. Auf Bonifatius' dringende Mahnung machte er 743 einen erneuten Versuch, indem er jetzt den Landweg einschlug. Er hatte nun besseren Erfolg und gelangte nach viertägiger Wanderung zu dem Platze, den er als den ihm bestimmten erkannte und wo sich später das Kloster Fulda erhob. Bald darauf erfolgte dann der Umzug der Brüder von Hersfeld nach der neuen Stätte, und am 12. März 744 wurde die klösterliche Niederlassung gegründet. Bonifatius stellte die nötigen Werkleute, um auch steinerne Gebäude aufführen zu können, und beaufsichtigte selbst den Bau. Um eine feste Ordnung für das neue Kloster zu gewinnen, zog Sturmi 748 nach Italien, lernte dort die nach der Regel des heiligen Benedikt gegründeten Klöster kennen und kam nach einem Jahre zurück, um das eigene Kloster nach dieser Regel zu ordnen. Die neue Gründung wuchs rasch empor und war bereits zu einem ansehnlichen Umfange gediehen, als fünf Jahre später Bonifatius in Friesland den Märtyrertod erlitt. Er hatte noch dem Kloster die Unabhängigkeit gesichert, so daß es sich frei weiterentwickeln konnte. Dadurch ergab sich aber eine natürliche Rivalität zwischen dem Nachfolger des Bonifatius in Mainz, Lullus, und dem Abte von Fulda, die bereits unmittelbar nach dem Tode des Bonifatius bei der Frage nach der letzten Ruhestätte des Heiligen zum Ausbruch kam. Sturmi behielt dabei die Oberhand, die Leiche wurde nach Fulda überführt, und das

Kloster erlangte auf diese Weise den ungeheueren Vorteil, die Reliquien und den Schutz des Heiligen zu besitzen.

Einige Jahre später kam der Zwiespalt zum offenen Ausbruch. Sturmi wurde, wie gesagt wird, auf Betreiben des Bischofs Lullus, bei dem Könige Pippin verklagt und mußte in die Verbannung gehen. Lullus erreichte, daß das Kloster dem Erzbistum Mainz unterstellt wurde und setzte einen Abt nach seinem Gefallen in der Person des Markus ein. Nachdem dieser dann von den Brüdern kurzerhand vertrieben war, wurde ein Zwischenzustand geschaffen, in dem der Sturmi ergebene Prezzold die einstweilige Führerschaft übernahm. In den letzten Regierungsjahren Pippins wurde Sturmi wieder in Gnaden aufgenommen, aufs neue als Abt eingesetzt und das Kloster von der Oberhoheit des Mainzer Bischofs gelöst. Es erhielt dann noch das Krongut Umstadt und, als Karl zur Herrschaft gelangt war, 777 auch Hammelburg zugewiesen. Dann kamen die Sachsenkriege. Bei dem großen Aufstande unter Widukind 778, der ausbrach, als Karl in Spanien war, wurde auch das Kloster Fulda schwer betroffen. Um den vom Rhein her zurückkehrenden Sachsen zu entgehen, flüchteten die Brüder des Klosters mit den Reliquien ihres heiligen Schutzherrn nach Süden hin. Als die Gefahr vorüber war, kehrten sie wieder zurück. Im nächsten Jahre zog dann Karl mit großer Heeresmacht aufs neue gegen die Sachsen. Er ließ Sturmi nach der Eresburg kommen. Der alte Mann war aber durch die Anstrengungen und Aufregungen in seiner Kraft gebrochen und starb am 17. Dezember desselben Jahres (779). Als sein Nachfolger wurde Baugolf eingesetzt. Auf Baugolf folgte Ratger, und auf Ratger 817 Eigil, von dem die Lebensbeschreibung des heiligen Sturmi herrührt. Eigil starb 822 und wurde durch Hrabanus Maurus ersetzt. Da in der Biographie der Verfasser sich selbst als Teilhaber der letzten Schicksale des Klosters unter Sturmi nennt, muß man annehmen, daß er um das Jahr 745 geboren ist. Er ist deshalb als ein vertrauenswürdiger Zeuge anzusehen, da er alle die von ihm geschilderten Vorgänge, soweit er nicht selbst an ihnen beteiligt war, von denen, die sie miterlebten, erfahren konnte. Die Erzählung ist auch frei von allen wunderhaften Zutaten und berichtet nur getreulich die Schicksale ihres Helden. Nur in einem Punkte können Zweifel bestehen, nämlich in der Stellung des Bischofs Lullus zu Sturmi. Eigil häuft auf Lullus alle Schuld, er klagt ihn des Neides und der Bosheit an, und sein Charakter erscheint in sehr ungünstigem Lichte. Ganz unberechtigt scheinen diese Vorwürfe nicht zu sein. Lullus, der am 16. Oktober 786 starb, ist unter allen Jüngern des Bonifatius die fragwürdigste Persönlichkeit. Was seine Lebensschicksale betrifft, so sind wir auf die wenigen Angaben in den uns erhaltenen Briefen beschränkt. Eine spätere Lebensbeschreibung, die Lambert von Hersfeld gab, ist so gut wie wertlos.

Lullus stammte wie Bonifatius aus vornehmem angelsächsischen Geschlecht, das wahrscheinlich in Wessex ansässig war. Er wurde frühestens 710 geboren und unter dem Abte Eaba in Malmesbury erzogen. Das Wort Lul ist ein Kosename. Es wird auch berichtet, daß der Abt Eaba seinem Zögling den Beinamen „der Kleine" gab. Nicht lange vor 738 zog er mit seinem Vater und einer Schar von Verwandten nach Italien. Dort, wahrscheinlich in Rom, erkrankte die ganze Pilger-

schar an der Malaria. Lullus selbst genas, aber sein Vater und die meisten seiner Gefährten starben. Traurig und verwaist blieb er zurück. So fand ihn Bonifatius auf seiner dritten Romfahrt und nahm ihn mit sich nach Deutschland. Unter Bonifatius' Führung begann für Lullus ein neues Leben. Bonifatius erschien ihm als Retter und Erlöser, und er hing an ihm mit fanatischer Verehrung. Aber ebenso fanatisch haßte er alles, was nicht mit seinen und seines Meisters Anschauungen übereinstimmte. Seine Briefe sind erfüllt von Klagen über die falschen Priester und von seinem Herzenswunsche, der Gründung eines Klosters in der Einsamkeit des Waldes. Zuerst blieb er längere Zeit in Thüringen, um sich in sein Priesteramt einzuleben und für Bonifatius zu wirken. Dann zog ihn Bonifatius in seine unmittelbare Umgebung, in der er fortan blieb. Kein anderer seiner Jünger hat mit Bonifatius in so enger persönlicher Verbindung gestanden. Lul spielte etwa die Rolle eines Privatsekretärs, und als solcher hat er die schriftlichen Äußerungen seines Meisters, aber anscheinend auch seine Meinungen und Taten, stark beeinflußt. Luls Fähigkeiten standen mit diesem weittragenden Einfluß in keinem rechten Verhältnis. Was ihm aber an Weitblick fehlte, ersetzte er durch Unduldsamkeit und Fanatismus. Mit dem Vorwurf der Ketzerei war er sehr leicht bei der Hand. Gerade weil ihm die rechte Einsicht fehlt, kommt er aus Mißtrauen und Entrüstung nicht heraus. Vieles von dem, was bei Bonifatius in seinen letzten Lebensjahren so befremdlich wirkt, mag auf Lul zurückzuführen sein. 751 zog Lul mit mehreren Begleitern im Auftrage des Meisters nach Rom. Im folgenden Jahre wurde er von Bonifatius, der bei seinem hohen Alter eine Entlastung ersehnte, zum Chorbischof geweiht. Noch im selben Jahre ging er mit Bonifatius selbst nach Thüringen, um für die Wiederherstellung der von den Sachsen zerstörten Kirchen zu sorgen und die durch den heidnischen Einfall in Verwirrung geratenen Verhältnisse im Lande zu ordnen und zu festigen. Er blieb deshalb noch in Thüringen, als Bonifatius fortging, und kehrte erst nach einiger Zeit zu Bonifatius nach Mainz zurück und wurde dort nach Bonifatius' Tode sein Nachfolger. Bonifatius hatte das sehnliche Verlangen gehabt, daß Lul seine ganze Stellung erben sollte, er wurde aber doch nur einfacher Bischof in Mainz, und die Erzbischofswürde ging an Chrodegang von Metz über.

Bereits dreißig Tage nach Bonifatius' Ermordung kam seine Leiche nach Mainz. Lul wollte sie gegen den ihm bekannten Wunsch seines Wohltäters in Mainz festhalten, mußte aber schließlich in die Überführung nach Fulda willigen. Es scheint, daß er anfänglich wirkliches Interesse für das Kloster Fulda gezeigt hat und, solange Bonifatius lebte, keinerlei Übergriffe versuchte. Als aber Bonifatius tot war, suchte er als Bischof von Mainz die Verhältnisse des Klosters von sich aus zu regeln. Dem widersetzten sich die Klosterleute in Fulda, die sich auf Grund des ihnen verliehenen Privilegs für unabhängig von der Vormundschaft des Bischofs hielten. Lullus mißachtete aber die Exemtion des Klosters, die auf das dringende Verlangen seines Meisters erfolgt war, und bei solch offenkundiger Pietätlosigkeit ist wohl anzunehmen, daß Sturmis Biograph mit seiner Darstellung im wesentlichen recht hat. Weitherzigkeit besaß Lul nicht, aber um so größer war seine Beharrlichkeit. Als ihm seine Absicht bei Fulda mißglückt war, erreichte er die Gegengründung des Klosters Hersfeld.

Die Gründung wird in das Jahr 769 gelegt. Der Ort blieb aber nach Sturmis Fortgang nicht verlassen, und der Ausbau des Platzes wurde weitergeführt. Die Fundamente der beiden ersten Kirchenanlagen sind erhalten. Sturmis Bau war eine kleine Kapelle, in deren Mitte das Taufbecken stand und die nach hinten zu eine kleine Apsis, wohl für den Altar, zeigt. Daneben erhob sich nun der größere Bau des Lullus, den er wahrscheinlich für den Gottesdienst bestimmte, während er die ältere Anlage als Taufkapelle ließ. Lul hatte aus dem Streit mit Fulda gelernt, welche Gefahr die Einmischung einer fremden Gewalt für die klösterliche Verwaltung bedeutet. Er ließ sich daher von König Karl bestätigen, daß das Kloster Hersfeld frei sein sollte von jeder Botmäßigkeit den Bischöfen gegenüber und von jeder Leistung an sie. Im Zweifelfalle sollte dem Kloster das Recht der Berufung an die königliche Synode zustehen. Die Sicherung des Klosters Hersfeld war das erste, was Lul bei Karl erreichte. Wichtiger noch war, daß er die Erhebung des Bistums Mainz zum Erzbistum, wenn auch erst nach 780, durchsetzte und das Gebiet seines Sprengels bis nach Nordhessen und Thüringen auszudehnen vermochte. Den äußeren Erfolgen hat aber anscheinend die Fürsorge Luls für die innere Stärkung der Kirche nicht entsprochen. Wir müssen das schließen aus einem Brief, der allgemein auf Karl den Großen und Lul bezogen wird. Der König erhebt hierin den Vorwurf gegen Lul: „Während du mit Eifer darauf bedacht bist, Gläubigenseelen zu gewinnen, muß es uns aber verwundern, daß du keine Fürsorge für die wissenschaftliche Ausbildung deiner eigenen Geistlichen triffst." Am 16. Oktober 786 ist Lullus gestorben.

Sturmi ist in seinem Charakter das gerade Gegenteil von Lul gewesen. War Lul trocken, pedantisch, beschränkt und gemütlos, aber eifrig und beharrlich, so war Sturmi in seinem Gebaren der echte Bajuware, begabt, energisch, mutig, lauter in seiner Gesinnung, aber reizbar und aufbrausend, von Stimmungen und Phantasievorstellungen stark beeinflußt. Es war wohl eine Natur, wie er sie hatte, notwendig, um durch das Dickicht des deutschen Urwaldes den Weg zu bahnen. Gerade das Abenteuerliche und Gefährliche der Unternehmung lockte ihn, er liebte es, abseits von der großen Heerstraße sich einen Pfad zu suchen, und statt im Gefolge des Meisters zu bleiben, wählte er ein Leben, das ihm Selbständigkeit und Unabhängigkeit brachte, wenn auch unter Gefahren und Entbehrungen. So kam die Gründung des Klosters zustande, dessen Ruhm bald weit und breit erschallte und das eine Pflanzstätte der Kultur wurde.

Vorwort des Verfassers

Stets habe ich dich, o Jungfrau Angildruth*, von Liebe zu Gott und von heiligem Eifer erfüllt gefunden. Deshalb bin ich deiner Aufforderung gefolgt, dir das Leben des heiligen und verehrungswürdigen Abtes Sturmi zu schildern, die Anfänge des Klosters, das er gegründet hat, zu beschreiben und auch das, was der Gründung vorher-

* Vermutlich eine Nonne in Kitzingen.

ging, wahrheitsgetreu zu berichten. Ich habe nach meinen schwachen Geisteskräften getan, was du verlangtest. Was ich aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen über die früheren Schicksale des heiligen Mannes und die Gründung des Klosters erfuhr, habe ich, so gut ich konnte, in diesem Büchlein dargestellt. Die späteren Wechselfälle, wie sie der Lauf der Welt mit sich bringt, habe ich zum großen Teil nach meiner eigenen Erinnerung erzählt. Denn ich, Eigil, habe selbst mehr als zwanzig Jahre zu der Jüngerschar des heiligen Abtes gehört und bin in der Zucht seines Klosters von Kindesbeinen an aufgewachsen. Deshalb habe ich gelegentlich auch erwähnt, daß ich die erzählte Begebenheit selbst miterlebt habe.

Hier hast du nun die Schrifttafeln, die du dir wünschtest. Dir sind sie zugeeignet und sollen deinem Schutz anvertraut sein. Antworte du auf das, was tadelsüchtige Menschen an ihnen auszusetzen haben werden. Sage zu meiner Verteidigung, daß es mir an gutem Willen nicht gefehlt habe, und leihe mir auch bei Christus, deinem geistigen Bräutigam, den Beistand deiner Fürbitte.

Wie Sturmi zu dem heiligen Bonifatius kam

Einst zog der heilige und verehrungswürdige Erzbischof Bonifatius nach Bayern, um die Priester und alle kirchlichen Stände im christlichen Glauben zu stärken und die ketzerischen Irrlehren auszurotten. Denn die Völker dieses Stammes hatten, trotzdem sie Christen waren, die alten heidnischen Gebräuche und Glaubenssätze noch nicht aufgegeben. Als er sie nun den Lehren Christi zuführte, begannen um die Wette die Adligen des Landes ihre Kinder zu bringen, damit er sie in dem Dienste des Herrn erzöge. Hierbei wurde auch der Knabe Sturmi auf Bitten seiner Eltern von ihm aufgenommen, der aus Bayern stammte und von vornehmen christlichen Eltern erzeugt und erzogen war. Dieser gab so seine leibliche Verwandtschaft auf, um den Weg des ewigen Heiles zu wandeln, und zog mit dem Bischof, der ihn aufgenommen hatte, zum Schmerz seiner Angehörigen freudig in die Fremde. Nachdem sie nun viele Gegenden durchzogen hatten, kamen sie in das Land der Hessen nach dem Kloster Fritzlar. Dort übergab der Bischof den Knaben einem seiner Priester, mit Namen Wigbert. Dieser begann ihn mit allem Fleiße in dem Dienste des allmächtigen Gottes zu bilden. Unter seiner Leitung lernte Sturmi die Psalmen auswendig, prägte sich viele Bibelstellen ein

und fing an mit regem Verständnis die heiligen Schriften in sich aufzunehmen. Er vertiefte sich nicht nur in die Geheimnisse der vier Evangelien, sondern strebte auch, das Neue und Alte Testament, soweit es nötig war, durch beharrliches Lesen dem Schatze seines Herzens einzuverleiben. Er weihte sich Tag und Nacht der Betrachtung über die Satzungen Gottes, war regen Sinnes, klugen Geistes und redegewandt, schön an Gestalt, bescheiden in seinem Auftreten und rein in seinem Lebenswandel. Durch Liebe, Demut, Milde und Regsamkeit erwarb er sich die Zuneigung aller Menschen.

Nach einiger Zeit wurde er mit allgemeiner Zustimmung zum Priester geweiht und unter die Knechte Gottes eingereiht. Nun begann er die geheimnisvollen Worte Christi zu den geeigneten Zeiten den Völkern eindringlich zu predigen. Auch viel Gutes wirkte er mit dem Beistand des Heiligen Geistes. Wie oft befreite er sündige Christen durch sein Gebet von der Heimsuchung unreiner Geister! Wie oft heilte er durch Handauflegung Kranke von schweren Gebrechen! Wie oft führte er Herzen, die von dem Schlangengift der Sünde angesteckt waren, auf den rechten Weg zurück! Friedensbrecher hieß er vor Sonnenuntergang zu der christlichen Eintracht zurückkehren, alle lehrte er die Milde des Herzens, Demut und Langmut, Glaube, Hoffnung und Liebe.

Wie Sturmi in die Einöde zog

Als er schon beinahe drei Jahre dergestalt durch Predigen und Taufen seines Priesteramtes im Volke gewaltet hatte, legte ihm Gott den Gedanken ins Herz, sich einem strengeren Leben in der Einsamkeit zu ergeben. Diesen Gedanken bewegte er alle Tage und Stunden in seiner Brust, bis er auf das Geheiß Gottes dem Erzbischof Bonifatius, seinem geistlichen Herrn, offenbarte, was er in der Tiefe seiner Seele hegte. Als der Heilige erkannte, daß diese Eingebung von Gott stamme, freute er sich, daß der Herr ihn so seiner Gunst gewürdigt hatte, und förderte sein Bestreben mit Eifer. Er gesellte ihm zwei Gefährten zu, unterwies sie sorgsam in allem, und nachdem er mit ihnen gebetet und ihnen seinen Segen gegeben hatte, sprach er: „Ziehet hin in die Einöde, welche der Buochunnawald heißt, und sucht einen Ort, der als Wohnstätte für Knechte Gottes geeignet ist. Denn Gott ist mächtig, seinen Dienern eine Stätte in der Wüste zu bereiten." Die drei zogen also in die Einöde, und als sie in die Wildnis gekommen waren und nichts sahen als Himmel und

Erde und ungeheure Bäume, flehten sie inbrünstig zu Christus, daß er sie den Weg des Friedens finden lassen möge. Am dritten Tage kamen sie zu einem Orte, der bis zum heutigen Tage Hersfeld genannt wird (736). Als sie dort ringsherum die Gegend durchforscht hatten, baten sie Christus, ihnen seinen Segen zu geben, um an dieser Stelle zu wohnen, und errichteten sich an dem Orte, wo jetzt das Kloster liegt, kleine Behausungen, die sie mit Baumrinde deckten. Sie blieben dort eine geraume Zeit, indem sie durch Fasten, Nachtwachen und Beten Gott dienten.

Wie Sturmi nach einem anderen geeigneten Orte suchte

Hierauf aber zog Sturmi, von heiligem Eifer entbrannt, aus der Einöde zu dem heiligen Bonifatius und schilderte ihm ausführlich die Lage des Ortes, die Beschaffenheit des Landes, den Lauf der Gewässer, die Quellen und Täler und alles, was sich auf den Ort bezog. Das vernahm der heilige Bischof mit Aufmerksamkeit, und indem er klug mit sich zu Rate ging, nahm er seinen Einsiedler mit aller christlichen Liebe auf und hieß ihn für einige Zeit bei sich wohnen. Nachdem er aber seinen Schüler eine Weile die Wohltat des geistlichen Gespräches und die reichen Tröstungen der heiligen Schriften hatte genießen lassen, sprach er zu ihm: „Ich fürchte, daß ihr den Ort, den ihr gefunden habt, nicht dauernd bewohnen könnt. Denn es hausen in der Nähe, wie du weißt, wilde Sachsen. Deshalb sucht euch eine weiter entfernte Stelle in der Einöde, die ihr ohne Gefahr für eure Sicherheit bebauen könnt." Als nun Sturmi alles erfahren hatte, was ihm der Heilige aufzutragen hatte, kehrte er, durch seine weisen Lehren im Geiste gestärkt, freudigen Sinnes in die Einsamkeit zurück, mit der Absicht, einen neuen Ort zu suchen. Er fand seine Genossen in ihren Behausungen gespannt seine Ankunft erwarten. Als er sie sah, grüßte er sie von dem Bischofe mit den Worten des Friedens und gab ihnen reichen Trost durch die Mitteilungen, die er ihnen von seiner Reise überbrachte. Nachdem er ihnen der Reihe nach alles berichtet hatte, was der Bischof ihm gesagt hatte, nahm er zwei Brüder mit sich, bestieg zusammen mit ihnen ein Schiff und fuhr die Fulda hinauf, indem sie bei den Mündungen aller Nebenflüsse und Bäche die Gegend durchforschten. Sie verließen dort jedesmal das Schiff, durchstreiften das Gebiet und untersuchten oben und unten das Land, die Berge und Hügel ringsum, in der Hoffnung, daß der Herr ihnen in der Einöde einen zur Wohnung geeigneten Ort zeigen werde. Endlich am dritten Tage kamen sie zu einem

Ort, wo der Fluß, welcher Lüder heißt, in die Fulda mündet*. Dort kehrten sie um und fuhren zu ihrer Einsiedelei zurück, da sie nichts fanden, was ihren Augen wohlgefällig war. Nur an einem Orte, der Rombach (Ruochenbach) heißt**, hielten sie sich eine Weile auf. Er schien ihnen der einzige, an dem sie sich hätten niederlassen können. Sie waren aber der Meinung, daß er auch nicht in allem ihrem Bischof gefallen hätte. Darum fuhren sie wieder den Fluß hinunter. Nach kurzer Zeit kamen sie zu ihrer dürftigen Behausung zurück und baten Christus zu jeder Zeit, er möge ihnen die ersehnte Wohnstätte zeigen, wo sie nach dem Geheiß des heiligen Bonifatius Gott in Sicherheit dienen könnten.

Wie Sturmi von Bonifatius ein ihm von Gott bestimmter Ort verheißen wurde

Aber der heilige Bonifatius hatte seinen Einsiedler Sturmi nicht vergessen und schickte einen Boten, der ihn auffordern sollte, eilends zu ihm zu kommen. Der Bote wurde von den Brüdern in ihrer Behausung ehrenvoll aufgenommen, und als er zu Sturmi geführt worden, sprach er: „Der Bischof, unser Vater, verlangt sehr, dich zu sehen und bittet dich, wenn es dir nicht zu beschwerlich ist, zu ihm zu kommen, er hat nämlich dringend manches mit dir zu besprechen." Als Sturmi seine Worte vernommen hatte, antwortete er voll Demut, indem er sprach: „Ich danke meinem Herrn Jesus Christus, daß ein so großer Priester meiner bescheidenen Person gedachte und mir in diese Einöde seinen Boten sandte." Er rief darauf die Brüder herbei und hieß sie dem Boten die Werke der Nächstenliebe erweisen. Sie folgten willig seinem Geheiß, deckten dem Boten den Tisch und reichten ihm solche Speisen, die sie zu bieten hatten. Als er sich gestärkt hatte, rief der Mann Gottes ihn zu sich, dankte ihm nochmals für die Mühen und Beschwerden, die er auf sich genommen hatte, und sprach: „Den heiligen Bischof Bonifatius grüße du von uns, seinen Knechten, mit den Worten des Friedens und sage ihm, daß ich dir, so schnell ich kann, nachfolgen werde." Er segnete ihn darauf und entließ ihn. Am folgenden Tage machte er sich mit dem Segen der Brüder auf den Weg nach Seelheim (Seleheim)***, wo der heilige Bischof sein sollte. Er fand ihn aber am zweiten Tage, nachdem er aufgebrochen war, in Fritzlar. Und als dem Bischof gemeldet wurde, daß sein Einsiedler

* Lüdermünd. Von Fulda etwa zwei Wegstunden entfernt. ** Michelsrombach. Ostwärts von der Fulda gelegen. *** Bei Amöneburg.

Sturmi da sei, ließ er ihn sofort zu sich bringen. Sturmi warf sich ihm zu Füßen, grüßte ihn und bat um seinen Segen. Nachdem der Bischof ihn gesegnet und wieder gegrüßt hatte, hob er ihn auf, küßte ihn und hieß ihn an seiner Seite Platz nehmen. Er war sehr erfreut über seine Ankunft und bat ihn aus Liebe zu ihm und zur Feier des Wiedersehens ein wenig die gewohnte Enthaltsamkeit zu brechen. Sturmi erwiderte in Ergebenheit: „Alles ist heilig und Gott gefällig, was Ihr mir befehlt." Dann wurde in Gegenwart des Bischofs der Tisch gedeckt und die Speisen aufgetragen und der Bischof hieß Sturmi zulangen. Als er sich nun gestärkt hatte und die Tafel aufgehoben war, stand der Bischof auf und führte ihn mit sich an einen abgelegenen und einsamen Ort, wo sie lange über geistliche Dinge miteinander sprachen. Sie redeten viel über das klösterliche Leben, denn der Bischof war, wie sich später zeigte, eifrig darauf bedacht, in der Einöde ein Kloster zu gründen. Er fragte deswegen unter anderem auch, was Sturmi bei seiner Forschungsfahrt ausgerichtet habe. Darauf antwortete dieser: „Wir fuhren das Bett der Fulda hinauf, aber fanden mehrere Tagereisen weit nichts, was euren Wünschen entsprochen hätte." Da erkannte der heilige Bischof, daß der von Gott bestimmte Ort ihnen noch nicht offenbart sei, und er sprach mit prophetischem Geiste: „Uns ist ein Ort in dieser Einöde von Gott bereitet und Christus wird ihn, wenn es ihm gefällt, seinen Dienern zeigen. Deswegen laß nicht ab zu suchen. Wisse und glaube, daß du ihn sicher finden wirst." So beruhigte er ihn darüber, daß er nicht vergebens suchen werde, und regte die Liebe zum klösterlichen Leben in ihm an, und nachdem er noch viel über den Kampf des Geistes gegen das Fleisch gesprochen hatte, gestattete er ihm, zu seiner geliebten Einsamkeit zurückzukehren. Als Sturmi wieder nach seiner Zelle in Hersfeld gekommen war, grüßte er die Brüder und erzählte ihnen von dem Befehl und der Verheißung des heiligen Bischofs.

Wie Sturmi auf die Suche ging nach dem ihm verheißenen Orte

Nachdem er eine Weile seine ermüdeten Glieder ausgeruht hatte, zäumte er seinen Esel auf und machte sich mit einigem Mundvorrat allein auf den Weg, indem er seine Fahrt Christus, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, anempfahl. So ritt er allein auf dem Esel durch die einsamsten Gegenden. Eifrig durchforschte er mit scharfem Blick die bergigen und ebenen Landteile, schaute auf die Höhen und Täler, be-

trachtete die Quellen, Bäche und Flußläufe und setzte so seine Reise fort. Er stärkte sein Herz durch Lobgesänge, die er zum Herrn emporsandte, und erhob seine Seele zu Gott in inbrünstigem Gebet. Er ruhte nur da, wo ihn die Nacht haltzumachen zwang, und jedesmal, wenn er übernachtete, hieb er mit dem Messer, das er trug, das Gestrüpp ringsherum zum Schutze seines Reiteselsnieder, damit nicht die wilden Tiere, deren es dort eine Menge gab, ihn zerrissen. Er selbst bezeichnete sich mit dem Kreuz des Herrn und legte sich voll Zuversicht nieder. So zog der heilige Mann, mit den Waffen des Geistes gerüstet, den Körper geschützt durch den Panzer der Gerechtigkeit, die Brust geschirmt durch den Schild des Glaubens, das Haupt bewehrt mit dem Helm des Heiles, mit dem Schwert des Gotteswortes umgürtet, aus zum Kampf gegen den Teufel. Nach ein paar Tagen gelangte er* an eine Straße, welche als Handelsweg von Mainz nach Thüringen führt, dort, wo eine Furt über den Fluß geht. An dieser Stelle fand er eine große Schar von Slaven, welche in dem Flusse badeten. Als das Tier, auf dem er saß, die nackten Körper sah, ängstigte es sich und zitterte, und den Mann Gottes selbst faßte ein Entsetzen bei dem Anblick der schrecklichen Gestalten. Sie verhöhnten nach der Art der Heiden den Diener des Herrn, aber Gottes Macht hinderte sie, ihn zu verletzen. Einer aber von ihnen, welcher ihnen als Dolmetscher diente, fragte ihn, wohin er wolle. Er antwortete, er wolle weiter aufwärts in die Einöde, worauf sie ihn ungefährdet seinen Weg fortsetzen ließen.

Er setzte nun seinen Weg durch die furchterregende Einsamkeit fort und erblickte nichts als wilde Tiere, von denen die Gegend wimmelte, Vögel, die in der Luft flogen, ungeheure Bäume und wüstes Land. Am vierten Tage kam er an dem Ort vorbei, wo jetzt das Kloster liegt, und zog weiter bis dahin, wo die Giesel (Gysilacha) in die Fulda mündet**. Nach Sonnenuntergang gelangte er zu einem Pfade, welcher Ortesweg heißt. Dort wollte er übernachten und sich und seinen Esel gegen die Gefahr eines nächtlichen Überfalles möglichst schützen. Da hörte er von ferne ein Plätschern von Wasser und wußte nicht, ob es von einem wilden Tiere oder einem Menschen herrühre. Er stand still, horchte angestrengt hin und vernahm wieder dasselbe Geräusch. Weil er nun nicht rufen wollte, schlug er mit dem Messer, das er in der Hand hielt, an einen hohlen Baum. Es zeigte sich dann, daß es nach Gottes

* Bei Schlitz. ** Etwa 3 Kilom. südlich von Fulda.

Fügung ein Mensch war. Als dieser nämlich die Schläge hörte, kam er eilends herbei und rief. Wie nun die beiden sich sahen, begrüßten sie sich. Sturmi fragte den Mann, woher er käme, und dieser antwortete, er komme von der Wetterau und führe das Pferd seines Herrn, der Ort hieß. Sie ließen sich dann an der Stelle nieder und verbrachten vereint die Nacht. Der Mann erwies sich als der Verhältnisse in der Einöde außerordentlich kundig, und als Sturmi ihm erzählte, was seine Absicht sei, nannte er ihm die Namen der verschiedenen Orte, bezeichnete ihm die Läufe der Flüsse und Bäche. Sie brachten die Nacht an dem Orte zu, der mit der alten Benennung Eichloha (Eichenwald) heißt. Am anderen Morgen brachen sie auf und gaben sich gegenseitig den Segen. Und der Mann der Welt setzte seine Fahrt nach dem Grabfelde fort.

Der Knecht Gottes aber empfahl seinen Weg dem Herrn und zog weiter durch die Einöde. Er kam dann zu einem Bache, welcher Krätzbach (Grezibach) genannt wird, und als er dort die Gegend und die Beschaffenheit des Bodens näher betrachtete, beschloß er, sich noch weiter umzusehen. Er ging ein Stückchen zurück und fand nun endlich den gesegneten und von Gott schon längst vorbereiteten Ort, wo jetzt das heilige Kloster steht. Als er hierhin gekommen war, fühlte er sich sofort von einer ungeheueren Freude erfüllt und schritt leichtbeschwingt und jubelnd dahin. Er erkannte nämlich, daß ihm um der Verdienste und Gebete des heiligen Bonifatius willen dieser Ort von dem Herrn gewiesen sei. Dann sah er sich ringsherum die einzelnen Stellen an und sagte dem Herrn Lob und Dank, denn je weiter er schritt, um so mehr gefiel ihm die Gegend. Nachdem er sich an der Schönheit des Ortes erfreut und einen großen Teil des Tages damit verbracht hatte, daß er sich überall umsah, segnete er den Ort, merkte sich genau die Stelle und zog voll Freuden heimwärts.

Wie durch Bonifatius' Vermittlung Sturmi der auserwählte Ort von dem König zu eigen gegeben wurde

Als er darauf am übernächsten Tag nach Hersfeld kam, fand er seine Genossen in den Andachtsübungen begriffen. Er erzählte ihnen, was für einen gesegneten Ort er gefunden habe, und hieß sie sich zum Aufbruch dorthin rüsten. Er selbst machte sich sofort auf nach Seelheim, um den Bischof hier aufzusuchen. Als er nach einigen Tagen dorthin gelangt und von dem Bischof gütig aufgenommen war, berichtete er ihm von

seiner Entdeckung. „Ich glaube," sagte er, „daß ein Ort, der dir genehm ist, jetzt gefunden ist." Und als er ihm die Lage des Platzes, die Beschaffenheit des Landes und die Wasserverhältnisse dargelegt hatte, war der Bischof sehr erfreut, sie dankten beide dem Herrn und hatten miteinander ein erfreuliches Gespräch über das Gemeinschaftsleben der Mönche, das sie lange fortsetzten.

Hierauf behielt der Bischof seinen Einsiedler eine kurze Zeit bei sich, gab ihm viele gute Lehren und suchte, indem er ihm eine Reihe von Stellen der Heiligen Schrift anführte, die Liebe zum klösterlichen Leben in ihm zu befestigen. Dann entließ er ihn und brach selbst auf, um sich die Bestätigung des Eigentumsrechtes an dem in der Einsamkeit gefundenen Orte im Palaste des Königs zu holen. Sturmi war inzwischen zu seinen Genossen zurückgekehrt und rüstete sich mit ihnen, nachdem er neun Jahre in Hersfeld zugebracht hatte, nach dem Orte, den er gefunden hatte, überzusiedeln. Da aber stachelte der Teufel, der alles Gute haßt und die klösterliche Gemeinschaft in der Einöde fürchtete, den Sinn böser Menschen auf, daß sie die heilige Stätte den Dienern Christi versagten. Da die Gottesknechte gegen den Widerstand nicht aufkommen konnten, mußten sie die Gegend verlassen und sie zogen sich nach einem Orte zurück, welcher Drichlar hieß.

Der Bischof Bonifatius aber kam zu dem Fürsten der Franken Karlmann und redete voll Demut und Weisheit zu ihm. „Zum ewigen Heile", sprach er, „wird es Euch dienen, wenn nach Gottes Willen und mit Eurer Unterstützung im östlichen Teile Eures Reiches ein Zusammenleben der Mönche geschaffen und ein Kloster gegründet wird, wie es vor unseren Zeiten noch niemand unternommen hat. Deswegen bitten wir zu diesem frommen Werke um Euren Beistand, damit vor dem höchsten Herrn Jesus Christus Euch ein unvergänglicher Lohn im ewigen Reich erwarte. Wir haben nämlich in der Einöde, welche der Buochunnawald genannt wird, bei dem Flusse Fulda einen Ort gefunden, welcher zur Wohnung für die Diener Gottes geeignet ist und zu Eurem Machtgebiet gehört. Jetzt erbitten wir von Eurer Gnade, daß uns der Ort geschenkt werde, damit wir an ihm unter Eurem Schutze Gott dienen können." Als dies der Fürst hörte, freute er sich, sammelte alle Großen seines Hofes um sich, erzählte ihnen von dem Wunsche des Bischofs, lobte ihn sehr und übergab dann in ihrer Gegenwart dem Heiligen den Ort, den er gefordert hatte, indem er sprach: „Den Ort am Ufer des Flusses Fulda,

den du zu eigen begehrst, und der, wie du sagst, der Eichenwald genannt wird, und mein Eigentumsrecht an ihm übertrage ich vom heutigen Tage ganz und gar aus meiner in Gottes Gerechtsame, derart, daß von diesem Orte nach Osten und Westen, nach Norden und Süden im Umkreis eine Gemarkung viertausend Schritte weit abgesteckt wird." Darauf befahl der Fürst, die Urkunde auszufertigen, die er mit eigener Hand unterzeichnete. Er schickte auch seine Boten aus, daß sie alle Adligen, die im Grabfeld wohnten, zusammenrufen und in des Königs Namen auffordern sollten, ihrerseits, was sie an Eigentum an dieser Stelle besaßen, nach des Königs Beispiel dem Kloster zu übergeben. Und als sie an dem angesetzten Tage sich alle versammelt hatten, sprachen die Boten des Königs: „Euch alle hieß uns der König mit seinen Worten grüßen, und er forderte und befahl, daß jeder, der ein Eigentumsrecht an dem Orte Eichenwald hat, alles den Knechten Gottes zu eigen gebe." Als die Grundherren dies gehört hatten, traten sie nach Gottes Fügung sofort bereitwillig jedes etwaige Eigentumsrecht an Sturmi ab.

Von der Gründung des Klosters Fulda

Nachdem die Übergabe von allen Seiten bekräftigt und der Ort aus menschlicher in göttliche Gerechtsame übergegangen war, begab sich der heilige Sturmi nach Drichlar zu den Brüdern, die dort noch weilten. Wenige Tage später zog er mit sieben von ihnen nach der Stelle, wo jetzt das Kloster liegt, und im Jahre des Heils 744 am zwölften Tage des ersten Monats wurde unter der Herrschaft der beiden Brüder Karlmann und Pippin der heilige und von Gott längst vorherbestimmte Ort betreten. Daß unser Herr Jesus Christus ihn immer bewahren und mit seiner unbesiegbaren Macht schützen möge, das erflehten die Brüder Tag und Nacht. Sie dienten Gott voll Eifer mit Psalmengesängen, Fasten, Nachtwachen und Gebeten und begannen nach Kräften mit eigenen Händen die Wälder zu roden und das Land urbar zu machen. Wie aber zwei Monate vorüber waren, kam der hochwürdige Erzbischof Bonifatius mit einer großen Menge von Leuten zu ihnen, und als er die Vorteile des Ortes sah und die Bequemlichkeiten, die er bot, hatte er eine heilige Freude und sagte Christus Dank und Preis, daß er seinen Dienern eine solche Stätte in der Wildnis bereitet habe. Den Leuten aber, die mit ihm gekommen waren, befahl er an der Stelle, die ihm und allen anderen zum Bau einer Kirche geeignet schien, den Wald zu roden. Er selbst zog auf

einen Berg, der bis heute der Bischofsberg heißt*. Dort schlug er seine Wohnung auf, betete unablässig zu Gott und forschte in den heiligen Büchern. Nach Verlauf einer Woche, nachdem ein großes Stück Wald ausgerodet und Rasenstücke zur Bereitung des Kalkes ausgehoben waren, gab der Bischof den Brüdern seinen Segen, empfahl den Ort dem Herrn und zog mit den Handwerkern, mit denen er gekommen war, wieder fort. Im nächsten Jahre aber kam der heilige Bischof wieder zu dem neuen Kloster, das schon damals nach dem Flusse, an dem es liegt, einfach Fulda genannt zu werden begann. Nachdem er die Brüder begrüßt hatte, blieb er bei ihnen mehrere Tage und suchte die neuen Mönche zu belehren und die Zucht der klösterlichen Regel nach der Überlieferung der heiligen Schrift bei ihnen zu befestigen. Und als er den Brüdern die heiligen Schriften auslegte und dabei las, daß der Wein den Mönchen nicht erlaubt sei, wurde unter allgemeiner Zustimmung beschlossen, daß bei ihnen kein starkes Getränk, das trunken machen könnte, sondern nur ein leichtes Bier getrunken werde. Dies wurde mehrere Jahre später, zur Zeit des Königs Pippin, als der Anhang des Klosters wuchs, aus Rücksicht auf die Kranken und Schwachen durch den Beschluß einer Synode geändert, nur einige der Brüder enthielten sich bis an das Ende ihres Lebens des Weines und anderer starker Getränke. Kurze Zeit später hatte der Bischof mit Sturmi im geheimen ein Gespräch. Dabei legte er ihm dar, wie er die Brüder leiten solle, und gab ihm viele Ermahnungen und Vorschriften, nach denen sich die Mönche richten müßten. Dann erteilte er den Brüdern seinen Segen, empfahl sie dem Schutze Christi und verließ sie wieder. Er pflegte weiter das Kloster häufig zu besuchen, und soweit es ihm sein Bischofsamt gestattete, trachtete er Jahr für Jahr dorthin zu kommen, um sich bei den Brüdern aufzuhalten und mit eigenen Händen ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen. Oft saß er auf dem ihm liebgewordenen Berge, von dem schon die Rede war, durchforschte die Geheimnisse der heiligen Schriften und verband sich mit Christus in inbrünstigem Gebet.

Wie die Regel des heiligen Benedikt in dem Kloster eingeführt wurde

Wie nun die Brüder die Regel des heiligen Vaters Benedikt mit eifrigem Bemühen zu befolgen trachteten und Körper und Geist der klösterlichen Zucht unterwarfen, faßten sie den heilsamen Entschluß,

* Später wurde er als der Frauenberg bezeichnet. Gegenwärtig steht auf ihm ein Franziskanerkloster.

daß einige von ihnen nach den großen Klöstern in anderen Ländern geschickt werden sollten, um die Lebensordnung der Brüder an diesen Stellen gründlich kennenzulernen. Als dies dem heiligen Bischof mitgeteilt wurde, lobte er das weise Vorhaben und hieß Sturmi selbst die Sendung übernehmen. Dieser rüstete sich zur Reise, nahm zwei der Brüder mit sich und brach im vierten Jahre nach der Gründung des Klosters (748) nach Rom auf, besuchte in Italien alle Klöster und lernte die Gebräuche der dort lebenden Mönche und die klösterlichen Überlieferungen gründlich kennen. Er verbrachte hierbei ein ganzes Jahr und kehrte erst im zweiten Jahre, erfüllt von den Vorbildern christlicher Tugenden, die er kennengelernt hatte, zurück. Als er aber schon mit Gottes Hilfe in die Heimat gelangt war, wurde er in dem Kloster Kitzingen von einer schweren Krankheit befallen und lag vier Wochen danieder. Sowie er genesen war, reiste er weiter zu dem Bischof Bonifatius, der zufällig gerade in Thüringen war. Als ihn der Bischof wiedersah, freute er sich sehr, dankte Gott für seine glückliche Heimkehr und fragte ihn vieles über die Gegenden, aus denen er gekommen war. Und als er erkannte, wie er ihm einsichtsvoll über die Sitten des Landes und das mönchische Leben darin berichtete, sprach er: „Geh, und richte das neue Kloster Fulda ein nach dem Beispiel der klösterlichen Sitten, die du auf deiner Reise kennengelernt hast." Sturmi brach sofort auf und langte am vierten Tage zur Freude der Brüder in dem Kloster an. Dann setzte er ihnen mit klugen Worten auseinander, was er in dem Lande Italien und in den Klöstern der Provinz Toscana von den heiligen Vätern gelernt hatte, und bekräftigte es durch sein eigenes Beispiel. Die Brüder faßte ein eifriges Verlangen, sich selbst in allem zu üben, was ihnen gesagt und gezeigt war, und sie beobachteten sorgfältig die Regel des heiligen Benedikt, auf die sie sich verpflichtet hatten. So gingen viele Jahre in einem gottgefälligen Leben hin, und das Kloster nahm ständig zu, da viele, um Gott zu dienen, sich selbst und ihre Habe ihm weihten. Als so die Gefolgschaft Christi wuchs, verbreitete sich auch der Ruf des Klosters in alle Lande und kam zu den Ohren aller Brüder in den Klöstern ringsumher. Und da eine große Schar von Mönchen in ihnen unter der Zucht der heiligen Regel in Keuschheit lebte, suchte sie dort der Bischof mehrfach auf und erbarmte sich ihrer Armut, indem er ihnen eine Reihe kleiner Dörfer zu eigen gab, damit sie daraus den notwendigen Lebensunterhalt gewinnen könnten.

Wie der heilige Bonifatius den Märtyrertod erlitt und sein Leib nach Fulda gebracht wurde

Im zehnten Jahre, nachdem der heilige Bonifatius zu dem gottgeweihten Orte gekommen war (754), zog er in das Land der Friesen und erlitt dort den Märtyrertod. Darauf kamen aus dem Kloster in Utrecht treue Brüder, ergriffen die Körper der heiligen Märtyrer und legten sie teils an Ort und Stelle ins Grab, teils nahmen sie sie mit sich. Es waren die Leichname des heiligen Bonifatius und der Priester und Diakone, die mit ihm den Tod erlitten hatten, wie auch der kopflose Körper eines Bischofes mit Namen Eoban, dessen Haupt, das ihm die Feinde abgeschlagen hatten, sie nicht finden konnten. Als sie nach Utrecht gekommen waren, stellten sie den Leib des Bonifatius in einer benachbarten Kirche auf mit der Bahre, auf der sie ihn aus dem Schiff getragen hatten, die Körper der anderen Märtyrer legten sie ins Grab. Darauf traten alle Einwohner des Ortes zu einer Beratung zusammen, wie sie es erreichen könnten, daß der Körper des heiligen Märtyrers Bonifatius für alle Zeit bei ihnen ruhe, denn sie hielten es für eine starke Hilfe, wenn sie unter dem Schutze eines so großen Märtyrers ständen. Sie setzten Fasten und Bittgänge an, um von dem Herrn zu erflehen, daß der heilige Märtyrer bei ihnen zu bleiben geruhe, und bereiteten eine würdige Grabstätte für ihn in der Hauptkirche. Der heilige Märtyrer aber wollte, daß sein Körper zu dem Orte in der Einöde gebracht werde, den er selbst mit Gottes Hilfe erwählt hatte. Dies zeigte sich bald deutlich. Denn als sie ihn in die andere Kirche tragen und dort in den Sarg legen wollten, vermochten die Träger die Bahre nicht aufzuheben. Und als noch mehr hinzutraten, konnten sie alle zusammen die Bahre, auf welcher der heilige Leichnam ruhte, doch nicht von der Stelle bringen.

So erkannten sie, daß es nicht der Wille des Heiligen sei, an diesem Orte zu bleiben, und verkündeten laut, er müsse nach der Stadt Mainz gebracht werden. Darauf ließ sich die Bahre ohne jede Schwierigkeit hochheben, sie brachten sie zum Fluß, trugen sie auf ein Schiff und fuhren den Rhein aufwärts. Als dies Sturmi vernahm, zog er ihnen aus dem Kloster Fulda eilends entgegen und fuhr mit ihnen weiter, bis sie in glücklicher Fahrt zu der Stadt Mainz gelangten. Die Priesterschaft und die ganze Geistlichkeit der Stadt strömte sofort herbei. Sie ergriffen den Körper des heiligen Märtyrers und trugen ihn in fest-

lichem Zuge nach der Hauptkirche. Die sämtlichen Priester und Geistlichen, sowie das ganze Volk sagte darauf mit einer Stimme, es gehöre sich nicht, daß der heilige Märtyrer an einen anderen Ort gebracht werde, sondern, wo er im Leben seinen Bischofssitz gehabt habe, da müsse auch sein Körper ruhen. Zudem kam auch aus dem Palaste des Königs ein Bote, welcher sagte, der König gebiete, daß der Leichnam des heiligen Märtyrers in der Stadt beigesetzt werde, wenn es so sein eigener Wille sei. Sturmi aber und die mit ihm aus der Einöde gekommen waren blieben dabei, daß der heilige Bischof am meisten bei ihnen geweilt und ihnen den Ort gewiesen habe, wo sie seinen Körper bestatten sollten, und daß er ohne Zweifel dort in der Einöde seine letzte Ruhestätte haben wolle. So stritten sie miteinander. Lullus aber, der Bischof der Stadt, wollte auf alle Weise verhindern, daß der Leichnam des heiligen Märtyrers in die Einöde gebracht werde. Da erschien in der Nacht einem Diakon, mit Namen Otpert, der heilige Bischof und sprach: „Warum zögert ihr, meinen Leib nach meinem lieben Fulda zu bringen? Flink, macht euch auf und führt mich in die Einöde zu dem Orte, den mir Gott vorbestimmt hat." Der Geistliche erhob sich und erzählte die ihm gewordene Offenbarung zuerst Sturmi und dann sämtlichen Vornehmen des Reiches. Da ergriff sie alle ein gewaltiger Schrecken, und sie wagten nicht mehr gegen die Überführung des heiligen Märtyrers zu sprechen. Nur der Bischof Lul wollte die Erscheinung des heiligen Märtyrers nicht eher glauben, als bis der, welcher das Gesicht gehabt hatte, seine Hand auf den Altar legte und mit einem Eid, was er gesehen hatte, bekräftigte. Darauf wurde endlich nach Gottes Ratschluß, gegen dessen Willen es keinen Widerstand gibt, der Körper des heiligen Märtyrers aufgenommen und in feierlichem Zuge zu dem Fluß getragen, auf ein Schiff gebracht und bis zu dem Dorfe Hochheim, das am Ufer des Main liegt, überführt. Von dort trugen sie wenige Tage später, nämlich am dreißigsten Tage nach dem Tode des Heiligen, seinen Leichnam zu dem Kloster Fulda und legten ihn in sein neues Grab. Am nächsten Tage zog der Bischof Lullus mit den Geistlichen und der ganzen Schar, mit der er gekommen war, von dort wieder fort. Der hochwürdige Abt Sturmi und die Brüder des Klosters dankten aber aus Herzensgrunde ihrem Herrn Jesus Christus, daß er ihnen vergönnt habe, einen so gewaltigen Schutzherrn bei sich zu behalten. Nach der Ankunft des heiligen Märtyrers begann der von Gott auserwählte Ort immer mehr

an Ansehen zu gewinnen und das Kloster sich zu vergrößern. Damit nahm auch von Tag zu Tag die Zahl der Mönche zu. Mit unablässiger Beharrlichkeit dienten die Brüder dem Herrn in fester Zucht. Welch große Wunder dort geschahen und noch heute geschehen, überlasse ich Anderen, Kundigeren, zu beschreiben.

Wie Sturmi ungerecht verklagt und in die Verbannung geschickt wurde

Sturmi aber war allen im Kloster und draußen dem Volke liebenswert und bewunderungswürdig. Er übte sein Amt voll regen Eifers und bot sich selbst immer als Beispiel den anderen dar. Dem Lullus aber mißfiel sein guter Ruf, und aus Neid arbeitete er ständig gegen ihn. Da nun Sturmi das Wort Gottes überall verkündigte und alle ihm begierig lauschten, ertrug der neidische Feind des Menschengeschlechtes ein solches Wirken unter dem Volke nicht und begann Zwietracht unter den Brüdern zu säen, indem er den Sinn drei falscher Brüder anstachelte, eine ungerechte Anklage gegen den Knecht Gottes bei dem König Pippin zu erheben. Durch solche Eingebung des Teufels verführt, faßten sie mitsammen den ruchlosen Plan, zogen im Vertrauen auf des Bischofs Lullus Beistand zu dem König und verklagten Sturmi bei diesem, indem sie irgend etwas von Feindschaft gegen den König ihm vorwarfen. Als nun der Gottesmann bei Hofe vorgeladen ward, ertrug er ihre Falschheit geduldig und entschuldigte sich nicht weiter, sondern sprach nur: „Mein Zeuge und Mitwisser ist im Himmel, Gott der Herr ist mein Helfer, und darum zage ich nicht." Da gewann die Bosheit schlechter Menschen die Oberhand, und der König Pippin ließ den Heiligen greifen und mit einigen seiner Geistlichen in die Verbannung schicken, nämlich nach dem Kloster Jumièges (Jumedica). Dort wurde er von dem Abte des Klosters und allen Brüdern gütig und ehrenvoll aufgenommen und blieb daselbst zwei Jahre in einer milden Verbannung. Als aber die Brüder in Fulda vernahmen, wie ihr Abt ihnen genommen war, wurden sie im Tiefsten bewegt und mehr, als sich sagen läßt, betrübt. Es entstand eine große Verwirrung in dem Hause Gottes. Einige wollten aus dem Kloster fortziehen, andere zum Königshof gehen, wieder andere flehten zu dem allmächtigen Gotte, daß er ihnen in seiner Barmherzigkeit helfe. Allgemein verbreitete sich das Gerücht, daß der heilige Abt aus seinem Kloster auf Antreiben des Bischofs Lullus vertrieben sei.

Alle fühlten sich dadurch in gleicher Weise bedrückt. In dem ganzen Lande war keine Kirche, welche Sturmis Verbannung nicht beklagte.

Lullus erreichte inzwischen bei dem König Pippin durch Bestechung seiner Ratgeber, daß das Kloster Fulda unter seine Gewalt kam. Nachdem er dort die Oberhoheit erhalten hatte, setzte er einen Abt ein, mit Namen Markus, der ihm in allem gefügig war. Aber da die Brüder aus Liebe zu ihrem früheren Herrn sich von ihm abwandten, war er dort wie ein Fremder und fand sich in das Leben des Klosters nicht hinein. So herrschte eine tiefe Uneinigkeit, und die Brüder überlegten immer, wie sie durch Gottes Gnade ihren Abt Sturmi wiedererhalten könnten. Als sie schließlich die verhaßte Herrschaft des Markus, den sie auf Betreiben des Lullus gegen ihren Willen als Abt erhalten hatten, nicht länger zu ertragen vermochten, faßten sie einen kräftigen Entschluß und vertrieben Markus, indem sie einmütig Widerspruch dagegen erhoben, daß er ferner ihr Abt bleibe. Als er beseitigt war, wollten alle Brüder aus dem Kloster zu dem Palast des Königs Pippin ziehen und ihren Abt Sturmi von dem Könige wiederfordern. Als dies Lullus vernahm, suchte er sie durch schmeichlerische Überredung zu besänftigen, indem er ihnen anbot, daß sie sich selbst aus ihrer Mitte einen Abt, der ihnen gefiele, erwählen sollten. Dieser Vorschlag sagte ihnen zu, und sie wählten aus ihrer Mitte einen wahrhaft gottergebenen und mit allen Tugenden gezierten Bruder, mit Namen Prezzold, den Sturmi von Kindheit an erzogen hatte und den er sehr liebte. Sie machten ihn aber nur darum zum Abte, damit sie gemeinsam mit ihm überlegen konnten, wie sie ihren früheren Meister wieder von dem König Pippin zurückerhalten könnten. Prezzold stand dem Kloster eine geraume Zeit vor und hielt die Brüder in Liebe vereinigt, indem er mit ihnen gemeinsam Tag und Nacht darauf bedacht war, wie sie mit Christi Hilfe den Sinn des Königs wandeln und die Wiedereinsetzung ihres alten Abtes erlangen könnten. Voll tiefer Betrübnis über die Trennung von ihrem Vater und Herren Sturmi flehten sie in unaufhörlichen Gebeten Gottes Hilfe an, daß er, dem nichts unmöglich ist, durch seine Allmacht ihnen ihren Meister wieder verschaffe.

Wie Sturmi die Gunst des Königs wiedererlangte und in sein Kloster zurückkehrte

Endlich erhörte Gott ihr inständiges Flehen und bewegte das Herz des Königs Pippin, daß er an den heiligen Sturmi dachte und ihn aus der Verbannung, in der er lebte, mit Ehren zu seinem Palaste bringen ließ. Als er dorthin gelangt war und mehrere Tage in der königlichen Kapelle zu Gott gebetet hatte, indem er darauf wartete, was ihm der König zu befehlen habe, geschah es eines Tages, daß der König auf die Jagd ziehen wollte und nach seiner Gewohnheit in der Morgendämmerung in der Kapelle seine Andacht verrichtete, während die Mönche nach den Vigilien noch der Ruhe pflegten. Sturmi allein wachte, und als er den König nahen sah, öffnete er ihm die Tür und schritt ihm mit einem Lichte voran. Als der König an den heiligen Altären gebetet hatte, richtete er sich auf, und Sturmi scharf anblickend sprach er: „Gott selbst hat uns zusammengeführt. Was es war, dessentwegen dich deine Mönche bei Uns verklagten, wissen Wir nicht mehr, und warum Wir gegen dich erzürnt waren, ist Uns unbekannt." Sturmi aber erwiderte: „Gewiß bin ich von Sünden nicht frei, gegen dich aber, o König, habe ich mich nicht vergangen." Darauf sagte der König: „Selbst wenn du jemals einen unrechten Gedanken gegen mich gehegt oder etwas Unbilliges getan hast, so möge Gott dir alles verzeihen, ich vergebe es dir von Herzen. Du sollst fortan allezeit in meiner Gunst und Freundschaft stehen." Dabei zog er mit der Hand aus seinem Mantel einen Faden, warf ihn auf die Erde und sprach: „Hier werfe ich zum Zeugnis der vollkommenen Versöhnung einen Faden aus meinem Mantel auf die Erde, damit allen kund sei, daß die frühere Feindschaft zu Ende ist." Nachdem sie sich so versöhnt und eine feste Freundschaft begründet hatten, zog der König seines Weges weiter.

Als nun bald darauf Prezzold und die übrigen Brüder im Kloster Fulda erfuhren, daß ihr geliebter Meister Sturmi beim König wieder in Gunst stand, schickten sie Abgesandte nach dem Palast und baten, daß ihr Abt ihnen wiedergegeben werde, und wie alles, was Gott will, leicht und ohne Mühe geschieht, so nahm der König die Bitte der Brüder gnädig auf und versprach, ihren Abt Sturmi zu ihnen zu senden. Kurze Zeit darauf ließ er Sturmi zu sich rufen und gab ihm das Kloster Fulda zurück, indem er es von jeder Oberhoheit des Bischofs Lullus freimachte. Er hieß ihn nach dem Kloster ziehen und mit der Vollmacht, welche

der heilige Papst Zacharias vor Zeiten dem heiligen Bonifatius gegeben hatte, das Kloster leiten. Er befahl ihm auch, daß er seine Sache und den Schutz des Klosters bei niemand anders suchen sollte als beim Könige. Als er aus der Hand des Königs den Schutzbrief erhalten hatte, zog Sturmi zu seinem Kloster. Sofort verbreitete sich durch die ganze Gegend die Kunde, daß Sturmi wieder in das Land komme, und als die Mönche und Nonnen in den Klöstern ringsum erfuhren, daß er aus der Verbannung zurückgekehrt sei, dankten sie allesamt dem Herrn aus Herzensgrund. Die Brüder des Klosters Fulda aber nahmen das goldene Kreuz und die Heiligenreliquien und zogen ihm vom Kloster weithin entgegen. Sie entboten ihm und denen, die mit ihm gekommen waren, ihren Gruß, geleiteten ihn unter geistlichen Gesängen in feierlichem Zuge nach dem Kloster und priesen den Herrn, daß er ihnen den heißersehnten Hirten wiedergeschenkt habe, und es herrschte unter ihnen große Freude.

Wie Sturmi weiter seines Amtes waltete und den Besitz des Klosters mehrte

Sturmi aber trachtete mit allem Eifer, wie er es begonnen hatte, das Leben und die Sitten der Brüder zu reinigen und den Klosterdienst zu festigen. Die Kirche, welche sie damals hatten, und alle Gebäude des Klosters ließ er mit neuen Säulen und starken Balken versehen und auch das Dach erneuern. Nicht lange Zeit darauf dachte er, wie er erfüllen könnte, was die heilige Regel vorschreibt, daß die verschiedenen Handwerke in dem Kloster selbst gepflegt werden sollten, damit nicht wegen irgendeines Bedürfnisses die Brüder sich nach draußen wenden müßten. Und er sammelte eine große Schar von Erdarbeitern und, da er scharfen Geistes war, erforschte er den Lauf des Flusses Fulda, der eine ziemliche Strecke von dem Kloster entfernt war, leitete ihn ab und ließ ihn durch einen großen Graben unmittelbar an dem Kloster vorbeifließen, daß das Rauschen seines Wassers die heilige Brüderschaft erfreute. Für das Grab des heiligen Märtyrers Bonifatius ließ er aus Gold und Silber einen Sarg herstellen, der auf der Grabstätte des Heiligen mit einem goldenen Altar heute noch steht.

Da er aber nun bei dem Könige Pippin viel vermochte, erlangte er es durch seine Bitten, daß er das Krongut Umstadt (Omunstat) mit allem, was darin die früheren Könige besaßen, in seiner Gnade dem

Kloster schenkte und die Schenkung durch eine Urkunde bestätigte. Als aber Pippin im Jahre des Heils 768 gestorben war, folgte ihm sein Sohn Karl in der Herrschaft. Wie nun der junge König alle, die bei seinem Vater geehrt waren, durch große Geschenke sich geneigt machte, ließ er auch den hochwürdigen Abt Sturmi kommen und verband sich mit ihm in inniger Freundschaft, indem er ihm hohe Ehren erwies und ihn königlich beschenkte. Einige Zeit darauf legte ihm Gott ins Herz, daß er, an die ewige Vergeltung denkend, aufs neue Sturmi zu sich rief, und nachdem er sich mit ihm besprochen, das Krongut Hammelburg (Hamelenburg) mit allem, was dazu gehört, aus seiner Gerechtsame in die Gerechtsame des Herrn und des heiligen Bonifatius übergehen ließ. Diese Übergabe nahmen die Brüder voll Freuden auf, und dem Herrn werden für die dem Kloster gegebene Sicherheit bis zum heutigen Tage Dankgebete dargebracht. Der heilige Sturmi lebte darauf in der Gunst des verehrungswürdigen Königs Karl alle Zeit seines Lebens.

Wie die Sachsen bekriegt und zum Christentum bekehrt wurden

In diesen Zeiten wurde auch durch eine Gesandtschaft zwischen dem Frankenkönig Karl und dem Bayernherzog Tassilo für eine Reihe von Jahren Freundschaft geschlossen. Als nun der König Karl vier Jahre lang geherrscht hatte, begann er in seinem christlichen Sinne daran zu denken, wie er das wilde und allen feindselige Volk der Sachsen, welches noch in den heidnischen Gebräuchen verharrte, dem Christenglauben gewinnen könne. Er rief die Diener Gottes zusammen und forderte sie auf, durch ihre Fürbitte den Herrn seinen Wünschen geneigt zu machen. Dann sammelte er ein großes Heer und brach damit nach Sachsen auf, indem er alle Priester, Äbte und Diener des rechten Glaubens mit sich nahm, damit sie das Volk, das von Anbeginn in den Banden der bösen Geister gelegen hatte, durch ihre heiligen Lehren dazu brächten, das milde und sanfte Joch Christi auf sich zu nehmen. Als der König dorthin gelangt war, wurde teils durch Kampf, teils durch Überredung, teils auch durch Geschenke der größte Teil des Volkes dem christlichen Glauben gewonnen. Und nicht lange Zeit darauf teilte er das ganze Land in Bistümer und übergab sie treuen Dienern Gottes, um darin zu lehren und zu taufen. Dabei wurde auch ein großer Teil jenes Volkes und Gebietes in die Verwaltung des heiligen Sturmi gegeben. Er übernahm damit in dieser Gegend das Bekehrungsamt und wandte

alle Sorge darauf, wie er möglichst viele der Menschen dem Herrn gewänne. Er bewog sie durch seine Predigt, die Götzenbilder zu verlassen, den christlichen Glauben zu bekennen, ihre Tempel zu zerstören, die heiligen Haine zu fällen und christliche Kirchen zu bauen.

Als er aber eine geraume Zeit mit seinen Priestern predigend und taufend verbracht hatte, fiel aufs neue das Volk der Sachsen von dem Christenglauben ab (778), verstrickte sich in die alten Irrlehren, zog mit einem großen Heere über seine Grenzen und gelangte, alles verwüstend und plündernd, bis zum Rhein. Als sie von dort zurückkehrten, machten sie alle, auf die sie stießen, erbarmungslos nieder. Es traf sich nun, daß ihr Heer im Lahngau, der in der Nähe des Klosters Fulda liegt, ein Lager bezog. Da faßten die Führer des Heeres den Plan, eine Schar von Kriegern nach dem Kloster selbst zu schicken, um alles, was sie fänden, niederzubrennen und die Gottesknechte mit dem Schwerte zu töten. Wie dies der heilige Sturmi erfuhr, rief er sofort die Brüder zu sich, machte sie mit der Gefahr, die ihnen drohte, bekannt und riet ihnen, nach Hammelburg zu flüchten und den Körper des heiligen Märtyrers mitzunehmen. Er selbst ging nach der Wetterau, um, wenn es möglich wäre, zu versuchen, den schlimmen Anschlag zu hindern. Wir aber, die Brüder, seine Jünger, nahmen den Leichnam des heiligen Märtyrers aus dem Grabe, in welchem er vierundzwanzig Jahre gelegen hatte, und zogen mit dem gesamten Gesinde des Klosters fort. Wir blieben die erste Nacht bei der nächsten Klosterzelle*, wo das Wasser der Fulda sich mit der Fliede (Fledena) vermischt. Von dort brachen wir am Morgen auf und gelangten zu der Sinn (Sinna)**. Dort schlugen wir ein Zelt auf, in dem wir den heiligen Leichnam niedersetzten, und die Streiter Christi steckten rings um dieses Zelt das Lager ab. Wir brachten dann drei Nächte in Hütten zu, am vierten Tage aber kamen unsere Boten und berichteten, daß von unserer Seite viele unseres Volkes sich gesammelt und den Krieg gegen die Sachsen aufgenommen hätten, daß diese auch besiegt und in ihr Land geflohen seien. Als wir dies hörten, nahmen wir die Gebeine des heiligen Märtyrers und kehrten freudig in das Kloster, aus dem wir geschieden waren, zurück. Wir setzten den Körper des Heiligen wieder in dem alten Grabe bei und dankten dem Herrn, daß er uns aufs neue in Frieden in unserem Kloster wohnen ließ.

---

* Eichenzell. ** Bei dem heutigen Orte Brückenau. In der Nähe wurde auf einer Anhöhe ein Kloster, Volkersberg, gebaut.



Wie Sturmi krank wurde und starb

Darauf zog König Karl zum andern Male zur Vollendung der begonnenen Bekehrung mit seinem Heere in das Sachsenland (779) und hieß den hochwürdigen Sturmi, der schon alt und schwach war, in der Eresburg (Stadtberge in Westfalen) zum Schutze der Stadt mit seinen Genossen sich niederlassen. Als der König nun alles nach seinem Willen vollendet hatte, befahl er dem heiligen Manne, noch einge Tage nach seiner Rückkehr in der Stadt zu bleiben. Dann kehrte der Knecht Gottes in das Kloster zurück, in der Begleitung eines Leibarztes des Königs Karl, welcher Wintar hieß und ihm seinen ärztlichen Beistand leihen sollte. Der reichte ihm eines Tages einen Trank, welcher sein Leiden lindern sollte, aber es so verschlimmerte, daß die Krankheit ihn mit doppelter Gewalt packte. Trübselig sagte er, daß der Arzt, der seine Krankheit heilen sollte, ihm nur neue Schmerzen bereitet habe. Er befahl schleunigst nach der Kirche zu eilen, alle Glocken zu läuten, die Brüder zusammenzurufen und ihnen zu sagen, daß sein Ende bevorstehe und sie für ihn beten sollten. Dann ließ er die ganze Schar in das Haus kommen, in dem er lag, und sprach zu ihnen: „Ihr, meine Brüder, kennt meinen Eifer, wie ich mich bis zum heutigen Tage für eueren Nutzen und Frieden gemüht habe, und vor allem war ich darauf bedacht, wie das Kloster nach meinem Tode nach Christi Willen weiterzubestehen vermöge und ihr darin dem Herrn aufrichtig in Liebe dienen könnet, meine Söhne. Verharret in dem gefaßten Vorsatze alle Tage eueres Lebens. Betet für mich zu dem allmächtigen Gotte, und wenn ich einmal etwas bei euch nicht richtig gemacht oder jemand ungerecht beleidigt habe, so verzeihet mir, wie auch ich allen aus Herzensgrunde jede Kränkung und Schmähung verzeihe, selbst dem Lullus, der mir immer entgegen war." Nach diesen und anderen guten Worten sagte er den Brüdern Lebewohl und entließ sie. Als sie aber hinausgegangen waren, nahm die Schwäche des Heiligen rasch zu, und seine letzte Stunde nahte. Es herrschte allgemeine Trauer, und eine große Betrübnis erfüllte die Herzen der Brüder, die unter Tränen das Mitleid des einigen Gottes anflehten und den Heimgang ihres heiligen und verehrungswürdigen Abtes in inbrünstigem Gebete dem Herrn anempfahlen. Am nächsten Tage, dem 17. Dezember des Jahres 779, wurde der Zustand noch schlimmer und der Todeskampf begann. Wir standen um sein Lager und sahen, daß sein Ende bald da sein werde. Da begann einer von uns zu sprechen: „Vater, wir zweifeln nicht, daß du zum Herrn eingehen und

zum ewigen Leben gelangen wirst, deshalb wenden wir uns an deine väterliche Güte, daß du unser gedenken und bei dem Herrn für deine Jünger bitten mögest, weil wir der festen Überzeugung sind, daß es uns ein großer Beistand sein wird, wenn wir einen solchen Schutzherrn im Himmel haben." Darauf sagte er, uns plötzlich anblickend: „Erzeiget euch immer würdig und seid so in eurem Lebenswandel, daß ich mit Fug und Recht für euch bitten kann, dann will ich tun, was ihr verlangt." Nach diesen Worten entfloh seine Seele aus dem Kerker des Körpers und wanderte, an guten Werken reich, hinüber zu Christus, dessen Reich währet in Ewigkeit. Amen.

Gregor

Ungefähr gleichaltrig mit Sturmi, aber weniger bedeutungsvoll in seiner unmittelbaren Wirksamkeit ist Gregor, Abt von St. Martin in Utrecht. Seine Lebensbeschreibung hat sein Schüler Liudger verfaßt, der seinen einstigen Lehrer weit an Ruhm überstrahlte. Sie ist ein Zeugnis aufrichtiger Verehrung, aber die Tatsachen, die von Gregor berichtet werden, sind recht dürftig. Gregors Tätigkeit ging eben bis zu Bonifatius' Tode ganz in dem Wirken des Meisters auf, und deshalb ist Liudgers Schrift beinahe mehr Bonifatius als Gregor gewidmet. Da Liudger selbst auf die von Willibald herrührende Biographie des Bonifatius hindeutet, ist kein Zweifel, daß er sie gekannt hat. Sein Ziel scheint gewesen zu sein, sie zu ergänzen und zu berichtigen, wo die Darstellung ihm nicht genügte. Er fand namentlich, daß die Dürftigkeit, in der Bonifatius anfänglich lebte, und die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, darin nicht genügend hervorgehoben seien. Darum betont er mehrfach, wie sehr Bonifatius von allen äußeren Hilfsmitteln entblößt war, wie mühsam er und die Seinen in der freiwillig gewählten Armut ihr Leben fristen mußten, wie hart sie unter der Bedrückung der christlichen Bevölkerung durch die heidnischen Stämme zu leiden hatten. Er will dadurch die Verdienste des großen Bekehrers nicht herabsetzen, er will sie nur im rechten Lichte erscheinen lassen. Es liegt ihm auch daran, die Wirksamkeit des Bonifatius in den Niederlanden, die seinem Wirken in Hessen und Thüringen voranging, mehr hervortreten zu lassen, ebenfalls will er die Hemmnisse, die Bonifatius am fränkischen Hofe fand, richtig beleuchten. Auf die Feindschaft des Bischofs Milo von Trier und der Bischöfe Gerold und Gewilieb von Mainz zielt er deutlich hin. Auffallend ist, daß er die beiden ersten Romfahrten des Bonifatius ganz verschweigt und von der dritten spricht, als ob sie die einzige gewesen sei. Das ist nicht auf Unwissenheit zurückzuführen, da er Willibalds Darstellung kannte. Zum Teil mag es daran liegen, daß er mit der eigentlichen Erzählung erst nach der zweiten Romfahrt einsetzt. Der Besuch bei der Äbtissin Adula in Pfalzel, bei dem Gregor als Schüler von Bonifatius aufgenommen wurde, muß nach der zweiten Romfahrt, also 723, stattgefunden haben. Daß Adula die Tochter König Dagoberts des Zweiten gewesen sein soll, der 661 nach Irland in ein Kloster geschickt, fünfzehn Jahre später auf den Thron des Ostreichs erhoben wurde und 678 starb, scheint nur auf einer gefälschten Urkunde der angeblichen Königstochter zu beruhen. Immerhin war Gregor aus vornehmem Hause, und es bedeutete ungeheuer viel, daß er das Leben in Armut und Not an Bonifatius' Seite erwählte. Da Gregor vierzehn Jahre alt gewesen sein soll, als er zu Bonifatius kam, müßte sein Geburtsjahr etwa 709 sein. Doch ist er wahrscheinlich erheblich früher geboren. Er hat mit Bonifatius zusammen ein unstetes Wanderleben geführt, bis er von Bonifatius nach Utrecht gesandt wurde, wo er als Leiter einer klösterlichen Gemeinschaft wirkte, in der eine Anzahl von Zöglingen aus allen Stämmen emporwuchs. Sein Leben floß dann ruhig dahin, bis er am 25. August 775 starb. Weiteres über seine Wirksamkeit wird auch noch in der Lebensbeschreibung Liudgers von Altfrid erzählt.

Wie Gregor dem heiligen Bonifatius bei seiner Großmutter Adula begegnete

Von dem Abte Gregor, der mein Lehrer von Kindheit an gewesen ist, will ich erzählen. Aus vornehmem fränkischen Geschlecht entsprossen, übertraf er an Reinheit der Gesinnung und Zeugnissen seiner Weisheit den ganzen Adel seiner Zeit. Solche Güte und Klugheit ward ihm von seinem Meister, dem heiligen Bonifatius, eingeimpft, der in den Tagen des Frankenkönigs Karl wie ein leuchtendes Gestirn aus Britannien und dem Volke der Angeln in das Frankenland kam und unter den Fürsten Karlmann und Pippin, den ruhmreichen Söhnen des Fürsten Karl, die Strahlen seiner Tugend rings ergoß und im Umkreis ihres Reiches alle Menschen mit der Labsal seiner Lehre erquickte und im Glauben stärkte. Und nachdem er den Märtyrertod erlitten und diese Welt verlassen, haben seine Jünger das Frankenreich weiter mit dem Samen der göttlichen Lehre befruchtet und bis heute zu seinem Heile geleitet. Unter diesen ragt als eine Säule der Kirche vor allen der heilige Gregor hervor, der in den Tagen des frommen Königs Pippin seinem Meister nachfolgte und als Prediger zu den Friesen gesandt wurde.

Der Erwählte des Herrn, Bonifatius, hatte dreizehn Jahre lang in Friesland, westlich von dem See Alkmar (dem Zuidersee) gepredigt und in evangelischer Armut, fast gänzlich einsam, an drei verschiedenen Orten gelebt. Der erste dieser Orte liegt am Rheinstrom und heißt Woerden (Wyrda). Dort wohnte er sieben Jahre. An dem zweiten Orte, Adrighem (Attingehem) an der Vechte, wohnte er drei Jahre und hatte hier seinen ersten Schüler mit Namen Gembert. Der dritte Ort heißt Velzen (Felisa) und liegt näher an dem Lande der Heiden und Götzendiener. Dort blieb er auch drei Jahre. Später zog er zu den Hessen und Thüringern. Er kam nun auf dem Wege seiner Wanderfahrt nach Pfalzel (Palatiolum), einem Frauenkloster bei Trier am Ufer der Mosel, dem damals eine Äbtissin mit Namen Adula, eine sehr fromme und gottesfürchtige Frau, vorstand. Diese nahm den fremden und aller irdischen Güter baren Gottesstreiter voll Freuden auf, und, nachdem der heilige Wanderer nach seiner Gewohnheit die Messe gelesen hatte, setzten sie sich zu Tisch, er selbst und die Äbtissin mit ihrem Gesinde. Sie trachteten aber weniger nach irdischer Speise als nach den Tröstungen der Heiligen Schrift. Dafür suchten sie einen Vorleser, und nach Gottes Fügung fand sich ein Knabe Gregor, der gerade erst aus der Palastschule zurückgekehrt

war und noch im Laienkleide, etwa vierzehn Jahre alt, zu seiner Großmutter, nämlich zu der Mutter seines Vaters Albrich, der genannten Abtissin Adula, gekommen war. Es wurde ihm ein Buch gegeben, und nachdem er den Segen empfangen hatte, begann er zu lesen, und zwar für sein Alter sehr gut. Als der Meister den klugen Sinn und die guten Anlagen des Knaben erkannte, lobte er ihn, nachdem die Vorlesung beendet war, mit diesen Worten: „Du liest gut, mein Sohn, aber verstehst du auch, was du liesest?" Der Knabe, dessen Verstand und Sprache noch die eines Kindes waren, behauptete kühnlich, er wisse, was er lese. „So sag mir," sprach Bonifatius, „wie verstehst du das, was du gelesen hast?" Der Knabe begann darauf einfach seine Vorlesung von vorn und las die Worte der Schrift ab. Der weise Lehrer ließ ihn eine Weile gewähren und sprach dann: „Nicht so, mein Sohn, sollst du mir den Inhalt sagen, sondern in deiner Sprache, wie du sie bei deinen Eltern gelernt hast, mußt du mir wiederholen, was du gelesen hast." Da gestand ihm der Knabe, daß er das nicht könne. Der heilige Bonifatius aber sagte: „Willst du, mein Sohn, daß ich es dir vormache?" „Ja", sprach der Knabe. Darauf sagte Bonifatius: „Wiederhole von Anfang an deine Vorlesung und lies mit Bedacht." Dies tat der Knabe, und der heilige Meister begann mit klaren Worten der ehrwürdigen Frau und dem ganzen Gesinde den Text der Schrift auszulegen.

Wie Gregor dem heiligen Bonifatius als Schüler folgte

Die Predigt floß wie ein lebendiger Strom aus seinem Munde und durchdrang das kluge und gelehrige Herz des kleinen Knaben Gregor plötzlich mit solcher Gewalt, daß er unter ihrer Einwirkung Eltern und Vaterland vergaß und von der Stunde an, da der heilige Meister seine Predigt beendet hatte, sich nicht mehr von ihm trennen wollte und zu seiner Großmutter hinging und ihr sagte, er wolle mit dem Manne weiterziehen und sein Schüler werden, um in den heiligen Büchern lesen zu lernen. Die edle Frau aber, von der Liebe zu ihrem Blute getrieben, wies ihn zurück und sagte, das könne nicht geschehen, denn sie kenne den Mann ja nicht und wisse nicht, wohin er gehe. Aber der Knabe Gregor beharrte auf seinem Vorhaben und sprach zu seiner Großmutter Adula: „Wenn du mir nicht ein Pferd geben willst, daß ich mit ihm fortreisen kann, so ziehe ich zu Fuß neben ihm her." Sie stritten längere Zeit miteinander, aber schließlich trug die feste Überzeugung des Knaben

den Sieg davon. Die Dienerin Gottes Adula erkannte, da sie eine kluge Frau war, den unbeugsamen Sinn des Knaben, gab ihm Diener und Pferde und ließ ihn mit seinem neuen Lehrer fortziehen zu dem Werke, dem sie gemeinsam oblagen bis zu dem Bekennertod des Heiligen. Es war eine harte und rauhe Fahrt, auf die sich der in Wohlleben und Üppigkeit aufgewachsene Knabe mit einem fremden und armen Manne begab, ohne zu wissen, wohin der Weg ging. Aber er folgte seinem Lehrer so blindlings, daß er auf alle anderen Menschen, wie mächtig sie auch in der Welt waren, selbst auf seine eigenen Verwandten, nicht hörte und nur darauf bedacht war, jenes Mannes Lehren in allem zu befolgen. Welche Macht schon damals dem künftigen Märtyrer innewohnte, daß er das Herz des Knaben so plötzlich wandelte, wer vermag es zu sagen? Und welche Glut der Liebe entflammte den jungen Menschen, dem unbekannten Manne gehorsam zu sein, so daß er seiner selbst vergaß und dem aller irdischen Hilfsmittel entblößten Knechte Christi Gefolgschaft leistete? Das machte nicht die Liebe zu Geld und Gut, nicht die Begierde nach Besitz und stolzer Übermut, sondern das machte allein der Geist Gottes, der alles wirkt und jeglichem gibt nach seinem Begehren.

Wie Gregor mit Bonifatius nach Thüringen ging

Die Erwählten des Herrn kamen nun auf ihrer Fahrt nach Thüringen. Zur Förderung ihres Heils und zur Erprobung ihrer Standhaftigkeit und Langmut fanden sie das Volk in solcher Armut, daß kaum jemand zu leben hatte, wenn er sich nicht von weither so viel verschaffte, um für kurze Zeit seinen Hunger zu stillen. Denn die ganze Gegend lag in der Nachbarschaft aufrührerischer Heiden und wurde zu jener Zeit fortdauernd gebrandschatzt und von Feindeshand verwüstet. Aber diese Not konnte die Diener Christi nicht schrecken und nicht von ihrer Aufgabe abziehen, diesen Menschen Gottes weise Vorsehung zu offenbaren. Nach dem Beispiel der Apostel erarbeiteten sie sich, was ihnen und denen, die bei ihnen waren, zum Leben nötig war und ermahnten das Volk, in diesen Heimsuchungen standhaft zu bleiben und auf das himmlische Reich zu hoffen. In diesem Streben waren sie nach dem Vorbilde der Urchristen ein Herz und eine Seele, und Gott vermehrte von Tag zu Tag die Zahl derer, welche in dem Glauben an Ihn ihr Heil suchten.

Allmählich begann sich der Ruf des heiligen Bonifatius durch ganz

Ostfranken zu verbreiten. Auch der Jüngling Gregor nahm in seiner Gefolgschaft an Alter und Weisheit zu und wurde seinem Lehrer so teuer und wert, daß er ihn wie seinen einzigen Sohn liebte und bei allem, was er unternahm, als seinen Helfer heranzog. Aber nicht Reichtum und weltliche Freuden und nicht die Sicherheit und das Glück des irdischen Lebens begleiteten seinen Aufstieg unter den Erwählten Gottes, sondern Hunger, Armut, Mühsal und Not. Sie waren gezwungen, durch ihrer Hände Arbeit ihre Nahrung zu erwerben, und öfters mußten sie vor der Verfolgung der Heiden und der drohenden Todesgefahr mit der Bevölkerung zugleich in die benachbarte Stadt flüchten und dort viele Tage bei schmaler Kost in Dürftigkeit leben, bis die Bürger ihre Scharen gesammelt hatten und mit überlegener Heereskraft die Heiden wieder vertrieben. Da nun dieser Kampf zwischen Heiden und Christen sich durch unzählige Dörfer hinzog, war hier und da ein großer Teil jener Gegenden bereits verödet. Wie heftig aber auch in diesen Tagen der Kampf tobte und wie groß die Verwirrung unter den streitenden Völkern war, so hörte doch Bonifatius niemals auf, seine Herde treulich zu bewachen und zu hüten, vielmehr war er um so mehr bereit, für seine Schafe sein Leben einzusetzen, je unablässiger und grimmiger er die Wut der Wölfe ihnen drohen sah. Ebenso blieb auch sein treuer Schüler als unermüdlicher Helfer an dem Gotteswerke bei seinem Meister und teilte sich mit ihm in die Behütung und Leitung der Herde Christi.

Wie Bonifatius nicht die Gunst des Fürsten Karl fand, aber sein Bekehrungswerk in Thüringen und Hessen unermüdlich fortsetzte

Die einsichtigeren unter den vornehmen Franken, welche den unermüdlichen Eifer und die standhafte Ausdauer des Bonifatius und seiner Jünger, Gregors und der anderen, zu erkennen und zu begreifen vermochten, fanden sich immer mehr bereit, ihnen zu helfen, und verhehlten nicht das Verdienst einer solchen glückseligen Eintracht dem Herrscher der Franken, dem älteren Karl. Den Fürsten faßte deshalb das Verlangen, Bonifatius selbst zu sehen, und er ließ sagen, er solle zu ihm kommen. Als er aber kam, wurde er nicht von Anfang an mit der ihm gebührenden Achtung empfangen, sondern beiseite gedrängt, weil einige falsche Lehrer und Speichellecker da waren, die den Ruhm des heiligen Mannes und seiner Jünger dem Herrscher zu verdunkeln und zu verlästern strebten. Trotzdem wuchs die Liebe und Verehrung für den Heiligen und seine

Schüler bei allen, die es sich angelegen sein ließen, ihre Glaubenskraft und ihren Lebenswandel genauer zu erforschen. So wurde nach dem Worte des Evangeliums die Weisheit von ihren Kindern gerechtfertigt (Luk. 7, 35). Die Erwählten Gottes kehrten vom Hofe Karls wieder in ihr Land zurück und setzten das begonnene Bekehrungswerk unter den Thüringern und Hessen fort, wo damals ihre Predigt wegen der Nähe der Heiden und der Unbelehrtheit des Volkes am nötigsten war. Nach und nach gaben ihnen mehrere Leute aus Liebe zu Gott und um ihres Seelenheils willen Landstellen zu eigen, und die Brüder erbauten auf ihnen Kirchen. Von diesen Orten liegt der eine in Thüringen und heißt Erpesford (Erfurt), der andere, Frideslar (Fritzlar), in Hessen. Auch noch einige andere Niederlassungen gründeten die Brüder und richteten den Gottesdienst in ihnen ein. Stetig nahmen diese Orte zu an Wohlhabenheit und es wuchs die Zahl der Jünger. Auch der Jüngling Gregor mehrte seine Tugenden und die Zierde göttlicher Weisheit nach dem Vorbild seines Meisters.

Wie Bonifatius vor Karlmann und Pippin über seine Gegner siegte

Inzwischen waren (741) dem Fürsten Karl im Reiche seine gottesfürchtigen Söhne Karlmann und Pippin gefolgt, nachdem ihr Vater das Zeitliche gesegnet und aus dieser Welt geschieden war. Wie nun die frommen Söhne die Herrschaft des Vaters übernommen hatten, begannen sie, weil ihnen durch Christi Gunst eine längere Friedenszeit beschieden war als ihrem Vater, auf Gottes Eingebung in ihrem Reiche sorgfältiger den Gottesdienst zu prüfen und zu verbessern. Das erfuhren auch Bonifatius und seine Jünger, und sie kamen häufiger zum Hofe als vorher, um mit den Königen zu sprechen und kraft der ihnen von Gott verliehenen Gnade den Leuten im Palaste selbst zu predigen. Und sie erlangten solche Gunst bei den Königen und dem ganzen Volk der Franken, daß alle einstimmig sagten, Bonifatius sei des Bistums und der höchsten Ehren würdig. Eine Ausnahme machten nur jene falschen Lehrer und Schmeichler, von denen ich vorhin sprach. Sie versuchten einmal sogar, Bonifatius umzubringen, aber der Herr ließ ihn nicht in ihre Frevlerhände fallen. Deshalb bemühten sie sich, ihn zu verleumden und zu schmähen, soviel sie nur konnten. Sie behaupteten, er verdiene das Bistum nicht, weil er ein Fremder sei. Die Laien zeigten bei dieser Gelegenheit gesunderen Sinn als die Geistlichen. Sie sahen, daß Gottes Weisheit und Gnade in diesem

Manne wohnte, und je mehr jene verderbten, ich will nicht sagen, Bischöfe, denn diesen Namen führten sie zu Unrecht, ihn zu tadeln suchten, um so mehr wurde er von den Menschen geliebt und gelobt, bis schließlich vor dem Könige und dem ganzen Rat des Frankenvolkes der Streit ausgetragen werden mußte. Aber was ist es nötig, über das Wortgefecht weiter zu reden, das sie da miteinander hatten, nämlich jene verderbten Menschen, die ich nicht nennen will, auf der einen Seite und auf der anderen der heilige Bonifatius mit seinen Jüngern? Schließlich zogen die Gegner beschämt und von dem ganzen Rat und den Königen selbst zurückgewiesen ab, und der heilige Bonifatius wurde ohne jeden Widerspruch einstimmig zu dem hohen Amte des Bischofs berufen und die Mutterkirche von Mainz von den Königen seiner Leitung und Fürsorge übergeben. Wie von diesem Tage an seine Weisheit im ganzen Frankenreich geleuchtet hat und wie er später eine Reihe großer Kirchenversammlungen mit den gottesfürchtigen Königen zur Besserung des Volkes abgehalten hat, braucht in dieser kleinen Schrift nicht gesagt zu werden. Wie er gleich einer strahlenden Sonne im Tempel Gottes geleuchtet hat und durch seine Predigt und sein Beispiel alle Nebel des Unglaubens und der ketzerischen Verkehrtheit zerstreut hat, das ist auch in dem Büchlein über seine Lebensgeschichte klar und deutlich auseinandergesetzt.

Wie die Jünger des Bonifatius ihm bei seinem Werke halfen

In alledem wurde er aber kräftig unterstützt von seinen erwählten Jüngern, die nach ihres Meisters Vorgang berühmte Prediger und Säulen der Kirche wurden. Von ihnen erleuchtete jeder seine Stadt und sein Gebiet durch sein Vorbild, wie der in der Frühe aufgehende Morgenstern. Der heilige Gregor durchstrahlte mit seiner Lehre die alte Stadt Utrecht und den berühmten Flecken Duerstede mit dem Teil Frieslands, der damals schon zum Christentum bekehrt war, bis zu dem Flusse im Osten der Lauwers (Lagbeki) heißt, wo die Grenze zwischen den christlichen Friesen und den Heiden war. Lullus betreute das Erzbistum Mainz mit dem größten Teil der christlichen Friesen, die zu dem Sprengel dieser Stadt gehörten. Megingoz, der ehrwürdige Vater und Hirte der ihm anvertrauten Herde, würzte und behütete mit seiner Weisheit und Lehre die Stadt Würzburg und ihre Liegenschaften. Der erwählte Diener Gottes Willibald baute das Bistum Eichstätt aus in dem uns am nächsten liegenden Teile Bayerns. Auch der Bruder des genannten Willibald, der

Priester Winnebald, der meinem Lehrer Gregor sehr teuer war, verwaltete seinen Bezirk mit Frömmigkeit und Glück. Der verehrungswürdige Abt Sturmi aber, einer von jenen Erwählten Gottes, wirkte Großes nach dem Bekennertod des heiligen Meisters in seiner Einsiedelei. Das bezeugt der Buochunnawald, der vordem öde und unbebaut war, jetzt aber von Osten nach Westen, von Norden nach Süden mit Kirchen Gottes und erlesenen klösterlichen Gemeinschaften erfüllt ist. Der Abt Sturmi erhielt auch vor seinen Mitjüngern von Gott und seinem heiligen Lehrer das Vorrecht, daß er den Ort, den der heilige Meister zur Ruhestätte für seinen Körper wählte, zu besitzen gewürdigt wurde, ihn einweihen und den heiligen Leichnam des Märtyrers an ihm aufnehmen durfte. Er erhöhte diesen Ort zu solchem Ruhm und Ansehen, daß vor seinem Abscheiden von dieser Welt etwa vierhundert Mönche außer den Novizen und anderen geringeren Personen, von denen eine große Zahl in dem an der Fulda gelegenen Kloster war, seiner Leitung unterstanden. Zwei von jenen Erwählten Gottes, Wigbert und Burkhard, schieden vor dem Meister von dieser Zeitlichkeit. Aber auch ihnen fehlt nicht der Siegespreis des Gottesstreiters, da sie ihrem Lehrer in das himmlische Reich vorangehen durften und in ihren Gegenden von allen als Heilige verehrt werden. Du siehst, mein kluger und aufmerksamer Leser, welche Segnungen in diesem einen Manne waren, und was er, der lange Zeit arm und allein im Lande der Friesen lebte, in der Zeit seines Wirkens zum Heile der Kirche Gottes getan hat. Er vermochte dies aber nicht durch sich selbst, sondern nach dem Worte des Apostels hat Gottes Gnade, die mit ihm war, alles dieses gewirkt.

Wie Gregor mit dem heiligen Bonifatius nach Rom zog

Mein Lehrer, der heilige Gregor, war der unermüdliche Begleiter seines erwählten Meisters bei allen seinen Fahrten. Er kam und ging nach seinem Befehl, wie es billig ist, daß die Jüngeren sich dem Älteren und Überlegenen in allen Dingen fügen. So folgte er ihm auch auf seiner (dritten) Fahrt nach Rom (738). Er erwarb dort für sich mehrere Bände der heiligen Schriften und brachte sie mit nicht geringer Mühe nach Hause zu seinem und seiner Schüler Nutzen. Auch nahm er von dort im Einverständnis mit seinem Meister zwei Knaben als seine Schüler mit, Markhelm und Markwin, beide aus dem Stamme der Angeln. Der Meister kehrte dann mit den von ihm erwählten Gefolgsleuten nach Hause zurück. Durch ihre eigenen Verdienste und die Gunst der

ganzen Geistlichkeit wie auch des apostolischen Stuhles wurden sie Gott und seinen Heiligen empfohlen, und sie wuchsen und gediehen immer mehr in allen guten Werken. Sie wiesen nicht allein dem Volk und den vornehmen Franken den Weg Gottes, den sie selbst gingen, sondern auch den gottesfürchtigen Königen reichten sie das Salz der göttlichen Weisheit. Und so wurden sie in der einmütigen Gemeinschaft mit den Königen und dem gesamten Volk im ganzen Reiche der Franken täglich mehr dem Teufel zum Schaden und der Kirche Gottes zum Heil. Die ketzerischen Irrlehren schwanden, der katholische Glaube erstrahlte goldrein und klar, der Gottesdienst wurde weit und breit von allen Flecken und Fehlern gereinigt.

Wie Gregor den Mördern seiner Brüder verzieh

Aber nachdem ich bis jetzt durcheinander bald von dem heiligen Bonifatius, bald von seinem getreuen Schüler Gregor nach meinen schwachen Kräften dies und jenes aus ihrem heiligen Leben zum Nutzen für die Lebenden und Vorbild für die Kommenden erzählt habe, muß ich nunmehr insbesondere Kunde geben von den Taten und Tugenden des heiligen Gregor und der Ausstreuung seiner heilsamen Predigt, an der ich selbst mich gebildet und von meiner Kindheit an teilgenommen habe. Dabei glaube ich zuerst von einer edlen und denkwürdigen Handlung sprechen zu müssen, die er im Geiste des Evangeliums vollführte und die der Nachwelt ein nützliches Beispiel der Nächstenliebe und Versöhnlichkeit sein kann. Es waren nämlich Brüder von ihm, die von seinem Vater erzeugt waren, in hohen Stellungen, von seiner Mutter stammten aber aus einer zweiten Ehe noch andere Brüder, die an Alter jünger und an Ansehen in der Welt geringer waren und den älteren gehorsam sein mußten. Es geschah nun, daß einige von den älteren Brüdern von dem Könige in hohen Stellungen nach entfernteren Teilen des fränkischen Reiches entsandt wurden. Dorthin mußten ihnen die jüngeren als ihre Untergebenen nachfolgen. Nachdem aber einige Zeit vergangen war, wollten sie ihre Eltern und die Heimat gern wiedersehn, und so erhielten zwei dieser Brüder meines Lehrers von Mutterseite her auf ihre Bitte Urlaub von den älteren Brüdern und machten sich auf den Weg, um nach Frankreich, ihrem Vaterlande, zu reisen. Unterwegs zogen sie in jugendlicher Unbesonnenheit wagemutiger, als es angebracht war, allein durch einen finsteren Wald und wurden dort

von Räubern überfallen und grausam ermordet. Die traurige Botschaft konnte ihren Herren nicht verborgen bleiben, die zu dieser Zeit eine große Stellung in eben dieser Gegend hatten. Als sie die böse Nachricht erhielten, schickten sie nach allen Seiten ihre Leute aus, damit sie die Räuber suchen und greifen sollten. Sie fanden sie auch, nahmen sie gefangen und führten sie den Brüdern gefesselt vor, und da die Bösewichte die härteste Strafe verdient hatten, sollten sie eines martervollen Todes sterben. Indessen glaubten die Brüder aus Achtung und Liebe zu Gregor ihm einen Trost nach dem Tode seiner Lieben zu erweisen, wenn sie die Mörder zu ihm schickten, damit er zur Kühlung seiner Rache und Milderung seines Schmerzes sie selbst, wie es ihm gut schien, töten lasse. Sie hießen deshalb zwei von den Menschen zu ihrem Bruder Gregor bringen, indem sie nach der törichten Klugheit dieser Welt handelten, welche Schonung den Feinden gegenüber nicht kennt. Gregor aber, der von dem Herrn Jesus Christus und seinem heiligen Evangelium die göttlichen Lehren empfangen hatte, in denen er das Wort fand: Liebet eure Feinde, tut wohl denen, die euch hassen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel (Matth. 5, 44 f.), dachte an sein ewiges Heil und das der getöteten Brüder, nahm die Übeltäter gnädig auf, befahl, sie von ihren Banden zu lösen, zu baden, neu zu kleiden und durch Speise zu erquicken. Dann hieß er sie vor sich führen und sprach zu ihnen: „Ziehet hin in Frieden und hütet euch, fürderhin Böses zu tun, damit euch nicht einmal Schlimmeres widerfahre." Und er ließ sie frei ziehen, indem er sie mit väterlicher Fürsorge ermahnte, daß sie sich vor der Blutrache seiner Angehörigen hüten sollten. Was sollen wir beschränkten und schwachen Menschen hierzu sagen, die wir auch das kleinste kränkende Wort, wenn es möglich ist, nicht unvergolten lassen? Wie stehen wir beschämt vor einer solchen Tat, dergleichen wir nicht einmal im Geiste uns vorgestellt haben! Wir können nichts sagen, nur Tränen können für uns sprechen und uns vielleicht von dem gütigen Richter im Himmel die Vergebung erwirken, auf die uns unsere Taten kein Anrecht geben.

Wie Gregor bei den Friesen das Predigtamt übernahm

Ich will noch berichten, was mir der vorhin erwähnte Markhelm erzählt hat. Nach dem Märtyrertode des heiligen Meisters erhielt mein Lehrer, der heilige Gregor, von dem Papste Stephan und dem

Könige Pippin den Auftrag, das Wort Gottes in Friesland zu verkünden. Dort hatte zuerst der heilige Willibrord mit seinen Jüngern die Bekehrung der Heiden begonnen. Als er darauf in dem Werke Gottes gealtert, das Bistum in dem Orte, der Utrecht und mit anderem Namen Wiltaburg genannt wird, begründet und von dieser Zeitlichkeit zum Herrn eingegangen war, folgte ihm der heilige Erzbischof Bonifatius nach, den ich selbst im Schmuck seiner weißen Haare und vom Alter gebeugt gesehen habe, reich an Tugenden und Verdiensten. Zu dieser Zeit war auch mein Lehrer Gregor unter seinen Jüngern, der, nachdem er von Kindesbeinen an unter seiner Obhut gestanden hatte, auch sein Erbe als von Gott eingesetzter Hirte und Prediger der Friesen antrat. Mit derselben Liebeskraft und Glaubensstärke wie seine Vorgänger erleuchtete er durch seine Lehre das Volk in Gemeinschaft mit seinem Helfer, dem Landbischof Alubert, der gleichwie Bonifatius aus Britannien und dem Volke der Angeln stammte, und mit demselben Eifer, soviel in seinen Kräften stand, die Seelen dem Herrn zu gewinnen strebte.

Daß auch der heilige Gregor die Segnung einer großen Jüngerschaft erfuhr, wurde ihm sicher von Gott beschert, der an das Verdienst des erwählten Mannes dachte und den kostbaren Schatz seiner Weisheit nutzbar machen wollte. Nicht aus einem Lande allein stammten seine Jünger, sondern sie waren aus der Blüte aller benachbarten Völker vereint und von solcher Güte, Milde und Glaubensfreudigkeit durchstrahlt, daß sonnenklar zu sehen ist, wie sie von einem geistlichen Vater und der Allmutter Liebe zusammengebracht waren. Einige von ihnen waren aus vornehmem fränkischen Geschlecht, einige aus dem gottesfürchtigen Stamme der Angeln, andere auch aus dem in unseren Tagen erst begonnenen Bekehrungswerk unter den Friesen und Sachsen hervorgegangen, wieder andere kamen aus Bayern und Schwaben oder aus welchem Lande sonst sie Gott gesandt hatte. Unter ihnen bin ich der geringste, ein einfältiger und schwacher Zögling. Ihnen, die von allen Seiten her wie in ein Nest gesammelt waren, teilte der fromme Vater und Hirte Gregor die geistliche Nahrung der göttlichen Lehre und Rede aus und verschaffte ihnen auch den körperlichen Unterhalt mit derselben Hingebung. Er war so entbrannt von der Liebe zu Gott und dem Eifer, seine Schüler zu lehren, daß schier kein Tag vorüberging, wo er nicht früh am Morgen dasaß und jedem einzelnen, der kam, nach

eines jeglichen Begehr den Becher des Lebens reichte und seine Seele mit göttlicher Beredsamkeit erquickte.

Von den Jüngern selbst waren viele so vornehm und mit solchem Geist und Wissen begabt, daß sie zu dem Ehrensitz des Bischofsamtes mit Fug und Recht emporstiegen. Viele von ihnen aber, die ebenso gelehrt und geschult waren, zeichneten sich, obwohl sie nicht in gleicher Weise im Range erhöht wurden, durch nicht geringere Verdienste aus und glänzten ebenso durch Wissen und Liebe zu Gott.

Von dem christlichen Sinn und den Verdiensten des heiligen Gregor

Nun muß ich aber noch weiter einiges über Gregor selbst sagen, da ich mich einer Sünde schuldig zu machen fürchte, wenn ich nicht von dem Segen, den er stiftete, wenigstens etwas erzähle. Er war ein Mann, der nach dem Spruche der Weisheit (Spr. 23, 4) nicht nach Gold ging und auf Geld und Gut bedacht war. Er kannte das Wort und kannte es in der Tat und in der Wahrheit, nicht nach dem bloßen Klange, daß die Begierde die Wurzel alles Übels ist (1. Tim. 6, 10). Und deswegen hütete er sich vor ihr wie vor dem Abgrund der Hölle, und wenn Gold und Silber in seinen Besitz kam, trachtete er es sofort auszugeben und unter die Armen zu verteilen, um nach dem Worte des Evangeliums sich Schätze im Himmel zu sammeln, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen (Matth. 6, 20). Und da er seine ganze Hoffnung so fest und frei auf den Himmel setzte, konnte ihn nichts anfechten und verstricken, was von irdischen und vergänglichen Dingen in der Welt köstlich zu sein scheint. Der eitle Wunsch nach Kleidern und üppigen Speisen fand in ihm keine Stätte, kein Übermut und keine Überhebung war an ihm, er begnügte sich mit derselben Kleidung und Nahrung, wie sie die anderen hatten, und in dieser Reinheit und Einfachheit seines Lebens wurde äußerlich kund, von welcher Liebe zur Reinheit sein Herz innerlich erfüllt war. Im Trinken war er so mäßig, daß er kaum je Wein genoß, der nicht mit Wasser gemischt war, und nicht an sich allein erfüllte er so das Gebot des Apostels (1. Tim. 5, 23), sondern er ermahnte auch alle ihm Untergebenen ständig, daß sie nicht in das Übel der Trunkenheit verfallen, sondern es wie den Abgrund der Hölle meiden sollten. Über die Ausrottung der Laster und die Pflege der Tugenden gebrauchte er in seiner Predigt oft das Wort des Propheten: Ich setzte dich über die Völker, daß du ausreißen,

zerbrechen, zerstören und verderben sollst und bauen und pflanzen (Jerem. 1, 10). Er wollte dies Wort von seinen Hörern so verstanden wissen, daß niemals die Zierde der Tugenden zu erlangen und das Gebäude der guten Werke aufzurichten ist, wenn nicht zuvor die Schmach und die Unreinheit des Lasters ausgetilgt wird. Er pflegte auch am Schlusse seiner Predigt häufig das herrliche Apostelwort anzuführen: Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben (1. Kor. 2, 9). Der weise Prediger pflegte an diese beiden Zeugnisse, das prophetische und das apostolische, viele Bemerkungen anzuknüpfen über die verborgene Gnadenwirkung des Heiligen Geistes, die den Propheten wie den Apostel erfüllt hat, und feuerte seine Hörer auf solche Weise zur christlichen Tugend an.

Da nun von unserem Herrn und Erlöser unter die größten Tugenden die guten Werke gezählt worden sind und alle heiligen Schriften des Neuen und Alten Testamentes sie loben und preisen, mögen ein paar Worte auch über die reichfließende Mildtätigkeit des heiligen Gregor zum Gedächtnis der Nachwelt gesagt werden. Er gab so reichlich Almosen, daß er von Gold und Silber außer dem, was für den Gottesdienst nötig war, nie etwas zurückbehalten wollte. Aber auch von seinem anderen Vermögen spendete er voll Güte reichlich, und er erwies sich gegen die Armen immer wohltätig und milde, und wollte nichts für sich behalten als den täglichen Lebensunterhalt und die einfache Kleidung, weil er seinen Sinn allein auf die dereinstige Prüfung im Jüngsten Gericht und nicht auf die gegenwärtige Anhäufung von Schätzen und weltlichen Reichtümern richtete.

Wie Gregor als Abt in Utrecht starb

Als nun mein Abt und Lehrer Gregor unter solchen Erfolgen und Verdiensten immer mehr im Guten emporwuchs und, Gott ebenso lieb wie allen Menschen, bereits das Alter von siebzig Jahren erreicht hatte, nahte der Tag, an welchem der Herr seinen Streiter noch zu Höherem berufen und ihm die Vergeltung gewähren wollte, die seine Tugenden und segensreichen Werke verdienten. Der heilige Mann wurde von jener Körperbeschwerde in der linken Seite befallen, welche die Ärzte Paralysis nennen, und die Beschwerde wuchs und wurde von Tag zu Tag schwerer. So züchtigte Gott nach dem Zeugnis der Schrift

(Hebr. 12, 6) seinen Sohn auf dieser Pilgerfahrt, bevor er ihn in die Behausungen der himmlischen Heimat aufnahm. Drei Jahre lang vor seinem Heimgang wurde er von dieser Krankheit gequält. Sein Zustand war aber derart, daß er zuerst noch gehen konnte oder an der Hand zur Predigt geführt wurde. Die Predigt vergaß er nie, sondern, wie er es immer pflegte, ließ er nicht ab, seinen Hörern die Bücher des göttlichen Gesetzes auszulegen und die Heilsmahnungen auszuteilen. Er gab auch meinen Mitschülern und mir während seiner Krankheit mehrere Bücher, mir selbst das Buch des heiligen Augustin, welches er selbst Enchiridion, das heißt Handbuch, genannt hat.

Während so der heilige Mann auch in der Krankheit von der Sorge für die geistliche Nachfolge nie abließ, nahm er, wie schwach auch sein Körper war, von Tag zu Tag weiter zu an Weisheit und klarer Einsicht für alles das, was ihm und den Seinen für das Eingehen in das himmlische Reich und die ewige Seligkeit dienlich war. Im dritten Jahre nach dem Einsetzen seiner Krankheit kam er, als ob er nach der Art des Goldes, das durch das Feuer hindurch muß, um ganz geläutert zu werden, durch die körperlichen Leiden gereinigt werden sollte, so weit, daß er überallhin, wo es nötig war, von den Händen seiner Jünger getragen werden mußte. Aber auch jetzt ließ der verehrungswürdige Mann nicht von seinem Werke, sondern beständig mußten die heiligen Bücher in seiner Gegenwart gelesen oder die himmlischen Psalmen gesungen werden, um seinen Geist wachzuhalten, und so wurden schließlich die aufs äußerste ermatteten Glieder, die nun schon immer auf dem Lager ruhen mußten, weiß und glänzend, wie Milch oder schneeweiße Wolle, so daß denen, die es sahen, kund wurde, welche Seelenreinheit vor den Augen Gottes in seinem Herzen wohnte. Da begannen die treuen Freunde, Männer und Frauen, die um ihn waren, sich zu betrüben und zu klagen, sowohl über seinen bevorstehenden Heimgang wie über das Ausbleiben seines erwählten Sohnes Albrich, auf dem die Hoffnung des ganzen Hauses ruhte. Dieser war damals im Auftrage des Königs nach Italien gegangen, und niemand wußte, wann er zurückkommen würde. Als dies der gottgeliebte Vater Gregor merkte, hatte er, selbst im Innern unerschüttert, Mitleid mit den Betrübten und tröstete sie, wie er es vorher häufig gesunden Leibes bei ihren gemeinsamen Gesprächen getan hatte, indem er das prophetische Wort sprach: „Habt keine Sorge, ich werde nicht hinübergehen, bevor ich ihn ge-

sehen habe." Wirklich kam drei oder vier Tage vor seinem Tode sein heißersehnter lieber Sohn unerwartet an, ohne daß jemand darum wußte außer dem Vater Gregor, der seine Ankunst lange zuvor vorausgesagt hatte.

Darauf verbrachten diese beiden die letzten drei oder vier Tage ganz im Dienste des Gemeinwohls und des Klosters, indem sie klaren Sinnes alles Nötige miteinander besprachen, und dann kam der letzte Tag seines Lebens, der ihm den Eingang in das himmlische Reich und das ewige Heil bringen sollte. Die Jünger umstanden sein Lager und wünschten im Herzen, daß sie ihren Vater, so schwach er war, noch länger bei sich behalten könnten. Sie sprachen zueinander: „Hoffentlich stirbt er uns heute noch nicht." Er selbst aber raffte seine letzte Kraft zusammen und sprach: „Jetzt muß ich Abschied nehmen." Und nachdem er dies gesagt hatte, hieß er seine Schüler ihn vor die Kirche des heiligen Erlösers tragen und das Tor öffnen. Da betete er und empfing den heiligen Leib und das Blut Christi, und so ging er, nach dem Altar blickend und seinen ganzen Sinn auf den Himmel richtend, ein zu dem Herrn, dem er so lange Zeit aus treuem Herzen gedient hatte, unter der Führerschaft unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus, der mit dem Vater und dem Heiligen Geist lebt und herrscht in alle Ewigkeit. Amen.

Wigbert

Das Leben des Abtes Wigbert von Fritzlar, des an Jahren ältesten unter den Helfern des Bonifatius, ist von einem fremden Klostergeistlichen, Servatus Lupus, später Abt in Ferrières, beschrieben worden. Dieser weilte als Diakon zu Studienzwecken in Fulda, und auf Wunsch des Abtes Bruno in Hersfeld, eines früheren Fuldaer Mönches, unternahm er es im Jahre 836, durch eine Schrift die Verdienste des Heiligen dem Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten. Er trug dabei das zusammen, was ihm die Brüder aus der Erinnerung der Klöster erzählten. Von dem Leben des Heiligen erfuhr er aber herzlich wenig. Wir besitzen einen Brief von Wigbert selbst, in dem er den Freunden in England berichtet, daß er das Ziel seiner Reise nach Deutschland glücklich erreicht habe. Er muß lange Jahre als Mönch in England gelebt haben, denn er war schon hochbetagt, als er etwa 740 zu Bonifatius nach Hessen kam. Bonifatius hatte ihn berufen, weil er ihm als Sachverständiger in der benediktinischen Klosterordnung von großem Werte war. Wigbert scheint in dem Kloster Glastonbury erzogen zu sein und zuletzt in einem der von hier ausgegangenen Klöster gewirkt zu haben. Er organisierte dann für Bonifatius die Klöster Fritzlar und Ohrdruf und ist, anscheinend als hoher Siebziger, 747 in Fritzlar gestorben.

Daß in der Schrift des Lupus die Ereignisse nach Wigberts Tode die Hauptrolle spielen, ist nicht einfach daraus zu erklären, daß er die Dürftigkeit der Nachrichten über Wigberts Lebensschicksale auf diese Weise verdecken wollte, sondern es liegt hier wirklich eines der seltsamsten Beispiele vor, wie ein Heiliger erst nach seinem Tode die volle Wirkung ausübte. Aus dem Vertrauen auf seine Hilfe schöpften die Einwohner des Gaues die Kraft, den einbrechenden Sachsen zu widerstehen. Die Begebenheiten finden sich auch in den Annalen der Zeitgeschichte verhältnismäßig ausführlich aufgezeichnet. Sie haben sich danach im Jahre 774 abgespielt. Die Überführung der Gebeine Wigberts nach Fritzlar scheint im Jahre vorher stattgefunden zu haben.

Die Reliquien sind dann etwa 780 nach Hersfeld gebracht worden. Es handelt sich hierbei um einen Gewaltakt des Erzbischofs Lullus, der den in Fulda ruhenden Gebeinen des heiligen Bonifatius eine entsprechende Schutzherrschaft für sein Kloster gegenüberstellen wollte. Daß Witta, der Bischof von Fritzlar, selbst den Anstoß gegeben habe, wird offenbar nur erzählt, um Lullus' Handlungsweise weniger hart erscheinen zu lassen. Die Wahrheit leuchtet aber hell genug durch. Der Schritt, den Lullus unternahm, zeigt indessen, wie hoch die Persönlichkeit Wigberts gewertet wurde. Er muß als Bonifatius ebenbürtig angesehen worden sein, und man kann annehmen, daß er als der Mittler galt, der die deutschen Klostergründungen fest an die Benediktinerklöster Englands knüpfte und nach Bonifatius' Auffassung die rechte Klosterzucht begründete. Allerdings hatte der ostfränkische Kreis der Bonifatiusjünger das Bestreben, die schlichte Persönlichkeit des greisen Wigbert hinter ihrem Meister völlig zurücktreten zu lassen. Deshalb blieb er auch ohne Biographen, bis in einer späteren Zeit, die unbefangener urteilte, die Lücke ausgefüllt wurde.

Vorwort des Verfassers

Dem verehrungswürdigen Abt Bruno und allen seinen Brüdern wünscht Lupus Glück und Heil! Da ich zögerte und meinen eigenen Kräften mißtraute, hat euer Drängen, geliebte Väter, mich dahin gebracht, das Leben des heiligen Wigbert aufzuzeichnen. Es war aber berechtigt, daß ich mich anfänglich sträubte, denn nicht bloß, daß mir die Fähigkeiten fehlten, einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, es kam noch hinzu, daß eure Aufforderung in eine Zeit fiel, wo ich gerade sehr stark beschäftigt war, und nur mit Preisgabe der dringendsten Pflichten konnte ich eurem Wunsche willfahren. Indessen wer um des Gehorsams willen das Seinige vernachlässigt, zeigt am besten seine Fürsorge für das Wohl der Brüder. Deshalb habe ich auch eurer Bitte nachgegeben. Der Heilige und Gottes Gnade mögen mir helfen, das, was wert ist, der Nachwelt aufbewahrt zu werden, angemessen zu schildern und nicht aus Unbildung zu entstellen. Es möge deshalb nicht für unzuverlässig gehalten werden, weil ich erst im Jahre 836 nach der Geburt des Herrn berichte, was neunzig Jahre früher geschehen ist. Daß durch die Nachlässigkeit unserer Vorfahren die Taten eines großen Mannes dem Gedächtnis nicht überliefert wurden, ist ja nichts Neues. Nicht bloß von denen, die unmittelbar vor uns lebten, sondern auch in früheren Zeiten sind die wichtigsten Ereignisse mit Stillschweigen übergangen worden. Ich sehe auch nicht, warum mir nicht Glauben geschenkt werden sollte, denn nur was euch selbst genau bekannt ist oder mir von anderer Seite zugetragen wurde, schildere ich für die, die es lesen wollen. Wenn ich einmal die Weichheit der lateinischen Sprache durch den rauhen Klang der deutschen Namen von Menschen und Orten unterbreche, so möge der gütige Leser es mir verzeihen. Er bedenke, daß ich kein Gedicht schreibe, bei dem in dichterischer Freiheit die Namen oft verstümmelt und dem Wohlklang der römischen Rede angepaßt oder ganz verändert werden, sondern Geschichte, die eine Verdunkelung durch unrichtige Färbung nicht verträgt. So will ich denn mit meinem Gegenstand beginnen.

Was Wigbert in seinem Leben vollbrachte

Als Bonifatius seinen Sinn darauf gerichtet hatte, den Ungläubigen den Weg des Heiles zu weisen und die Verirrten mit Gottes Hilfe auf die rechte Bahn zurückzuführen, war er auch mit emsigem Bemühen darauf bedacht, den heiligen Wigbert als Helfer bei seinem Bekehrungs-

werk in dem germanischen Lande zu gewinnen. Dieser folgte auch seinem Geheiß oder vielmehr Gottes Ruf und begab sich zu der Zeit, da der Frankenherzog Karl die Herrschaft führte, zu dem heiligen Bekehrer. Bonifatius empfing ihn, wie es recht und billig war; mit großer Freude und durch gleiche Liebe mit ihm verbunden, erwies er ihm große Verehrung, da er an Jahren der Ältere war und schon seit langem entbrannt war von den Lehren der göttlichen Weisheit.

Als Bonifatius dann nicht lange darauf die Erzbischofswürde in Mainz durch Gottes Gunst erlangt hatte, stellte er den Priester Wigbert als Meister an die Spitze seines Klosters, dessen Name in der deutschen Sprache Fridеslar (Fritzlar) heißt, damit er die feste Richtschnur und strenge Beobachtung der klösterlichen Regel dort einführe, wie es sich gebührt. Im Kloster hatte Wigbert häufig lange Gespräche mit seinem Freunde Megingoz, der später die Bischofswürde (in Würzburg) gewann, und er ordnete die vorher lockere und schwankende Gemeinschaft der Brüder nach dem Muster seiner eigenen Lebensführung, die zweifellos den Geboten der heiligen Schriften gemäß war.

Als nun seine Jünger hier in längerer Übung die Vertrautheit mit der Erfüllung der heiligen Gelübde gewonnen hatten und nach dem Beispiel des Meisters von dem Streben nach Vollendung erfüllt waren, wollte der heilige Bonifatius nicht dulden, daß die Erleuchtung eines so heiligen Mannes nur an einer Stelle durch Christi Gnade die Finsternis erhelle, und redete ihm väterlich zu, nach einem anderen Kloster zu gehen, das Ohrdruf (Ortdorf) genannt wird. Dort war Wigbert mit gleichem Erfolge tätig und besserte, was verkehrt gemacht wurde. Er selbst hielt sich unbeirrt auf dem engen Pfade, der die Ausharrenden zum ewigen Leben führt, und zog die Schar der Brüder hinter sich her. Denn durch das Vorbild des Heilandes belehrt, erfüllte er stets vorher selbst, was er andere lehren wollte, und wohin er ihnen den Weg wies, lenkte er selbst seine Schritte.

Nachdem er nun so mit gutem Erfolge einige Jahre an diesem Orte gewirkt hatte, begann ihn außer der Last des Greisenalters ein bedenkliches Leiden zu quälen. Da er aber ohne die Billigung des heiligen Bonifatius nichts tun wollte, erreichte er es durch seine inständigen Bitten, die er in aller Ergebenheit an ihn richtete, daß er ihn zu dem Kloster Fritzlar zurückkehren und dort die letzten Tage seines Lebens von Amtspflichten frei verbringen ließ. In Fritzlar wurde er von der

Schar der Brüder mit großer Freude empfangen. Er begann nun im Kloster wie ein junger Mensch wieder von vorn, indem er ohne Rücksicht auf sein Alter und alles, was er bisher geleistet hatte, aufs neue die Forderungen des heiligen Lebenswandels und der strengsten Enthaltsamkeit auf sich nahm. Nach dem Worte des Apostels vergaß er alles, was hinter ihm lag (Phil. 3, 13), und richtete seinen Sinn allein auf die Freuden der ewigen Glückseligkeit, mit deren Erlangung nichts in diesem Leben gleichgeachtet werden kann. Und trotzdem sein Körper von der Krankheit verzehrt wurde, verletzte er nicht die strenge Regel durch den Genuß reichlicherer Nahrung. Nicht als ob er die Leute verurteilte, die bei körperlichem Siechtum besser für sich sorgen, sondern weil er in dem Verzicht auch auf das Erlaubte um des unvergänglichen Lohnes willen dem Beispiele des Apostels folgen wollte. Nie äußerte er ein inhaltsleeres Wort, wenn er mit den Brüdern zusammen war, und das Nachdenken über die heiligen Gesetze ließ er keinen Augenblick außer acht. So lebte er in strenger Beobachtung seiner Pflichten unter den Brüdern, bis ihn der Ruf Gottes aus den Banden der Fleischlichkeit befreite. Seine Schwäche nahm immer mehr zu, und als er an das Ziel seines Lebens gekommen war, entschlief er sanft und ging ein in die Gemeinschaft der Heiligen.

Aber in der Stunde seines Todes geschah etwas Wunderbares. Die Brüder, die sein Lager umstanden, sahen einen Vogel von ausnehmender Schönheit dreimal über seinem Leibe hin und her fliegen, und dieser Vogel ward später nie wieder erblickt. Daß dies als ein Zeichen für die Seelenreinheit des heiligen Mannes zu gelten habe, war allen offenkundig.

Was nach dem Tode des Heiligen geschah

Der Leichnam des Entschlafenen wurde vor der Kirche in einem sehr bescheidenen Grabe beigesetzt und ruhte dort eine Reihe von Jahren. Es ist kaum zu glauben, durch wieviel Wunderzeichen die göttliche Allmacht die Heiligkeit des Mannes erwies. Wenn alle die Wunder auch aus Saumseligkeit nicht aufgezeichnet wurden, so verbreitete sich die Kunde von ihnen doch rings im Lande, und sie sind auch heute noch nicht vergessen. Nach meiner Meinung sind die Wirkungen, die Gott zum Gedächtnis der Heiligen an den Notleidenden vollbringt, weit mehr wert, als was er durch sie während ihres zeitlichen Lebens offenbart und

uns die Schriften melden. Denn wie rein ihr Leben auch sei, es ist doch durch die Last des Körpers beschwert. Sie können noch der Versuchung anheimfallen und müssen fürchten zu straucheln, wie wenig es auch sei. Gunst und Ungunst der Menschen können auf sie wirken. Aber nach ihrem Tode kann der Anspruch ihrer Heiligkeit auch nicht durch den bloßen Verdacht eitler Ruhmsucht verdunkelt werden, und er wird um so klarer erwiesen, je sicherer die Wunderwirkungen bezeugt sind, die von ihnen ausgehen, nachdem alle irdische Schwachheit von ihnen gewichen ist.

Es geschah nun aber, daß das wilde Volk der Sachsen seine Grenzen überschritt und sich über die benachbarten Gebiete ergoß. Die Einwohner, die ihren eigenen Kräften nicht genugsam vertrauten, hatte die Angst in die feste Stadt Büraberg getrieben. Als sie sich nun in ihr eingeschlossen hatten, fühlten sie ihr Heil durch die dünne Scheidewand der Stadtmauern immer noch nicht hinreichend gesichert und trachteten deshalb, die Gebeine des Heiligen zu ihrem Schutze in die Stadt zu holen, zumal sie fürchteten, daß der Irrwahn die Sachsen treiben würde, sich an dem Grabe des Heiligen zu vergreifen.

Aber die Überführung ging nicht so leicht vonstatten, wie sie wünschten. Denn als sie mit der Leiche unter dem Geleit einer ungeheuren Menschenmenge in ein flaches Tal gekommen waren, das nahe bei der Stadt ist, setzten sie dort die Gebeine zu kurzer Ruhe nieder. Wie sie darauf weiterziehen wollten, waren wunderbarerweise die heiligen Reliquien so schwer geworden, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen ließen. Alle waren hierüber sehr bestürzt, hielten es aber für richtiger, eher das Äußerste zu versuchen, als ihren Schutzherrn in solch gefährlicher Lage zurückzulassen. Endlich erweichte ihr inständiges Flehen Gottes Willen. Die Bahre ließ sich mit Leichtigkeit wieder aufnehmen und an das Ziel bringen.

Es geschah hierbei noch ein seltsames Wunder. Sie setzten mit den heiligen Gebeinen über die Eder mit einem Gepränge, wie es der Bedeutung und der Heiligkeit des Vorganges entsprach, mit Fahnen und Kreuzen, mit Kerzen und mit Lobgesängen. Dabei fiel einer Frau, die das Ungewohnte der Lage verwirrte, die Kerze aus der Hand und in das Wasser. Voll Eifer griffen sofort viele Hände danach, um sie wieder zu holen, und was nach der entgegengesetzten Natur der Elemente kaum glaublich erscheint, ihre Flamme brannte ebenso hell wie zuvor. Ich



Relief vom Hochgrab des heiligen Wigbert um 1340. Deckplatte
Im Dom zu Fritzlar

selbst aber glaube, daß alles, was nach Gottes Willen geschieht, auch der Natur gemäß ist. So erwies sich hier die Natur des Feuers stärker als die Natur des Wassers, wie bei den drei Jünglingen im Feuerofen die Kraft ihrer Seele stärker war als die Natur des Feuers.

Kaum waren die kostbaren Reliquien in die Stadt gebracht, da rückten auch die Sachsen in feindlichem Ansturm heran. Sie begannen die Leute in der Stadt hart zu bedrängen und mit aller Macht die Erstürmung der Mauern zu versuchen. Aber die Einwohner machten einen Ausfall, und um der Verdienste des heiligen Wigbert willen hatten sie Glück im Kampfe. Sie behielten die Oberhand und trieben die Mehrzahl der Feinde in die Flucht. Viele, die ihrer Wunden wegen zurückblieben, entwaffneten sie. Schließlich zwangen sie alle, das Feld zu räumen und von der Stadt zurückzuweichen.

Durch diese Niederlage waren aber die Sachsen noch mehr gereizt worden und sie trachteten nun danach, die Schmach des Rückzuges durch einen neuen Kampf auszutilgen und, die über sie zuvor gesiegt hatten, bis auf den letzten Mann zu vernichten. In der Nacht, die der Ausführung ihres grausamen Vorsatzes vorausging, wurden sie jedoch plötzlich von einer unsagbaren Angst ergriffen. Sie erblickten nämlich ein helles Licht, das sich vom Himmel her über die Kirche ergoß, und in seinem Schein sahen sie die Umrisse einer weißgekleideten menschlichen Gestalt, die von überirdischem Glanz umflossen war, an der Kirche sich hin und her bewegen. Die Erhabenheit dieses Gesichtes erfüllte sie mit solchem Schrecken, daß sie, durch Gottes Allmacht getrieben, ihre Habe und den ganzen Troß im Stich ließen und, nur auf die Rettung ihres Lebens bedacht, sich aufs neue zur Flucht wandten. Am Morgen verließen die Belagerten, die hinter den Mauern den Ansturm des Gegners erwartet hatten, die Stadt, und wie sie fanden, daß die Feinde fort, ja nackt und bloß geflohen waren und ihren ganzen Besitz zurückgelassen hatten, dankten sie Gott für seine Güte, teilten unter sich die Beute und kehrten voll unverhoffter Freude zurück.

Aber nicht lange darauf kamen dieselben Sachsen noch einmal, um den schon mehrfach vergeblich versuchten Kampf von neuem aufzunehmen. Einer von ihnen ergriff einen Feuerbrand, häufte Reisig auf und versuchte, die Kirche in Brand zu stecken. Aber sein Bemühen war umsonst, durch Gottes Macht und die Vermittlung des heiligen Wigbert wurde er zurückgetrieben und empfing den verdienten Lohn für seine

Untat, indem er mit dauernder Gelähmtheit geschlagen wurde. Ein anderer erbrach die Tür der Kirche, drang in sie ein und raubte die reichvergoldete, silberne Platte von dem Kreuze. Er zögerte nicht, sie mit seinen ruchlosen Händen fortzuschleppen. Aber sogleich folgte die Rache des Himmels. Der Frevler ward seiner selbst so unmächtig, daß man ihn eher für ein blödes Tier als für ein menschliches Wesen halten konnte. In solcher Verfassung wurde er mit der Kreuzesplatte umherirrend in der Nähe der Kirche gefunden, und was er bewußt in böser Absicht geraubt hatte, mußte er bewußtlos nach Fug und Recht zurückgeben. Auch die Heiligenreliquien, welche die Sachsen geraubt hatten, wurden in dem Dorfe Geismar, das in der Nähe liegt, unversehrt wiedergefunden.

Ich will nicht übergehen, daß die Sachsen noch einmal versuchten, das bereits mehrfach überfallene Kirchenhaus durch eine Anhäufung von Zündwerk, dessen Natur dem Feuer nahesteht, in Brand zu stecken. Aber ihr Beginnen wurde durch das Dazwischentreten des heiligen Wigbert vereitelt. Die Wirkung blieb hinter ihrer Absicht so weit zurück, daß außer dem aufgeworfenen Reisig das Feuer, das die rasende Hand der wilden Menschen angelegt hatte, nichts anzugreifen imstande war. Man kann noch sehen, wie der leblose Stoff des Holzes, von der Flamme unberührt, die Kraft des Feuers von sich abzuwehren vermochte und dem Elemente, dem er vorher dienstbar war, nach Gottes Willen Widerstand leistete.

Nach dem Abzug der Sachsen kam ein Teil der Hessen (denn Hessen heißen die Bewohner dieses Gaues) zusammen, um die Kirche zu reinigen, es quälte sie nämlich, daß sie so schmutzig dalag, weil die Sachsen sie als Pferdestall benutzt und in keiner Weise geschont hatten. Als sie aber hineintraten, fanden sie nichts, was Anstoß erregen konnte. So hatte Gottes Allmacht den Schmutz getilgt und keine Spuren der Unreinheit zurückgelassen.

Dies geschah an der Kirche, vor der, wie wir sagten, lange Zeit das Grab des Heiligen gestanden hatte. Aber nachdem seine Gebeine in die Stadt gebracht waren, verbreitete sich, wie eine kostbare Salbe, wenn sie wohin getragen wird, weit und breit ihren Duft ausströmt, der Geruch der Wunderwirkungen an den überführten Reliquien überallhin. Noch in zahlreichen anderen Zeichen offenbarte sich der wahrhaftige Richter der Herzen an den bereits sich lösenden Gebeinen des heiligen Wigbert, der ihm auf dieser Welt stets in Treue gedient hatte.

Wie die Gebeine des Heiligen nach Hersfeld gebracht wurden

Nachdem wieder einige Jahre vergangen waren, erschien dem Bischof von Fritzlar, Witta (Albuin), einstmals im Traum ein Bote, der sagte, er sei von Gott nach dem Kloster Hersfeld gesandt, und dorthin sollten auch die Gebeine des heiligen Wigbert gebracht werden. Diesen Traum offenbarte der Bischof dem Mainzer Erzbischof Lullus, und der brachte die Sache vor König Karl den Großen und erlangte auch unverzüglich seine Zustimmung. Auf Lullus' Befehl übergab der ihm dienstwillige Witta drei Mönchen des genannten Klosters, Ernust, Baturich (später Bischof von Regensburg) und Wolf, in der Nacht die Gebeine des heiligen Wigbert, damit sie sie heimlich nach dem Kloster brächten. Denn er wollte verhüten, daß das Volk, das mit großer Liebe an dem Heiligen hing, gegen die Brüder in blinder Aufsässigkeit irgendwie Gewalt übe und seine überlegene Kraft benütze, um sich den Vorzug eines so kostbaren Besitzes zu bewahren. Nicht als ob der hochwürdige Bischof dem heiligen Wigbert mißtraute, der sicher durch sein Eingreifen die Träger seiner Reliquien hätte schützen können, sondern weil er an den weisheitsvollen Rat dachte: Solange der Mensch sich selbst helfen kann, soll er nicht Gott versuchen.

Die Brüder machten sich also auf und gelangten mit der köstlichen Gabe, die ihnen der Bischof anvertraut hatte, ungefährdet in das Kloster Hersfeld. Dort wurden die Gebeine des Heiligen von den übrigen Gottesdienern in Empfang genommen und an der hervorragendsten Stelle in der Kirche mit großem Prunk beigesetzt. Lullus ließ über dem Grabe mit König Karls Zustimmung ein Denkmal, wie es auch sonst an Heiligengräbern in Frankreich und Deutschland zu sehen ist, aus Gold und Silber und anderen geeigneten Metallen errichten und vollendete dieses Werk um die Mitte des Monats August (780?). An dieser Stelle geschahen aus der Fülle der göttlichen Gnade heraus später große und wunderbare Zeichen. Von ihnen will ich nur wenige anführen, an denen jeder, wenn er will, die Art der übrigen ermessen kann.

Ein Leidender, der im Krankenwagen ins Kloster gebracht werden mußte, wurde um der Verdienste des heiligen Bekenners willen nicht nur geheilt, sondern wieder kerngesund, und nachdem er das Mönchsgewand genommen hatte, erwies er sich stets den klösterlichen Pflichten voll gewachsen. Sein Name war Huntheri.

Ein anderer, mit Namen Burgwart, war am ganzen Körper völlig

entkräftet und lag geraume Zeit an der Schwelle des heiligen Wigbert. Schließlich erlangte er durch die Fürbitte des Heiligen seine volle Gesundheit wieder. Er lernte wieder gehen, wie er lange nicht gekonnt hatte, und machte sogar eine Wallfahrt nach Rom.

Auch die Gabe, böse Geister zu vertreiben, hatte der Herr seinem treuen Diener beschert. Noch vor kurzer Zeit wurde ein von einem argen Dämon gepackter Mensch, mit Namen Sigibracht, mit eisernen Handschellen gefesselt in jammervollem Zustande herbeigeschleift, aber durch die Vermittlung des heiligen Wigbert aus der Gewalt des bösen Feindes befreit. Auch ein anderer, Berachtgar genannt, den ein böser Geist aus einem Menschen in ein wütendes Tier verwandelt hatte, wurde an der Gedächtnisstätte des Heiligen von seinen schrecklichen Leiden befreit.

Ein Mann aus Aquitanien, der Ramnulf hieß, von Kindheit an taubstumm war und wie ein Tier fast bis zur Erde gebückt einherging, wurde an die Stätte gebracht. Er erlangte auf wunderbare Weise Gehör und Sprache und lernte nach Menschenart aufrecht gehen und zum Himmel emporblicken. So wurde er von einem dreifachen Leiden befreit und erhielt auf einmal alle Gaben, die den Menschen zieren.

Ich habe damit, wie ihr es wolltet, meine Erzählung zu Ende gebracht. Nichts habe ich von anderswoher hinzugefügt, und was ich nach eurem Wunsch vorbringen sollte, wahrheitsgemäß dargestellt. Möge der heilige Bekenner Christi es gnädig ansehen und euch, die ihr den Stoff liefertet, wie mir, der ihn in eine gewisse Form brachte, seine gnädige Fürsprache schenken!

Willibald

Zu den angelsächsischen Gehilfen des Bonifatius gehören auch die Brüder Willibald und Winnebald. Ihre Lebensbeschreibungen rühren von einer Nonne in Heidenheim her, deren Name nicht überliefert ist. Sie war mit den beiden Brüdern nahe verwandt und kam nach dem Tode Winnebalds, also kurz nach 761, aus ihrer englischen Heimat nach Deutschland, wo sie in das Kloster Heidenheim eintrat. Nach Winnebalds Tode hatte Willibald das Kloster als sein Erbe in Anspruch genommen, er hatte eine Gemeinschaft von Nonnen dort begründet, an deren Spitze er seine Schwester Walburg stellte. Am 23. Juni 778 weilte er für kurze Zeit in dem Kloster und erzählte seiner Verwandten und wohl auch anderen Klosterfrauen in Gegenwart zweier Diakone, die ihn begleiteten, von der Pilgerfahrt, die er als junger Mensch in das heilige Land unternommen hatte. Er muß dann seiner Nichte in den nächsten Tagen wenigstens die Hauptsachen in die Feder diktiert haben. Darauf läßt an verschiedenen Stellen der Wortlaut der Darstellung schließen. Einmal wird von Willibald geradezu in der ersten Person gesprochen, so daß er deutlich selbst als der Redende erscheint. Der Bericht ist daher eine Quelle von unvergleichlichem Werte, wenn auch in der langen Zeit, die seit der Reise verflossen war, sich bei Willibald manche Einzelheiten verschoben und verwischt hatten und einzelne Unklarheiten und Mißverständnisse sich einschleichen mußten. Die Schrift ist später anscheinend noch der Revision eines in der lateinischen Sprache besser erfahrenen Mannes unterzogen worden, der die Erzählung von der Wanderfahrt im wesentlichen unangetastet ließ und nur am Anfang und vielleicht auch am Schlusse einiges hinzufügte. Die Reise nach dem heiligen Lande bildet dermaßen den Hauptinhalt der Lebensbeschreibung, daß diese geradezu als Hodoeporikon, als Reisebericht, bezeichnet worden ist. Die Reiseerzählung ist auch für uns das Wertvollste an der Biographie, denn sie gibt ein Bild von den Zuständen im Orient zu der damaligen Zeit, wie wir es sonst aus abendländischen Quellen in solcher Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit nicht gewinnen können.

Die wahrscheinlich noch jugendliche Verwandte der beiden Brüder hatte anscheinend Geschmack an der schriftstellerischen Tätigkeit gefunden, denn sie ließ kurze Zeit darauf die Lebensbeschreibung Winnebalds folgen, für die wohl auch Willibald ihr hauptsächlichster Gewährsmann war. Diese zweite Lebensbeschreibung ist weit kürzer und weniger inhaltsreich als die Schrift über Willibald. Winnebald war ein stiller, kränklicher Mensch, der wenig erlebte, wohl wesentlich von der Gunst seines mächtigen Verwandten, des Erzbischofs Bonifatius, und seines Bruders getragen wurde und durch sie die Stellung als Abt in Heidenheim erhielt.

Das Leben Willibalds ist einige Zeit später von einem ungenannten Verfasser neu bearbeitet worden. Er gibt im wesentlichen einen Auszug aus der ersten Biographie in etwas gepflegterem Latein, aber ohne die anschauliche Lebendigkeit des ursprünglichen Berichtes. Was er hinzufügt, ist mit großer Vorsicht aufzunehmen. So muß der von der Nonne nicht genannte Name des Vaters der beiden Brüder, mit dem sie nach Italien zogen, Richard, zunächst zweifelhaft bleiben. Ebenso ist nicht ohne weiteres glaubwürdig, daß er aus königlichem Hause gewesen sei. Auch

der Name der Mutter, Wunna oder Bonna, muß als sagenhaft angesehen werden. Als sicher kann nur gelten, daß sie mit Bonifatius nahe verwandt war.

Was das Jahr von Willibalds Tode betrifft, so sagt Gundechar oder Gunzo, der im elften Jahrhundert Bischof von Eichstätt war, in seinem Eichstätter Bischofsbuch: „Im Jahre des Heils 781 wurde der heilige Willibald am 7. Juli in die Schar der Engel eingereiht im Alter von 77 Jahren, er hatte den Bischofssitz 36 Jahre inne." Die Bollandisten geben nach den Fuldaer Quellen das Todesjahr 786 an, das auch von den neueren Historikern als das richtige angesehen wird. Trotzdem scheint es zweifelhaft, ob Gunzo mit seiner Angabe nicht vielleicht doch recht hatte und die Notiz, auf der er fußte, die zuverlässigere ist. Nach seiner Angabe ist Willibald im Jahre 745 in das Bistum eingesetzt worden. Dem widerspricht nicht, daß er bereits 741 von Bonifatius zum Bischof geweiht wurde. Er hatte zunächst eben keinen festen Bischofssitz, sondern erhielt nur ein bestimmtes Gebiet angewiesen, um darin das Bischofsamt auszuüben. Als Bischof hat er an dem germanischen Konzil im Jahre 742 teilgenommen. Die Ordination hat zweifellos in Sülzenbrücken bei Gotha stattgefunden. Erst im Jahre zuvor war Willibald von Bonifatius zum Priester geweiht worden. Die zehn Jahre, die er vorher auf dem Monte Cassino war, hatte er Ämter bekleidet, die wohl seiner vornehmen Herkunft, soweit es möglich war, angemessen waren, aber keine priesterliche Würde in sich schlossen. Er war ein Jahr lang Sakristan, dann ein Jahr Aufseher (Decanus) und darauf acht Jahre lang Gastmeister (Portarius), als solcher hatte er den Verkehr mit den Besuchern des Klosters zu führen, bis er nach Rom zu Papst Gregor dem Dritten ging, von wo ihn Bonifatius' Wunsch nach Deutschland rief.

Als Geburtsjahr Willibalds ist mit einiger Sicherheit 700 anzusetzen. Winnebald ist wohl etwas jünger gewesen. Es steht ziemlich fest, daß der Aufbruch von England im Sommer 720 stattfand. Bis Ostern 723 blieb Willibald in Rom, dann machte er sich mit zwei Gefährten auf die Reise nach dem Orient, überwinterte in Patara, kam am 11. November 724 in Jerusalem an und fuhr genau drei Jahre später von Tyrus wieder ab, um noch zwei Jahre in Konstantinopel zuzubringen. Im Jahre 729 kam er dann in das Kloster des heiligen Benedikt.

Winnebald erhielt 722 in Rom die Tonsur, blieb dort bis 728 und reiste dann nach England zurück. Darauf kam er mit einem jüngeren Bruder wieder nach Rom. Hier blieb er, bis ihn Bonifatius bei seiner dritten Romfahrt (738) aufforderte, ihm nach Deutschland zu folgen. Winnebald reiste noch im Jahre 739 Bonifatius nach und suchte ihn in Thüringen auf. Bonifatius weihte ihn zum Priester und gab ihm sieben Kirchen zu verwalten. Im Jahre 745 ging Winnebald dann – wie es heißt, auf Herzog Odilos Wunsch – nach Bayern. Die Gegend, in der er sich aufhielt, wird mit dem alten Namen Nordvilise (Nordvils) genannt nach dem nördlichen Quellflusse der Vils (der kleinen Vils) und liegt zwischen Landshut und Vilsbiburg. Im Jahre 748 begab er sich wieder zu Bonifatius nach Mainz. Im Jahre 750 rief ihn sein Bruder Willibald in seine Nähe. Die Landschaft, in der er seinen Aufenthalt nahm und in der das Kloster Heidenheim entstand, ist der sogenannte Hahnenkamp zwischen Altmühl und Wörnitz und wird nach einem Nebenfluß der Wörnitz, der Schwale, Svalafeld oder Schwalefeld genannt. Winnebald,

der viel an körperlichen Beschwerden litt, bedrückte die Abtswürde aber mehr, als sie ihn beglückte. Zeitweise wollte er nach dem Monte Cassino zurückkehren, um dort in Ruhe und Frieden sein Leben zu beschließen, er blieb aber auf Willibalds Bitten in seiner Nähe. Am 19. Dezember 761 ist er gestorben. Am 24. September 778 wurde durch Willibald seine Leiche erhoben und im Chor der neuerbauten Kirche in der Krypta beigesetzt.

Die Schwester der beiden Brüder, Walburg oder, wie sie gewöhnlich genannt wird, Walpurgis, die nach Winnebalds Tode als Äbtissin in dem von Willibald eingerichteten Frauenkloster zu Heidenheim eingesetzt wurde, war jedenfalls jünger als die beiden Brüder. Es ist von ihr keine glaubwürdige Lebensbeschreibung vorhanden. Ein späterer Bericht, den ein Mönch Wolfhard von Herrieden etwa 895 abfaßte, enthält nichts, was der Mitteilung wert wäre. Der Name der Walburg ist aber fast der bekannteste unter allen heiligen Frauen auf deutschem Boden geworden. Er dankt diese Volkstümlichkeit nur dem Umstande, daß ihr Tag der erste Mai war, der im Volksglauben eine besondere Bedeutung hat. Die Nacht vor dem ersten Mai ist die Geisternacht. In ihr sind alle Geister freigelassen. Darum ist es die wichtigste Nacht für Zauberei und Zukunftsdeutung. Es ist auch die Nacht des Hexensabbats. So erklärt es sich, das der Kultus der heiligen Walburg eine große Verbreitung fand. Sie erscheint als der gute Geist, der Unheil abwenden kann, aber auch von den bösen Mächten verfolgt wird. Ein großer Teil heidnischen Glaubens knüpft sich an ihre Gestalt, und sie ist ein deutliches Beispiel dafür, wie das Heidentum vielfach in der Verehrung der Heiligen fortlebte.

Wie Willibald aufwuchs

Der Bischof Willibald stammte aus vornehmem angelsächsischen Geschlecht. Als der anmutige Knabe unter der liebevollen Pflege seiner Eltern drei Jahre alt geworden war, wurde er plötzlich von einer schweren Krankheit befallen. Er wurde immer elender, die kleinen Glieder magerten ab, der Atem hörte fast auf, und das Schlimmste stand zu befürchten. Wie Vater und Mutter das sahen, packte sie die Angst, ihr Kind zu verlieren, sie nahmen es auf und trugen es zu einem Kreuzeszeichen, wie es im Sachsenlande auf freiem Felde an manchen Stellen als Andachtsstätte errichtet war. Sie legten den Knaben an dem Kreuze nieder und flehten, der Herr möge in seiner Allmacht sich ihrer erbarmen und ihnen ihr Kind erhalten. Sie gelobten dafür, den Knaben dem geistlichen Stande zu bestimmen, wenn er am Leben bliebe, und ihn in ein Kloster zu bringen. Nachdem sie dies gelobt und das Kind dem Schutze Gottes empfohlen hatten, wurde ihr inständiges Flehen erhört, und der Knabe genas schnell. Als er nun sein fünftes Jahr erreicht hatte, be-

gann sich schon sein kluger Sinn zu zeigen. Darum beeilten sich die Eltern, ihr Gelübde zu erfüllen. Sie besprachen sich mit ihren Freunden und Verwandten und übergaben das Kind einem ehrwürdigen und treuen Manne, mit Namen Theodred, und baten ihn, er möge den Knaben sorglich nach dem Kloster bringen und alles in seiner Sache regeln und anordnen. Der Mann zog mit dem Kinde fort und führte es zu dem Kloster, das Waldheim (Bishops Waltham) heißt. Er übergab es dem hochwürdigen Abte des Klosters, der den Namen Egwald hatte, damit es als Zögling des Klosters seiner Obhut anvertraut werde. Sogleich rief nach der klösterlichen Regel der Abt die Brüder zusammen und bat sie, ihre Zustimmung zu der Aufnahme des Knaben zu geben. Der ganze Konvent erklärte sich mit Freuden einverstanden, und so ward der Knabe in die klösterliche Gemeinschaft aufgenommen.

Er wurde nun in den geistlichen Wissenschaften unterwiesen, durchforschte die Seiten von Davids heiligem Liederbuche mit emsigem Bemühen und nahm schon in zartem Alter die Weisheit der göttlichen Gesetze und der heiligen Schriften in sich auf. Als er dann heranreifte, gewann er sich durch strengen Gehorsam die Zuneigung der Brüder, durch seine Demut erwarb er sich ihre Fürsorge, von allen wurde er geliebt und geehrt, mit beharrlichem Fleiße widmete er sich Tag und Nacht seinen Studien, durch Tatkraft und rechte Zucht bändigte er das jugendliche Ungestüm und gewann von Tag zu Tag für die Gottesstreiterschaft besseres Rüstzeug.

Wie Willibald mit Vater und Geschwistern in die Fremde zog

Aber den Jüngling faßte das Verlangen, hinaus in die Fremde zu ziehen, unbekannte Pfade zu wandeln, ferne Länder aufzusuchen und über die unendliche Fläche des Meeres zu fahren. Unverzüglich offenbarte er seinem Vater die noch allen anderen Menschen verborgene Regung seines Herzens und bat ihn, dazu seine Zustimmung zu geben. Er verlangte sogar von ihm, er solle selbst mit ihm ziehen. Er trachtete nämlich danach, ihn von allen weltlichen Freuden und Genüssen loszureißen, und wollte, daß er dem trügerischen Glücke des irdischen Reichtums entsage und in die Kämpferschar des himmlischen Herrn sich einreihe. So lockte er ihn denn durch inständiges Bitten, mit den Söhnen vereint zu der Schwelle des heiligen Apostels Petrus zu ziehen. Aber der Vater hielt dem Sohne entgegen, es scheine ihm grausam und aller Menschlichkeit

bar, wenn er die Kinder des Erziehers und die Gattin des Mannes beraube und sein ganzes Haus veröden lasse. Willibald jedoch erneuerte sein Zureden nur um so beharrlicher, zeigte dem Vater die Schrecken der Verdammnis und die Lieblichkeit des ewigen Lebens im Paradiese und suchte durch die Liebe Christi seinen Sinn zu erweichen. Schließlich wurde der Vater durch das Flehen des Sohnes besiegt und versprach, mit Willibalds Bruder Winnebald ihn auf seiner Reise zu begleiten.

Als nun der Frühling in den Sommer überging, machten sich der Vater und der noch unvermählte Bruder Willibalds bereit, und sie brachen mit einer Schar von Begleitern nach dem verabredeten Treffpunkte auf. Der war an der Mündung der Hamble bei einem Handelsplatz, der den Namen Hamwich hatte*. Als das Schiff segelfertig war und ein günstiger Wind wehte, begaben sie sich mit dem Schiffer und den Matrosen an Bord. Ihre Fahrt ging auch glücklich vonstatten, bis sie wieder festes Land sahen. Sie fuhren dann in den Seinefluß ein und verließen bei der Stadt Rouen das Schiff. Dort lagerten sie am Ufer und schlugen ihr Zelt auf. Nachdem sie sich einige Tage ausgeruht hatten, zogen sie weiter, verrichteten ihre Andacht an manchen heiligen Stätten, die an ihrem Wege lagen, und kamen über Berg und Tal zu den hohen Gipfeln der Alpen mit ihren Gletschern und Schneefeldern. Unter Gottes Schutz und mit der Heiligen Hilfe gelangten sie und ihre ganze Schar glücklich über die Alpenpässe und entgingen auch den Feindseligkeiten der Grenzposten. Hierauf kamen sie nach Tortona und von da weiter nach der Stadt Lucca in Toscana. Dort aber segnete der Vater das Zeitliche und erlangte den ewigen Lohn, den er sich durch seine Willfährigkeit gegen seinen Sohn verdient hatte. Sie begruben ihn im Kloster des heiligen Frigidianus. Darauf gelangten sie endlich an das langersehnte Ziel, in die Stadt Rom. Sie suchten sofort die Schwelle des Apostelfürsten Petrus auf und dankten Gott voll Inbrunst, daß er sie durch alle Fährnisse hierhergeführt und sie gewürdigt habe, die heilige Treppe des Laterans zu ersteigen und die Kirche Sankt Peters zu betreten. Sie blieben hier zusammen vom Martinstage bis zum Osterfest und führten den ganzen Winter über ein Leben der klösterlichen Enthaltsamkeit nach den Vorschriften der heiligen Satzung.

Als aber die Sonnenwärme zunahm, die ein Vorbote der nahenden Fieberzeit ist, überfiel sie eine große körperliche Schwäche. Sie konnten

* Heute nicht mehr vorhanden, an der Bucht von Southampton, nahe bei Waltham.



nur mühsam Atem holen, zitterten einmal vor Frost und glühten dann wieder vor Hitze, und die Seuche ergoß sich durch ihren Körper. Sie waren dem Tode nahe und so matt von dem Fieber, daß das Lebensflämmchen nur kümmerlich in den erschöpften Körpern der Kranken weiterglomm. Allein den Trost hatten durch Gottes Vorsehung die beiden Brüder, daß, wenn der eine eine Woche lang unter der Krankheit besonders litt und zu Bett liegen mußte, der andere sich etwas besser fühlte und dem Bruder helfen konnte. So sorgten sie gegenseitig für einander. Als aber Gottes Erbarmen dem heiligen Willibald die alte Gesundheit unversehrt wiedergegeben hatte, begann er aus Liebe zu dem himmlischen Jerusalem nach der irdischen Stätte sich zu sehnen, welche die Spuren Christi trägt. Er verließ deshalb seinen Bruder Winnebald und seine Schwester Walburg und machte sich, von zwei Genossen begleitet, selbdritt auf die weite Fahrt.

Wie Willibald nach dem heiligen Lande gelangte

Die Pilger kamen zuerst zu der Stadt Terracina und blieben dort zwei Tage. Von hier zogen sie weiter nach Gaeta, das am Meere liegt. In dieser Stadt bestiegen sie ein Schiff und fuhren nach Neapel. Hier verließen sie das Schiff und blieben da zwei Wochen. Diese Städte liegen in Benevent, sind aber den Römern untertan. Sie fanden nun ein Schiff aus Ägypten, das hier gelandet hatte. Dieses bestiegen sie und gelangten nach dem Hafen in Calabrien, der Reggio heißt. Von dort fuhren sie hinüber nach Sizilien und betraten die Stadt Catania, die durch den hier ruhenden Leichnam und den Schutz der heiligen Agathe ausgezeichnet ist. Dort schleudert der Berg Ätna aus seinem feurigen Schlunde Flammengarben empor und verfinstert mit seinen Aschenwolken den Himmel. Wenn er aber Zerstörung über die benachbarten Orte bringen will, nehmen die Einwohner von Catania den Leichnam der heiligen Jungfrau Agatha und stellen ihn dem Feuerstrom entgegen und dann hört er auf.

Weiter besuchten die Pilger bei Syrakus auf derselben Insel das Grab der heiligen Lucia. Darauf vertrauten sie sich wieder der See an und fuhren über das adriatische Meer nach der Stadt Monembasia im Lande der Slavinen (auf dem Peloponnes). Von dort segelten sie an den Inseln Chios und Samos (vgl. Apostelgeschichte 20,15) vorüber und ruhten die von Salzwasser triefenden Glieder in Ephesus aus. Hier vergossen sie bei dem Grabe des Evangelisten Johannes Tränen der Ergriffenheit

und wurden erfüllt von der aus der heiligen Stätte emporquellenden Himmelsspeise. Sie empfahlen sich auch dem Schutze der Siebenschläfer und der Maria Magdalena, die dort ruht. Sodann suchten sie auf dem Gipfel des benachbarten Berges den Ort auf, wo der heilige Evangelist zu beten pflegte, und konnten sich nicht genug wundern, daß die Stätte von Regen und Sturm verschont blieb. Sie wanderten auch zu Fuß nach dem Dorf Pygela*, das zwei Meilen entfernt liegt. Dort baten sie um Brot und gingen zu einem Brunnen, der mitten im Dorfe fließt und dessen Wasser bis zum Grunde durchsichtig ist. Sie setzten sich auf seinen Rand, tauchten das Brot in das Wasser und aßen es. Nachdem sie sich gestärkt hatten, stiegen sie über einen hohen Berg zu dem Orte Trogilion**. Dann kamen sie zu der Stadt Milet, die einst nahezu durch eine Wasserflut zerstört worden ist. Dort saßen zwei Einsiedler auf einer hohen Säule, die aufgezimmert und durch eine sehr hohe Steinmauer geschützt war, so daß das Wasser den Säulenheiligen keinen Schaden tun konnte. Von dort wanderten die Pilger zu Fuß nach dem Vorgebirge Chelidonion, das äußerst rauh und unwirtlich ist. Hier litten sie bittere Hungersnot und sie glaubten schon ihr letztes Stündlein nahe. Aber der allmächtige Hirt der Völker erbarmte sich ihrer und gewährte ihnen schließlich die nötige Nahrung. Sie bestiegen dann wieder ein Schiff und gelangten nach Patara. Hier erwarteten sie, während der rauhe Winter die Wogen aufwühlte, die Milde des Frühlings. Darauf fuhren sie weiter nach der Insel Cypern, die zwischen den Ländern der Griechen und der Sarazenen liegt. Die Bewohner aber trugen keine Waffen, denn es herrschte tiefer Friede zwischen den Sarazenen und den Griechen. Die Insel ist sehr groß und umfaßt zwölf Bistümer. Hier landeten sie und begingen das Osterfest in der Stadt Paphos. Der Frühling hatte schon begonnen, und sie blieben an diesem Ort drei Wochen. Dann gingen sie nach der Stadt Constantia auf derselben Insel, wo der heilige Epiphanius begraben liegt und viele Wunder wirkt. Dort verweilten sie bis über den Johannistag hinaus. Dann fuhren sie zu Schiff nach dem Lande der Sarazenen und kamen nach der Stadt Tortosa (Tartus), die am Meere liegt. Von dort gingen sie etwa neun oder zwölf Meilen weit nach der Burg, die Arche (Arka) heißt. Daselbst war ein Bischof aus griechischem Stamme und sie wohnten einer Litanei nach griechischem Ritus bei. Dann zogen sie weiter und gelangten nach

* Strabo, Erdbeschreibung, XIV, 639. ** Ebenda 636.

Emesa in Phönizien. Hier steht jetzt noch eine herrliche Kirche, welche die Königin Helena zu Ehren Sankt Johannis des Täufers erbaut hat. Sein Haupt ist lange dort aufbewahrt worden.

Wie Willibald mit seinen Gefährten in Gefangenschaft geriet, dann freigelassen wurde und weiterzog

Willibald reiste zu dieser Zeit mit sieben Gefährten. Er selbst war der Achte. Als die Sarazenen aber sahen, daß Willibald und seine Begleiter anders sprachen und ein fremdes Aussehen hatten, glaubten sie, es seien Spione und führten sie zu einem vornehmen Greis, damit er sie sehe und herausbringe, woher sie kämen. Der Scheich fragte sie nun nach ihrer Herkunft und welcher Art ihre Sendung sei. Sie antworteten ihm darauf und erzählten ihm von Anbeginn an die Veranlassung ihrer Fahrt. Darauf sagte der Greis: „Ich habe schon häufig Leute aus eurem Lande hierherkommen sehen. Sie hatten nichts Böses im Sinne und wollten nur ihr Gesetz erfüllen." Darauf gingen sie wieder in den Palast, um freies Geleit nach Jerusalem zu erbitten. Sie wurden aber festgenommen und in Haft gehalten. Da jedoch vor Gott nichts verschlossen bleiben kann, war dort ein Händler, der aus Erbarmen und um des Heils seiner Seele willen ihre Freilassung zu erreichen suchte, damit sie nach ihrem Willen weiterziehen könnten. Aber es gelang ihm nicht. Dagegen schickte er ihnen täglich zu essen und zu trinken, ließ sie bisweilen durch seinen Sohn aus dem Gefängnis ins Bad und wieder zurück bringen und führte sie am Sonntag in die Kirche über den Bazar, daß sie an den dort zum Verkauf ausliegenden Waren ihre Freude hätten und er ihnen mit seinem Gelde verschaffte, wonach ihr Herz begehrte. Dorthin kamen die Einwohner der umliegenden Städte aus Neugierde, um sie anzuschauen, denn sie waren jung und stattlich und gut gekleidet.

Wie sie nun im Gefängnis waren, kam da ein Mann aus Spanien, sprach mit ihnen und fragte sie, wer sie wären und woher sie kämen. Darauf erzählten sie ihm alles von ihrer Reise. Nun hatte der Mann im Palaste einen Bruder, der des Sarazenenkönigs Kämmerer war. Als dann der Scheich, der sie ins Gefängnis geschickt hatte, zum Palaste kam, erschien mit ihm zugleich der Mann aus Spanien, der sie gesprochen hatte, und der Schiffsherr, auf dessen Schiff sie von Cypern herübergefahren waren, vor dem Angesicht des Sarazenenkönigs, der Mirmun (Emir al Mummenin) genannt wurde (sein Name war Hischam). Darauf

trugen die Männer die Sache vor, und der König fragte, woher die Fremden kämen. Sie sagten: „Aus dem Abendland, daher, wo die Sonne untergeht, sind sie gekommen. Wir kennen kein Land, das über das ihre hinaus liegt. Es ist jenseits nichts als Wasser." Und der König erwiderte ihnen und sprach: „Warum sollen wir sie strafen? Sie haben sich nicht gegen uns vergangen. Gib sie frei und laß sie ziehen." Andere Leute, die gefangengehalten wurden, mußten ein Lösegeld zahlen, aber ihnen wurde es erlassen.

Wie die Brüder durch das heilige Land zogen

Sofort brachen die Pilger mit des Königs Urlaub auf und zogen weiter nach dem hundert Meilen entfernten Damaskus, wo die Reliquien des Ananias, der Paulus taufte*, liegen. Sie brachten ihr Gebet in der zwei Meilen vor der Stadt liegenden Kirche dar, welche an der Stelle der Bekehrung des heiligen Paulus erbaut ist. Dort verrichteten sie ihr Gebet, und dann kamen sie nach Galiläa in den Flecken Nazareth, wo der Erzengel Gabriel der heiligen Jungfrau Maria erschien und ihr verkündete, daß sie Gottes Sohn gebären werde. Dort steht eine Kirche, die hatten die Christen schon oft von den Sarazenen, die sie zerstören wollten, losgekauft. Dann besuchten sie das durch das erste Wunder des Herrn bekannte Kana in Galiläa und stiegen auf den Berg Tabor, wo jetzt eine Gemeinschaft von Mönchen zu Ehren der Verklärung Christi vereinigt ist und eine Kirche steht, die dem Herrn und Moses und Elias geweiht ist, und die Einwohner nennen den Berg Hagion Oros (heiliger Berg). Hierauf kamen sie in die Stadt Tiberias am Gestade des Meeres, wo der Herr Petrus trockenen Fußes über die Wasser wandeln ließ und wo auch der Jordan durch das galiläische Meer fließt, und weiter nach Magdala (Migdol), und auf der anderen Seite über das hohe Ufer nach Kapernaum, wo der Herr den Knecht des Hauptmanns heilte** und wo Zebedäus, der Vater des Jakobus und Johannes, ruht, und durch Bethsaida, wo jetzt eine Kirche das Haus des Petrus und Andreas anzeigt. Sie berührten auch Gadara (Gergesa), wo der Herr den ausgetriebenen Geistern eine Schweineherde überließ***.

Von hier kamen sie auf ihrer Fahrt, die um der Liebe zu den heiligen Orten willen in die Kreuz und Quere ging, zu der Quelle zweier Bäche,

* Apostelgeschichte 9, 10 ff. ** Matth. 8, 8 ff. *** Matth. 8, 28 ff.



von denen der eine Jor und der andere Dan heißt. Der eine fließt auf der einen, der andere auf der anderen Seite der Stadt vorbei, welche im Evangelium Cäsarea Philippi heißt, von den Phönikiern aber Paneas genannt wird. Nicht weit von dieser Stadt vereinigen sich die beiden Flußläufe zu dem Jordan, der durch die Taufe des Herrn bekannt ist. Sie sahen an diesem Orte Rinder mit langem Rücken und kurzen Schenkeln und mit mächtigen Hörnern*, welche, wenn die Sonne heiß brennt, sich bis auf den Kopf in den benachbarten Sümpfen unterzutauchen pflegen. Dann kamen sie nach der Stadt Cäsarea. Dort war eine Kirche und eine große Menge Christen. Als sie dort in die Kirche traten, sahen sie ein Standbild Christi, dieses hatte der verbrecherische Julianus Apostata weggeräumt und sein eigenes an die Stelle gesetzt. Aber Gott strafte das ruchlose Beginnen und zerspaltete das Standbild des Julian durch einen Blitzstrahl, von dem Kopf und Nacken blieb ein Teil an seiner Stelle, das andere stürzte auf die Erde, und so ist die Wirkung des Blitzes deutlich zu erkennen. Das Standbild des Erlösers hatten die Heiden zertrümmert, die Christen aber sammelten die Stücke und stellten das Bild wieder in der Kirche auf. Hier ruhten sie sich eine Weile aus, dann zogen sie weiter nach dem Kloster Sankt Johannis des Täufers. Dort waren etwa zwanzig Mönche, und sie blieben hier eine Nacht, und von da kamen sie an die Stelle des Jordan, wo Christus getauft wurde. Hier taufen sie auch jetzt noch, und es ist ein hölzernes Kreuz aufgerichtet, und darum ist ein kleines Wasserbecken vom Fluß abgeleitet, und über den Jordan ist ein Seil gespannt und auf beiden Ufern befestigt, und am Tage Epiphanias kommen die Schwachen und Kranken und halten sich an dem Seil und tauchen sich so in das Wasser. Auch Weiber, die unfruchtbar sind, kommen dahin. Unser Bischof Willibald badete im Jordan, und sie blieben dort einen Tag und kamen weiter nach Gilgal. Dort sind in der kleinen hölzernen Kirche zwölf Steine, welche die Kinder Israel vom Jordan auflasen und in Gilgal zum Zeugnis ihrer Wanderung im Kreise niederlegten**. Dann schritten sie durch Jericho, wo der Jordan in das Tote Meer fließt und mit dem Wasserlauf seinen Namen einbüßt, sie besuchten auch das Kloster des heiligen Eustachius, das mitten zwischen Jericho und Jerusalem liegt, und betraten schließlich das heißersehnte Jerusalem. Hier ist der Ort, wo der Herr gelitten hat und begraben wurde. Das Grab war in einen Felsen eingehauen, und

* Wahrscheinlich Büffel. ** Jos. 4, 19 f.

der Felsen liegt auf der Erde und ist unten viereckig und verjüngt sich nach oben zu, und über dem Grabe steht ein Kreuz, und darum ist ein wunderschönes Haus gebaut, und auf der Ostseite des Grabfelsens ist eine Tür gemacht, durch die treten die Menschen ein, um am Grabe zu beten, und darin ist das Lager, wo der Körper des Herrn geruht hat, und auf dem Lager stehen fünfzehn goldene Krüge voll Öl, die brennen Tag und Nacht. Das Lager, auf dem der Herr lag, steht im Innern des Grabfelsens auf der Ostseite und liegt, wenn man eintritt, zur rechten Hand, und vor der Grabtür liegt der große viereckige Stein, den der Engel von der Öffnung des Grabes fortwälzte. Unser Bischof Willibald kam in der Stadt am Martinstage an, und sowie er da war, wurde er krank, und er lag eine Zeitlang darnieder. Sowie er sich aber etwas besser fühlte, stand er auf und ging nach der Kirche, welche die heilige Zion heißt, sie steht in der Mitte von Jerusalem. Dort betete er und ging nach der Säulenhalle Salomons. Hier ist ein Wasserbecken, an dem liegen die Kranken, und warten, ob das Wasser sich bewegt, und wer dann, wenn ein Engel kommt und das Wasser bewegt, zuerst hineintaucht, der wird geheilt.

Was den Brüdern weiter im heiligen Lande begegnete

Darauf verließen sie die Stadt, und sie kamen in das Tal Josaphat, es liegt von Jerusalem nach Osten zu, und dort ist eine Kirche, wo das Grabmal der heiligen Maria gezeigt wird, aber ihr Leib ruht nicht hier, sondern es ist nur zu ihrem Gedächtnis. Hier betete er und stieg auf den Ölberg, der nahe dem Tal nach Osten zu liegt. Und an dem Ölberg ist eine Kirche, wo der Herr vor seinem Leidenstode betete und zu seinen Jüngern sprach: Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet (Matth. 26, 41). Und von dort kam er zu einer Kirche auf dem Berge selbst, die steht da, wo der Herr zum Himmel auffuhr. In der Mitte der Kirche steht ein viereckiges Gestell, das mit großer Kunst aus Erz gebildet ist, und in seiner Mitte ist ein Glaskasten und darinnen eine kleine Lampe. Der Kasten ist auf allen Seiten geschlossen, damit die Lampe in Regen und Sonnenschein brennen kann. Die Kirche ist oben offen und ohne Dach, und zwei Säulen stehen darin zur Erinnerung an die beiden Engel, welche den Jüngern bei der Himmelfahrt des Herrn sagten: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? (Apg. 1, 11.) Man erzählt auch, daß, wer zwischen den

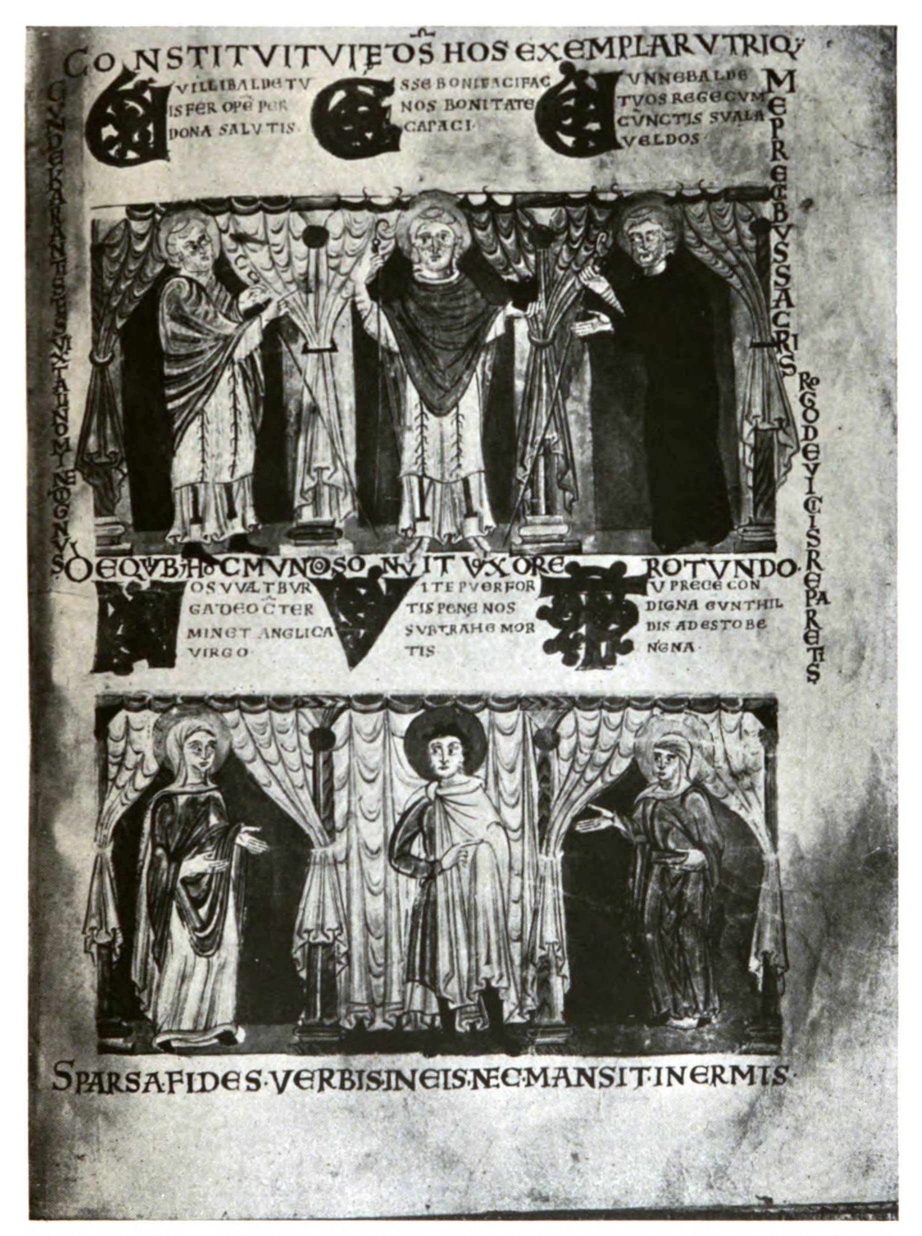
Säulen und der Wand der Kirche hindurchkriechen kann, Ablaß seiner Sünden erhält.

Von hier gelangten sie an den Ort, wo der Engel zu den Hirten sprach: Siehe, ich verkünde euch große Freude usw. Und von dort kamen sie nach Bethlehem, wo der Herr geboren ist, sechs Meilen von Jerusalem. Dort, wo der Herr geboren ist, war ehedem eine Höhle unter der Erde, und jetzt ist da eine viereckige Halle aus dem Felsen ausgehauen und das Erdreich überall ausgehoben und darüber eine Kirche gebaut, und an der Stelle, wo der Herr geboren ist, steht jetzt ein Altar, und es ist noch ein kleinerer Altar gemacht worden, damit sie, wenn sie drinnen in der Höhle die Messe lesen wollen, den kleineren Altar nehmen und hineintragen können, und wenn die Messe aus ist, tragen sie ihn wieder heraus. Die Kirche selbst ist in Kreuzform gebaut und ein prächtiges Gebäude. Von dort kamen sie nach Thekua, wo die Kinder von Herodes ermordet wurden. Dort ist eine Kirche. Dann kamen sie in das Tal Laura*. Dort ist jetzt ein großes Kloster. Der Abt und die Mönche hausen in Höhlen, die rings in die Felswand eingehauen sind. Die Klosterkirche steht im Talgrunde und darin ist der heilige Saba begraben. Dann gelangte er in das Dorf Bethsur zu dem Wasser, das an derselben Stelle, an der es entspringt, wieder von der Erde aufgesogen wird. Hier hatte der Äthiopier, der von den Grenzen der Erde den Tempel des Herrn aufsuchte, durch Philippus getauft**, die Farbe seiner Haut geändert, das soll heißen durch den Glauben weiß geworden, die Schwärze der Sünde abgelegt. Als sie von da nach Gaza kamen und in der Kirche des heiligen Matthias die Messe hörten, verlor der heilige Willibald plötzlich sein Augenlicht.

Wie Willibald sich noch mehrere Jahre in Syrien und Konstantinopel aufhielt und zehn Jahre bei Neapel im Kloster des heiligen Benedikt blieb

Von dort kehrte er über die Burg Hebron, wo drei Patriarchen, Abraham, Isaak und Jakob, mit ihren Frauen ruhen, nach Jerusalem zurück, und als er die Kirche betreten hatte, die an der Stelle erbaut ist, wo das heilige Kreuz gefunden wurde, erlangte er nach zwei Monaten der Blindheit sein Augenlicht wieder. Dann besuchte er bei Diospolis (Lydda) die Kirche des heiligen Georg und zog nach Joppe, der Stadt

* Laura bezeichnet allgemein das gassenförmig angeordnete Kloster. ** Apg. 8, 27 ff.



Die Schutzheiligen Willibald, Bonifatius, Winnebald, Walburg, Vitus und Gunthildis
Miniatur aus dem Gundekarianum um 1070. Staatsbibl. Eichstätt

am Strande Palästinas, wo Petrus die Witwe Dorkas auferweckte*, zog an der Küste des Meeres entlang, kam fern von Jerusalem nach Tyrus und Sidon, kam durch die Seestadt Tripolis (Tarablus), überschritt den Libanon, besuchte wiederum Damaskus und zog nach Caesarea (Philippi).

Von da kam der heilige Willibald zum drittenmal nach Jerusalem und blieb dort den ganzen Winter. Von hier zog er dann dreihundert Meilen weit nach der Stadt Emesa in Syrien, und von dort kam er in die Stadt Salaminias, die an den Grenzen Syriens liegt. Dort blieb er die ganze Fastenzeit über. Er war krank und konnte nicht weiterziehen. Die Genossen, die bei ihm waren, gingen zu dem Sultan und wollten einen Geleitbrief von ihm erbitten, um ihre Reise fortsetzen zu können. Aber sie konnten ihn nicht finden, weil er das Land verlassen hatte. Und als sie ihn nicht fanden, kamen sie zurück nach Salaminias und blieben da bis eine Woche vor Ostern.

Dann kamen sie aufs neue nach Emesa und baten dort den Emir, ihnen den Brief zu geben. Er gab ihnen den Brief immer für zwei und zwei, denn sie mußten stets paarweise reisen, weil sie so leichter Nahrungsmittel bekommen konnten. Dann zog Willibald nach Damaskus und von da suchte er zum vierten Male Jerusalem auf. Darauf ging er nach Sebaste zu dem Grabmal Johannes des Täufers, das freilich zur Zeit Julians des Abtrünnigen zerstört wurde, den Reliquien der Propheten Obadjah und Elisa und dem Brunnen, an dem der Herr die Samariterin um einen Trunk frischen Wassers bat**. Dann besuchte er den Berg Garizim, auf dem, wie die Samariterin zu dem Herrn sagte, die Väter der Samariter ihre Gebete hielten. Darauf stiegen sie auf den Tyrus benachbarten Gipfel des Berges Libanon, nachdem sie in der Nähe den Anfall eines wilden Löwen erfahren hatten. Sie kamen nämlich über ein großes Feld mit Ölbäumen. Mit ihnen zog ein Äthiopier mit zwei Kamelen und einem Maultier, der ein Weib durch den Wald führte. Als sie weiterzogen, trat ihnen plötzlich ein Löwe entgegen, der den Rachen aufsperrte und brüllte und sie zu verschlingen drohte. Der Äthiopier aber sprach zu ihnen: „Habt keine Angst, laßt uns ruhig weiter gehen." Und als sie sich dem Löwen näherten, kehrte dieser sich ab und ließ sie ungefährdet weiterziehen. Sie erzählten aber, sie hätten, als sie weitergingen, den Löwen ein lautes Gebrüll ausstoßen hören, er habe sicher einige von den Leuten, die in dem Hain Oliven pflückten, zerrissen.

* Apg. 9, 10. ** Joh. 4, 7.

Wie Willibald nach Konstantinopel und zurück nach Italien gelangte

Sie kamen darauf in eine Stadt, die Ptolemais heißt und am Meeresgestade liegt. Von dort erreichten sie das Ende des Libanon, wo dieser als ein Vorgebirge in die See ragt. Hier steht ein Turm, und wer keinen Geleitbrief hat, kommt dort nicht vorbei, sondern die Einwohner greifen ihn auf und schicken ihn in die Stadt Tyrus. Sie gelangten nun nach Tyrus. Der Bischof Willibald hatte sich früher, als er in Jerusalem war, Balsam gekauft und damit einen ausgehöhlten Kürbis gefüllt, und dann nahm er ein Rohr, das hohl war und unten einen Boden hatte, und füllte es mit Erdöl und steckte es in den Kürbis und schnitt das Rohr so zurecht, daß es die Öffnung des Kürbisses genau deckte, und schloß dann die Öffnung. Als sie nun nach Tyrus kamen, griffen die Einwohner sie auf und durchsuchten alle ihre Säcke, ob sie darin etwas versteckt hätten, und wenn sie etwas fänden, wollten sie sie gleich strafen und den Märtyrertod sterben lassen. Als sie nun alles durchsuchten, fanden sie nichts als die Kürbisflasche, die Willibald hatte. Sie machten sie auf und rochen daran, weil sie wissen wollten, was wohl darinnen sei. Als sie nun bloß das Erdöl rochen, das in dem Rohre war, aber den Balsam in der Flasche nicht, ließen sie die Pilger weiterziehen. Willibald und seine Gefährten warteten dann lange Zeit auf ein Schiff. Endlich fanden sie am Tage St. Andreä ein Fahrzeug, waren den ganzen Winter auf See und kamen in der nächsten Osterwoche nach Konstantinopel. Dort ruhen die Reliquien von drei Heiligen, Andreas, Timotheus und dem Evangelisten Lukas, in einem Altar, und Johannes Chrysostomos hat sein Grab vor dem Altar, da, wo der Priester steht, wenn er die Messe liest. In dieser Stadt blieb Willibald zwei Jahre und hatte seinen Aufenthalt bei der Kirche, so daß er täglich sehen konnte, wo die Heiligen ruhten. Er fuhr auch während dieser Zeit hinüber nach Nikäa in Bithynien, wo Konstantin, um den Streit zwischen Arius und Athanasius zu schlichten, dreihundertundachtzehn Bischöfe versammelt hatte. Die Kirche, in welcher die Synode abgehalten wurde, ist ähnlich der Kirche auf dem Ölberge, wo der Herr zum Himmel auffuhr. In dieser Kirche waren die Bilder der Bischöfe, die an der Synode teilnahmen. Als Willibald nach Konstantinopel zurückgekehrt war und zwei Jahre um waren, fuhr er mit Boten des Papstes und des Kaisers über das Meer nach Sizilien zu der Stadt Syrakus.

Von dort kam er nach Catania und von hier nach Reggio in Calabrien. Dort blieben sie viele Tage.

Dann schifften sie nach der Insel Volcano. Hier ist die Hölle des Theoderich. Als sie an die Insel kamen, stiegen sie aus dem Schiff, um die Hölle zu besichtigen. Willibald wollte aus Neugier, um zu sehen, wie sie innen beschaffen sei, auf den Gipfel des Berges steigen, unter dem die Hölle liegt, konnte es aber nicht, weil die Asche auf der Höhe des Berges den Boden hoch bedeckte wie im Winter der Schnee und seine Schritte hinderte. Aber er erblickte den Krater und eine mächtige Flammensäule, die aus dem Schlunde mit Donnergetöse hervorbrach, und er sah eine gewaltige Rauchwolke schrecklich emporsteigen. Dort sah er auch den Bimstein, den die Schreiber (zum Radieren) gebrauchen, aus der Hölle herauskommen. Er wird mit der Flamme in die Höhe geschleudert und ins Meer geworfen, dann wieder vom Meer an den Strand gespült und dort von den Einwohnern aufgelesen und fortgetragen. Dann fuhren sie weiter nach der Kirche des heiligen Apostels Bartholomäus, die am Strande des Meeres (auf der Insel Lipari) liegt, und kamen zu der bergigen Insel, welche Didyme (heute Salina) heißt, beteten hier und blieben eine Nacht an der Stelle. Darauf fuhren sie weiter und kamen zu der Stadt Neapel. Dort verweilten sie viele Tage. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs, und dieser genießt großes Ansehen. In der Nähe ist ein Kastell, wo der heilige Severinus begraben liegt. Von da kam Willibald nach Capua, und der dortige Bischof schickte ihn zu dem Bischof in einer anderen Stadt (Calvi) und der Bischof dieser Stadt wieder zu dem Bischof in Teano. Dieser endlich wies ihm den Weg zu dem heiligen Benedikt. Es war Herbst, als er zum heiligen Benedikt kam, und es war das siebente Jahr, seit er von Rom fortgegangen war, und das zehnte, seit er sein Vaterland verlassen hatte.

Als der verehrungswürdige Willibald und Thiadberchtl, der immer mit ihm zog, zu dem heiligen Benedikt gelangt waren, fanden sie dort nur wenige Mönche vor und einen Abt mit Namen Petronax. Sogleich bemühte sich Willibald voll Bescheidenheit und Glaubenseifer, das klösterliche Leben in seiner rechten Form zu erfassen und an sich selbst durch die Tat zu bezeugen, so daß er aller Brüder Liebe und Achtung sich erwarb. Zehn Jahre lang beobachtete der verehrungswürdige Willibald treulich die Regel des heiligen Benedikt, die er nach seiner langen Wanderfahrt zum Heil seiner Seele und zur Stütze im zeitlichen Leben heiß er-

sehnt hatte, mit Gottes Hilfe und dem Beistand der Brüder, und nicht allein sich selbst, sondern auch andere hielt er auf dem rechten Pfade des klösterlichen Lebens. Im ersten Jahre wurde er zum Sakristan der Kirche, im zweiten zum Dekan des Klosters gemacht, später war er acht Jahre in den beiden dort liegenden Klöstern Gastmeister, vier Jahre in dem Kloster auf dem Gipfel des Berges und vier Jahre in dem weiter unten am Flusse Rapido gelegenen Kloster.

Wie Willibald zu dem heiligen Bonifatius kam

Als aber zehn Jahre vergangen waren, bat ein Priester, der aus Spanien stammte und bei dem heiligen Benedikt weilte, den Abt Petronax um die Erlaubnis, nach Rom gehen zu dürfen. Als er den erbetenen Urlaub erhalten hatte, stellte er an Willibald das Ansuchen, er möge mit ihm ziehen und ihm den Weg zu Sankt Peter weisen. Dieser zeigte sich seiner Bitte auch willfährig und versprach ihm seine Hilfe. Wie sie nun nach Rom kamen und die Kirche Sankt Peters betraten, flehten sie den Schutz des heiligen Himmelspförtners an und empfahlen sich seiner Fürbitte. Als aber der Papst Gregor der Dritte erfuhr, daß der ehrwürdige Willibald da sei, entbot er ihn zu sich. Wie er nun vor das Angesicht des höchsten Priesters trat, warf er sich auf sein Antlitz nieder und begrüßte ihn. Sogleich begann der fromme Hirt der Völker mit freundlichen Worten ihn nach dem Verlauf seiner Pilgerfahrt zu befragen, er wollte von ihm wissen, wie er die sieben Jahre in den fernen Landen verbracht habe und wie er während dieser langen Zeit den Nachstellungen der ungläubigen Heiden entgangen sei. Darauf erzählte Willibald dem ruhmreichen Lenker der Völker in Demut der Reihe nach den Hergang seiner Reise, wie er viele Stätten des heiligen Landes betreten, bei der Geburtsstätte des Herrn in Bethlehem gebetet, wie er den Ort seiner Taufe im Jordan aufgesucht und selbst im Flusse gebadet habe, wie er auch viermal in Jerusalem, der Stadt, wo der Erlöser gekreuzigt, begraben und auf dem Ölberg zum Himmel aufgefahren war, gebetet und sich dem Herrn empfohlen habe. Dieses alles teilte er ihm ausführlich mit. Nachdem sie so eine Weile miteinander gesprochen hatten, machte der Papst Willibald die Mitteilung, daß der heilige Bonifatius ihn gebeten habe, Willibald vom heiligen Benedikt zu ihm in das Land der Franken zu entsenden, und hieß ihn mit milden Worten dem Gebote Folge leisten und zu Bonifatius gehen. Willibald

erklärte sich bereit, dem Befehle zu gehorchen, wenn der Papst ihm nach der klösterlichen Regel den Urlaub von seinem Abte erwirke. Der Papst aber erwiderte ihm, er möge unbesorgt fortziehen mit dem Urlaube, den ihm des Papstes Geheiß gebe, und sprach: „Wenn ich den Abt Petronax selbst einmal schicken wollte, so hätte er keine Freiheit und keine Gewalt, mir entgegen zu sein." Darauf gelobte Willibald unverzüglich, sich dem Papste gehorsam zu erweisen und erklärte, er werde nicht bloß dorthin, sondern ohne Zögern überallhin gehen, wohin ihn der Wille des Papstes sende. Nachdem nun die Unterredung vorüber war, zog Willibald am Osterfeste (24. April 740), nachdem er am Tage Sankt Andreä (30. November 739) in Rom angekommen war, aus der Stadt wieder fort. Thiadbercht aber blieb bei dem heiligen Benedikt.

Willibald ging nun zuerst in die Stadt Lucca, wo das Grab seines Vaters war, und von da nach Brescia. Von hier kam er nach Garda und zog dann über die Alpen zu dem Herzog Odilo. Bei ihm blieb er eine Woche und ging dann zu Suidger, einem frommen und gottesfürchtigen Manne. Bei diesem blieb er wieder eine Woche. Dann zogen Suidger und Willibald vereint zu dem heiligen Bonifatius nach Lindhart, und der heilige Bonifatius schickte sie nach Eichstätt, damit Willibald sehe, wie ihm der Ort gefalle. Das Land um Eichstätt übergab Suidger zur Erlösung seiner Seele dem heiligen Bonifatius, und der heilige Bonifatius übergab es unserem Bischof Willibald. Der Ort war aber noch wüst, und es stand dort kein Haus außer der Kirche der heiligen Maria, die noch da ist, aber eine kleinere Kirche, als die später Willibald baute. Als nun Willibald und Suidger in Eichstätt sich eine Zeitlang aufgehalten hatten, suchten sie einen angenehmen Wohnort dort aus, und dann zogen sie wieder zu Bonifatius nach Freising und waren dort bei ihm, bis sie alle wiederum nach Eichstätt kamen. Dort weihte der heilige Bonifatius Willibald zum Priester am 22. Juli (740), dem Geburtstage des heiligen Apollinaris und der heiligen Maria Magdalena.

Nachdem wieder ein Jahr vergangen war, ließ Bonifatius Willibald zu sich nach Thüringen kommen. Unverzüglich folgte er dem Befehl und kehrte auf der Reise im Hause seines Bruders Winnebald als Gast ein, den er seit beinahe neunzehn Jahren, nämlich seit er von Rom fortgezogen war, nicht gesehen hatte. Als die Brüder sich begegneten, freuten sich beide herzlich über das Wiedersehen. Nachdem aber Willibald nach Thüringen gekommen war, weihte ihn alsbald der Erzbischof

Bonifatius mit Burkhard (Bischof von Würzburg) und Witta (Bischof von Büraburg) zum Bischof. Willibald war damals einundvierzig Jahre alt, und es war zur Herbstzeit, ungefähr drei Wochen vor Sankt Martinstag (21. Okt. 741), als er zum Bischof geweiht wurde an dem Orte, der Sülzenbrücken (Sulzepruck) heißt.

Nachdem Willibald das Bischofsamt erlangt hatte, begann er in Eichstätt sofort ein Kloster zu bauen und ein Gemeinschaftsleben in der mönchischen Zucht, die er vordem beim heiligen Benedikt und an vielen anderen klösterlichen Niederlassungen kennengelernt hatte, nach diesen Vorbildern zu begründen und zunächst mit wenigen Mithelfern ein großes und weites Feld mit der Saat des Gotteswortes zu bestellen und der Ernte entgegen zu führen, und er wählte von allem, was er mit eigenen Augen gesehen hatte, das Beste aus, um allen seinen Untergebenen zu weisen, wie sie im Gottesworte, in Bekämpfung der Fehler, in Frömmigkeit, in Geduld und Enthaltsamkeit die rechte Grundlage des klösterlichen Lebens finden könnten.

Winnebald

Wie Winnebald in Thüringen und Bayern wirkte

Der heilige Winnebald war, als sein Bruder von Rom aus in das Morgenland zog, in Italien zurückgeblieben. Als er aber sieben Jahre von Hause fort war, begann er an die Heimkehr zu denken, hauptsächlich deshalb, weil er versuchen wollte, ob er nicht noch andere aus seiner Verwandtschaft für den Dienst Gottes gewinnen könnte. Er gelangte auch nach seinem Willen glücklich in seine Heimat, wurde von seinen Angehörigen mit großer Freude empfangen und begann nun, seine Brüder und Schwestern und andere aus seinem Geschlecht zu ermahnen, daß sie von dem sicheren Wege der Wahrheit nicht abirren, sondern vielmehr von dem schlüpfrigen Boden dieser Welt zu der engen Pforte des Paradieses auf dem rauhen und steilen Pfade der Gottesstreiterschaft emporzuklimmen trachten sollten. Mit solchen Ermahnungen durchzog er die Höfe und Häuser seiner Verwandten und wandte ihren Sinn von den weltlichen Händeln der Sorge um das ewige Heil zu. Dann nahm er aufs neue Abschied von den Seinigen und zog in Begleitung eines seiner Brüder wiederum nach Rom. So kam der Streiter Christi zum zweiten Male zu der Schwelle des heiligen Petrus und blieb eine geraume Zeit in der Stadt, indem er täglich zu festerer geistlicher Zucht und größerer Weisheit in weltlichen Dingen gelangte.

Als aber der treue und glückselige Jünger Christi, der heilige Bonifatius, ebenfalls die Kirche des heiligen Petrus aufsuchte (738) und sich dem Schutze des Herrn und seines Stellvertreters auf Erden empfahl, forschte er ringsum, wer wohl geeignet sei, die Schar der Gottesstreiter zu vermehren, und lud viele seiner Landsleute und auch andere fromme und gelehrte Priester ein, mit ihm zu ziehen und seine Genossen bei dem Bekehrungswerke zu sein. Als er erfuhr, daß Winnebald in der Stadt sei, suchte er ihn sogleich auf und redete ihm zu, daß er ihm bei seiner schweren Arbeit helfen und bei der Verwaltung des Bistums zur Seite stehen möge, er war nämlich durch Blutsverwandtschaft mit ihm verbunden. Winnebald gab ihm auch bereitwillig seine Zusage, rüstete sich dann unverzüglich, wie es der heilige Bonifatius gewünscht hatte, zur Abreise und nahm von seinem Bruder sowie von seinen Verwandten und Freunden Abschied, indem er sie mit beweglichen Worten bat, ihn ziehen zu lassen. Darauf brach er mit noch anderen Gefährten von Rom

auf. Sie zogen vereint durch das Land der Langobarden, über die steilen Alpen, durch viele bayerische Orte und die angrenzenden Gebiete weiter bis nach Thüringen. Dort ruhten sie die ermüdeten Glieder eine Weile aus. Dann ging Winnebald zu dem heiligen Bischof Bonifatius, wurde mit großen Ehren von ihm aufgenommen, und die beiden führten viele heilsamen Gespräche miteinander und vertieften sich zusammen in die Geheimnisse der heiligen Schriften.

Als aber einige Zeit vergangen war, wurde Winnebald, der in seiner Lebensführung sich streng an die klösterliche Regel hielt, von dem heiligen Bonifatius zum Priester geweiht, und seiner weisen Leitung wurden sieben Kirchen anvertraut, daß er ihnen vorstehe und den zu ihnen gehörenden Gemeinden den Weg zum Heile weise. In täglicher Betrachtung durchforschte er die heiligen Bücher. Er pflegte die Weissagungen der alten Propheten und die Erklärungen der Kirchenväter stets zur Hand zu haben, um aus ihnen einen Gewinn für seine eigene Tätigkeit zu ziehen, namentlich stand ihm die evangelische Überlieferung von dem Heiland ständig vor Augen, und das, was er für sich im Geiste bewegte, wurde mit Gottes Hilfe kundbar in seiner Predigt und in den guten Werken, die er tat. Als nun wieder einige Jahre vergangen waren, ging er zu dem Herzog Odilo von Bayern, um in seinem Lande die kirchlichen Sitten zu reinigen und zu stärken, und er wurde von ihm auch mit großen Ehren aufgenommen und reich beschenkt. Er suchte darauf die Gebote der Kirche im Lande wieder in Ansehen zu bringen und viele mächtige und reiche Leute, aber auch andere aus niederem Stande, die in einer unerlaubten Ehe lebten oder sich durch Unzucht befleckten oder anderen heidnischen Gebräuchen anhingen, nach Kräften von ihrer Verkehrtheit abzubringen. Arm und Reich bot er freigebig das Heilmittel seiner geistlichen Ermahnung dar, er fürchtete nicht die Mächtigen und erbarmte sich der Notleidenden. Denn die Natur hat alle Menschen gleich geschaffen, nur in ihren Verdiensten unterscheiden sie sich. Der heilige Diener Gottes hatte in dieser Zeit unter dem Herzog Odilo seine Wohnung in der Gegend, welche Nordvils* genannt wird und mühte sich sogleich, die Menschen, die unter seiner Botmäßigkeit standen, und alle, die seine Rede hören wollten und begreifen konnten, einem besseren Leben zuzuführen, und zog auch predigend nach anderen Landesteilen, um den Segen der evangelischen Lehre zu verbreiten.

* Nach einem Fluß (heute kleine Vils), südlich von Landshut.

Wie Winnebald Abt in Heidenheim wurde

Nachdem aber drei Jahre vergangen waren, verließ er das bayerische Land und ging zurück zu dem Bischof Bonifatius, von dem er ehrenvoll aufgenommen wurde. Er kam dann nach der Stadt Mainz und blieb dort eine Zeitlang, hoch gestellt im zeitlichen Leben, aber noch viel höher in seiner Anwartschaft auf das ewige Leben. Vielen vornehmen und gemeinen Franken, Männern und Frauen, teilte er die himmlische Speisung des Gotteswortes aus, den einen den süßen Nektar der göttlichen Geheimnisse, den anderen, deren Geist sie nicht aufzunehmen vermochte, als Schwachen und Gebrechlichen die Milch einfacherer Lehren. Einzelne schalt er hart, andere bekehrte er durch gütliches Zureden. So sorgte er, daß er bei allen für Gott einen Gewinn erzielte. Er übte selbst die größte Enthaltsamkeit, aber so im geheimen, daß Gott allein sie erkannte. Nie erhob er sich in menschlicher Eitelkeit, nie schlürfte er das Lob ein, noch ließ er sich durch Schmähungen zum Zorn reizen. Als ein rechter Gottesstreiter trug er den Eifer der Gerechtigkeit im Herzen und zeigte ihn offen den Sündern, um sie zu schrecken. Stets blieb er sich treu und verlor nie seine Selbstbeherrschung. Mit der Zeit aber begann er darauf zu sinnen, ob er nicht einen für seine Absicht geeigneten Ort finden könne, an dem er die Saat des Gotteswortes durch seiner Hände Arbeit bis zur Ernte bringen und die Ährenbündel in Scheuern bergen könnte. Er brach deshalb von Mainz auf und ging nach dem Kloster Eichstätt zu seinem Bruder Willibald, dort berieten die Brüder gemeinsam, wie Winnebald die Erfüllung seines Wunsches erreichen könnte. Dann brachen sie zusammen auf und kamen zu einem Ort, der Heidenheim heißt. Hier fanden sie die Stätte, die der Herr seinem Bekenner Winnebald bestimmt hatte, auf daß er dort für alle Zeit bleibe. Der wackere Gottesstreiter kaufte auf den Rat seines bischöflichen Bruders einen Teil des Feldes für die Niederlassung, weiteres gaben ihm später andere Leute zu eigen, um des Heiles ihrer Seele willen, indem sie ihre zeitlichen Güter mit ihm teilten, damit er ihnen dafür ein ewig dauerndes Gut verschaffe. Aber das Land war noch unbebaut und von Wald bedeckt. Der Knecht Gottes hieb deshalb die Bäume nieder, vertilgte das Gewürm, jätete das Unkraut, riß die Nesseln und Disteln aus, und nachdem er das Land so urbar gemacht hatte, schaffte er zunächst für wenige Menschen Behausungen. Dann erbaute er eine Kirche und gründete ein Kloster und lebte darin mit seinen Jüngern

nach der Regel, die er schon in seiner frühen Jugend frommen Sinnes aufgenommen und zu befolgen sich vorgesetzt hatte.

Wie aber der mutige Kämpfer in dem Schwalefeld sich ansiedelte, fand er darin viele Spuren heidnischer Irrlehren, und an manchen Stellen pflegten die Einwohner, durch des Teufels Tücke verführt, noch den Götzendienst. Einige trieben Weissagungen, andere hörten auf die Stimmen der Geister, wieder andere gaben sich mit Zauberei ab, und so waren im Volke viele abergläubische Gebräuche verbreitet. Manche lebten in Buhlerei, andere auch in Verwandtenehe, indem etwa ein Mann die Frau seines verstorbenen Bruders zur Gattin genommen hatte, und was noch schlimmer ist, viele, die als Priester der Kirche dienen sollten, gaben sich mehr einem unkeuschen Lebenswandel als ihrem geistlichen Amte hin und lebten mit Beischläferinnen zusammen. Gegen alle diese Mißbräuche wandte sich Winnebald mit zornigem Eifer, und er stritt Tag und Nacht unablässig gegen die Machenschaften des Teufels, und wenn es für die Betroffenen auch hart war, so brachte er doch viele Paare auseinander, die sich unrechtmäßig verbunden hatten. Darauf suchten andere, welche an diesen Gebräuchen festhielten, ihm in grimmiger Feindschaft Nachstellungen zu bereiten, sie trachteten ihn umzubringen und sein Kloster in Brand zu stecken. Aber der Mann Gottes ließ sich durch alle Anfeindungen nicht beirren, sondern er beharrte fest und treu auf Gottes Wegen und ließ nicht ab, das Volk durch seine Predigt von der heidnischen Verkehrtheit abzubringen. Indem er so weit und breit im Volke die heiligen Glaubenslehren verkündete, gewann er eine große Zahl von Seelen dem Herrn. Er machte sich die Klugheit der Schlange zu eigen, um gegen die Nachstellungen des Teufels mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Gotteswortes zu Felde zu ziehen. Aber er zeigte auch die Milde der Taube, indem er die Reuigen gnädig und gütig aufnahm. Vielen war er im Leiden ein Helfer, in der Not ein Bruder und führte voll Güte alle, die sich bekehren wollten, auf den rechten Weg der Wahrheit.

Der kluge Erzieher des Volkes war auch gleichzeitig ein treuer Hirte der Mönche, die Gott unter seine Obhut gegeben hatte, indem er sie mit der geistlichen und leiblichen Nahrung reich versorgte und Sorge trug, daß sie die Bisse der Wölfe nicht zerfleischten. Nachdem so viele Jahre vergangen waren, wurde Winnebald von einer großen Schwäche des Körpers befallen, und die Krankheit nahm immer zu. Er war schon früher

von der Blüte seiner Jugend an viele Jahre lang in dem Gebrauch seiner Glieder gehindert gewesen, aber in der letzten Zeit vor seinem Tode wurde er so schwach und elend, daß er kaum zu den nächsten Höfen gehen konnte. Einmal zog er nach Franken zu Megingoz und kam von dort nach Fulda, wo der heilige Bonifatius begraben liegt. Da packte ihn die Schwäche so, daß er drei Wochen zu Bett lag und man schon sein Ende nahe glaubte. Aber nach drei Wochen wurde sein Zustand besser, und er kam nach einem Hofe, dort mußte er aber wieder eine Woche bleiben, weil die Krankheit ihn heftig schüttelte. Darauf reiste er weiter nach der Stadt Würzburg und blieb dort bei dem Bischof Megingoz drei Tage, um dann wieder in sein Kloster zurückzugehen.

Da nun aber sein Geist viel reger war, als sein Körper es ertragen konnte, hegte er das inbrünstige Verlangen, nach dem Kloster des heiligen Benedikt zu ziehen und dort sein Leben zu beschließen. Er sandte deshalb einen Boten zu dem Abte des Klosters, der in seinem Namen fragen sollte, ob er in die Gemeinschaft der Brüder dort eintreten dürfte. Der Abt und die ganze Schar der Mönche versprachen ohne weiteres mit großer Ehrfurcht ihn aufzunehmen und bei sich zu behalten, ja sie baten dringend, daß er zu ihnen kommen möge. Darauf rüstete der hochwürdige Mann sich freudigen Mutes, dorthin überzusiedeln. Vorher aber bat er seinen eigenen Bruder und andere kluge und weise Männer, die ihm in Freundschaft verbunden waren, sie möchten zu ihm kommen und ihm ihren Rat geben. Als sie sich nun versammelt hatten und miteinander sprachen und er ihnen die geheimen Gedanken seines Herzens offenbarte, sagten sie sofort, es scheine ihnen besser, daß er wegen seiner körperlichen Schwäche und Krankheit da bleibe, wo er sich niedergelassen habe, und die Stätte, die er sich im Urwalde bereitet habe, nicht verlasse, damit seine Söhne im Geiste nicht ihres Vaters beraubt würden, sondern, wie er es begonnen habe, so solle er es fortführen, bis er mit dem Siegespreis seiner Tugenden in das ewige Leben eingehe. So redeten sie zu ihm und kehrten dann nach Hause zurück.

Wie Winnebald starb und begraben wurde

Es verging keine lange Zeit, da war der heilige Mann so schwach, daß er nicht mehr in die Kirche gehen konnte, sondern er ließ auf der einen Seite seiner Kemenate* einen Altar herrichten und las dort,

* Kemenate (Caminata) ist ein Gemach mit einem Kamin, also ein heizbares Zimmer.



wenn seine Krankheit es zuließ, die heilige Messe, wie er es täglich zu tun gewohnt war. Aber sein Körper, der durch die heimlichen Kasteiungen aufgezehrt war, versagte immer mehr den Dienst, und als er fühlte, daß der Herr seinen Knecht aus dieser Zeitlichkeit abberufen wollte, bat er seinen Bruder, zu ihm zu kommen. Unser Bischof Willibald ging darauf zu ihm und blieb bei ihm bis zu seinem Todestage. Als Winnebald sein Ende nahen fühlte, ließ er alle seine Brüder hereinrufen und redete so zu ihnen: „Meine Söhne und Brüder, führt euer Leben weiter, wie es Gottes Wille ist. Haltet die klösterliche Zucht in allen Stücken. Von dem Bande, das euch mit mir verband, löse ich euch, aber von der klösterlichen Ordnung, der ihr euch unterworfen habt, löse ich euch nicht, und ich kann euch nicht davon entbinden, sondern ihr sollt Gott auf die gleiche Weise weiterdienen, soweit es eure Kräfte zulassen. Alle Worte und Taten, durch die ihr den Gehorsam gegen mich verletzt habt, verzeihe ich euch, und was ich durch Wort und Tat gegen euch gefehlt habe, das verzeihet mir, und laßt mich den Weg aus dieser Zeitlichkeit im Frieden mit euch ziehen. Denn mein letzter Tag ist da, der meine Seele aus der Haft des Körpers löst und mir die Befreiung von aller Mühsal und den Lohn meines Dienstes im Solde des Herrn bringt." Und die Augen zum Himmel gerichtet sprach er: „In deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist." Und so, auf seinem Krankenlager gebettet, gab er seinen Geist auf.

Die Mönche nahmen seinen Leichnam auf, wuschen ihn und trugen ihn zu der Kirche, und die ganze Nacht hielten sie die Totenwacht, lobten den Herrn in Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern, geleiteten die von dieser Welt zu Gott emporziehende Seele des Entschlafenen mit ihren frommen Opfergaben und befahlen sie dem Herrn. Als es Morgen wurde, legten sie den Toten in einen Sarg und begruben ihn in der Kirche. Der Sarg, in den sie ihn legten, war schon viele Jahre vor seinem Heimgange aus Stein ausgehauen worden und hatte in seinem Hause gestanden und auf den Tag seines Todes gewartet. Der verehrungswürdige Bekenner Christi hatte aber den Tag seines Abscheidens, bevor er kam, vorausgewußt und den Jüngern verkündet und ihnen alles zuvor gesagt und angegeben, wie sie ihn mit seinem Priestergewande bekleiden sollten. So ging er zur ewigen Ruhe ein, eine Woche vor Weihnachten nach der Vesper am 19. Dezember (761). Er war bei seinem Tode sechzig Jahre alt und etwa seit zehn Jahren Abt.

Als aber unser Bischof Willibald sich anschickte, in Gemeinschaft mit dem ganzen Volke und den Scharen seiner Jünger eine größere Kirche zu bauen an der Stelle, wo der Leib des heiligen Bekenners Christi ruhte, damit an seinem Grabe noch lauter und feierlicher die Lobgesänge erschallten, maßen die Geistlichen mit den Bürgern vereint den für die neue Kirche bestimmten Platz aus. Dann gruben sie die Erde auf, schafften Steine herbei und stellten die Grundmauern fest und sicher her. Als sie damit fertig waren, fing mit einem Male in der Kirche die Glocke von selbst zu läuten an. Sie vernahmen voll Verwunderung den Klang, erblickten aber niemanden, der die Glocke zog. Da gaben sie Gott Lob und Preis. Nun fuhren sie eifrig fort mit dem Bau, bis sie in einem Zeitraum von drei Jahren ein stattliches Bethaus für den Allmächtigen errichtet hatten. Genau ein Jahr, nachdem sie den Leichnam des heiligen Bekenners Christi aufgenommen und unversehrt gefunden hatten, weihte Willibald die Kirche dem heiligen Erlöser aller Menschengeschlechter (am 24. September 778).

Lioba

Die sehr ansprechende Lebensbeschreibung der Lioba, der Äbtissin des Klosters in Tauberbischofsheim, rührt von dem Mönch Rudolf in Fulda her, der als Fortsetzer der Einhardschen Annalen bekannt und 865 gestorben ist. Er hat die Schrift etwa 836 abgefaßt, da der Mönch Mago, von dem er sagt, daß er seit fünf Jahren tot sei, 831 gestorben ist. Es ist zu dieser Schrift nur wenig zu sagen, da sie im übrigen für sich selbst spricht und der Verfasser auch in der Einleitung über seine Quellen genau berichtet hat. Dieser Bericht ist bezeichnend dafür, wie solche Lebensbeschreibungen zustande kamen. Er zeigt, daß ihnen sicher auch in anderen Fällen Aufzeichnungen zugrunde lagen, die nicht für die weitere Verbreitung bestimmt waren, sondern an dem Orte, wo sie abgefaßt waren, aufbewahrt wurden. Dazu kamen dann Erinnerungen, die sich mündlich fortpflanzten. Im ganzen scheint die Erzählung, abgesehen vielleicht von einzelnen wunderhaften Zügen, durchaus glaubwürdig. Liobas ursprünglichen Namen gibt der Verfasser als Thrutgeba an. Nach den uns erhaltenen Bonifatiusbriefen ist Lioba Abkürzung von Liobgitha und sie ist so auch in den Sterbelisten von Fulda genannt. Sie war eine Verwandte des Bonifatius von mütterlicher Seite. Das geht aus einem Brief hervor, den sie an Bonifatius in der Zeit zwischen 733 und 735 schrieb, während sie noch in ihrer Heimat war. Der Brief gibt einen deutlichen Eindruck von dem seltsam anmutigen Wesen dieser Frau. Sie schreibt: „Ich flehe deine Gnade an, daß du unserer früheren Freundschaft gedenken mögest, die dich seit langer Zeit mit meinem Vater im Westlande verband, dessen Name Dynne ist – er ist schon vor acht Jahren von dieser Welt geschieden – und für seine Seele zu Gott zu beten nicht ablehnest. Auch das Angedenken an meine Mutter empfehle ich dir, die Aebbe heißt und die mit dir wie du selber am besten weißt, durch verwandtschaftliche Bande verknüpft ist und noch unter argen Beschwerden lebt und gar sehr von Siechtum heimgesucht wird. Ich bin die einzige Tochter meiner Eltern und wenn ich dich, so unwürdig ich dessen bin, an Bruders Statt erhalten könnte, wäre ich sehr glücklich, weil ich zu keinem Menschen aus meinem Geschlechte solches Vertrauen habe wie zu dir. Ich habe gesucht, dir ein kleines Geschenk zu schicken. Wenn es auch nicht verdient, daß du gnädig darauf siehst, so bewahre es doch als Andenken an meine unbedeutende Person, damit nicht die weite Entfernung die Erinnerung an mich bei dir auslöscht. Das Band der wahren Liebe wird ja für alle fernere Zeit geknüpft. Ich bitte dich inständig, mein geliebter Bruder, daß du mich mit dem Schilde deiner Fürbitte wappnest gegen die Giftpfeile des heimlichen Versuchers. Ich bitte dich auch, daß du die Stümperhaftigkeit dieses Briefes entschuldigen mögest und mir einige Worte deiner Güte als Vorbild zu schreiben geruhest, die ich sehnlichst zu hören verlange."

Es ist zu vermuten, daß Bonifatius von da ab in dauernder Verbindung mit seiner Verwandten blieb, und als er ein Frauenkloster gründen wollte, wählte er sie als Äbtissin. Er soll sie nach den Berichten aus England herbeigerufen haben zu der Zeit, als Sturmi auf der Reise nach Italien war. Das wäre erst im Jahre 748 gewesen. Wir müssen annehmen, daß sie noch verhältnismäßig jung war und etwa um 710 geboren ist. Sie muß noch eine Reihe von Jahren nach dem Re-

gierungsantritt Karls des Großen gelebt haben, da sie mit der Königin Hildegard befreundet war und auch von einem Besuche, den sie ihr in der Pfalz zu Aachen machte, erzählt wird. Karl hatte Hildegard, eine alemannische Herzogstochter, als sie erst dreizehn Jahre zählte, im Jahre 771 nach der Verstoßung seiner ersten Frau Desiderata geheiratet. Lioba spielte bei ihr die Rolle einer mütterlichen Freundin, die der erst eben erwachsenen Königin in ihrer schwierigen Stellung helfend und beratend zur Seite stand. Hildegard ist schon im Jahre 783, also mit kaum fünfundzwanzig Jahren, gestorben. Die bereits betagte Freundin ist ihr im Tod vorangegangen und nach den Fuldaer Totenlisten im Jahre 780 gestorben. Das stimmt auch mit Rudolfs Bericht. Karl der Große war mit seiner Gemahlin im Jahre 779 in der Pfalz zu Aachen, und hierbei hat demnach der Besuch Liobas, von dem Rudolf erzählt, stattgefunden. Denn wie er angibt, ist Lioba bald darauf gestorben. Ihre Leiche wurde nach Fulda überführt und zunächst an derselben Stätte beigesetzt, an der auch die Gebeine des heiligen Bonifatius ruhten. Im Jahre 837 oder 838 wurden Liobas Überreste von Hraban nach dem Petersberg überführt, der etwa eine Stunde von Fulda entfernt liegt. Allerdings blieb im Laufe der Zeit davon nicht viel übrig. Schon Hraban gab Teile der Reliquien an eine Reihe von Klöstern und Kirchen ab. Als im Jahre 1613 das Grab nochmals geöffnet wurde, fanden sich nur spärliche Überreste. Von diesen wurde eine Partikel des Schulterblattes und außerdem noch eine Partikel, die in Fulda war, den Franziskanern übergeben, die sich in Tauberbischofsheim niederließen. Das alte Frauenkloster dort war bald eingegangen, vermutlich schon kurze Zeit, nachdem Lioba nach Schornsheim übergesiedelt war. Der Name Bischofsheim läßt erkennen, daß der Ort Bonifatius als Bischof von Mainz gehörte. Zur Unterscheidung von anderen Orten gleichen Namens wurde er später nach dem Flusse, an dem er liegt, Tauberbischofsheim genannt. Es war, wie aus der Erzählung hervorgeht, damals dort bereits eine größere Niederlassung vorhanden. Von den Frauen, die Rudolf nennt, wurde Thekla später Äbtissin in Kitzingen. Außerdem war wenigstens eine Zeitlang in Tauberbischofsheim eine Tante von Lullus, Kunihild, mit ihrer Tochter Bergitha. Kunihild scheint zurück nach England gegangen und dort gestorben zu sein. Von Bergitha sind ein paar nach dem Tode der Mutter geschriebene Briefe an ihren Bruder Baldhard voll verzweifelter Sehnsucht erhalten. Ein Brief von Bonifatius ist an sie zusammen mit Lioba und Thekla gerichtet. Auch Walburg, die Schwester Willibalds und Winnebalds, soll zeitweise in Tauberbischofsheim gelebt haben.

Vorwort des Verfassers

Im Begriffe, das Leben der glückseligen und verehrungswürdigen Jungfrau Lioba zu beschreiben, rufe ich ihren Bräutigam Christus an, unseren Herrn und Erlöser. Er möge mir gegen feindliche Gewalten Kraft und Sieg verleihen und mir die Gabe der Rede schenken, daß ich ihre Verdienste recht zu schildern vermöge. Denn ich habe nicht Kunde von allen ihren Taten, nur weniges ist durch ehrwürdige Männer

zu meiner Kenntnis gelangt, welche sich bemüht haben, es nach den getreuen Berichten einiger ihrer Schülerinnen, nämlich Agathe, Thekla, Nana und Coliba, jeder nach seinen Fähigkeiten, niederzuschreiben und der Nachwelt als Vorbild zu hinterlassen. Von diesen war der Mönch und Priester Mago, der vor fünf Jahren gestorben ist, mit den genannten Frauen sehr gut bekannt, er kam häufig zu ihnen und besprach sich oft mit ihnen über das Heil der Seele. Dieser hat einiges Erwähnenswerte von ihren Schicksalen kurz aufgezeichnet, aber reichlich unklar gelassen, weil er in dem Streben nach Kürze sich an manchen Stellen fast unverständlich ausdrückte. Das geschah, wie ich meine, deshalb, weil er, um nichts zu vergessen, alles sogleich aufzeichnete, wie er es hörte, in der Absicht, es später weiter auszuführen. Er hat aber nur seine Notizen hinterlassen, weil ihn ein frühzeitiger Tod daran hinderte, alles zu ordnen. Deshalb habe ich nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Geheiß meines Lehrers, des verehrungswürdigen Abtes Hraban, gesucht, alles, was von ihm auf einzelnen Zetteln notiert war, zu einer geschlossenen Darstellung zu runden. Außerdem habe ich, was ich aus den Berichten anderer Leute erfahren habe, hinzugefügt und für alle Wissensbegierigen in eine geordnete Folge gebracht. Denn es lebt noch eine ganze Reihe gottesfürchtiger Männer, die nicht bloß das, was von anderen schriftlich niedergelegt ist, so wie sie es von Älteren gehört haben, berichten, sondern auch noch einiges hinzuzufügen pflegen, was ich mit in dieses kleine Buch aufgenommen habe, damit ich nicht bloß das von Anderen Begonnene ordnete und vervollständigte, sondern auch einiges Eigene hinzufügte. An der Zuverlässigkeit der Berichte kann, wie ich meine, kein gläubiger Mensch Zweifel hegen, denn es bürgt dafür die Rechtschaffenheit der Zeugen, ebenso wie auch die Wunderkraft, die sich an dem Grabe der Entschlafenen offenbart. Aber bevor ich auf die bezeichnenden Züge ihres Lebens und ihres Charakters zu sprechen komme, scheint es angebracht, von ihrer Lehrerin und geistigen Mutter, die sie in Christus neu geboren und in den geistlichen Studien geleitet hat, einiges Wenige von vielem, was ich erfahren habe, zu erzählen, damit der Leser, wenn er die Tugenden der Meisterin erfährt, um so leichter den Taten der Schülerin Glauben schenke, die aus einer so erlauchten Schule hervorgegangen ist.

Auf der Insel Britannien, welche das Volk der Angeln bewohnt, liegt ein Ort, in der Landessprache Winbrunno (Winburn), das heißt Weinbrunn genannt, der wegen der Klarheit und des vortrefflichen Geschmackes der dort entspringenden Quelle den Namen erhalten hat. An diesem Orte wurden vor alter Zeit zwei Klöster von den Königen des Volkes erbaut, mit hohen und festen Mauern umgeben und ihnen durch zweckdienliche Anordnungen genügende Unterhaltsmittel verschafft. Das eine ist für Mönche, das andere für Nonnen bestimmt. Jedes von ihnen wurde von Anfang an nach einer solchen Ordensregel begründet, daß keines der Geschlechter in das andere Kloster kam. Niemals durfte eine Frau das Männerkloster oder ein Mann das Nonnenkloster betreten, mit Ausnahme der Priester, welche nur um die Messe zu lesen in die Kirche gingen und nach dem Schlußgebet sofort in ihre Behausung zurückkehrten. Jede Frau aber, welche der Welt entsagte und in das Kloster ging, durfte es nie wieder verlassen, wenn nicht ein stichhaltiger Grund vorlag. Selbst die Äbtissin sprach, wenn sie zum Nutzen des Klosters etwas nach außen anzuordnen oder aufzutragen hatte, durch das Fenster und entschied von da aus, was die Verhältnisse verlangten.

Diesem Kloster stand nach einigen anderen Äbtissinnen eine gottesfürchtige Jungfrau vor, mit Namen Tetta, die der weltlichen Herkunft nach von sehr vornehmem Geschlechte war, denn sie war eine Schwester des Königs, durch die Reinheit ihrer Sitten und den Glanz ihrer Tugenden aber noch viel mehr ausgezeichnet. Diese herrschte über beide Klöster mit großer Umsicht. Alles Gute und Heilige lehrte sie mehr durch ihr Beispiel als durch Worte, und durch ihre eigene Handlungsweise machte sie klar, was für das Heil der Seele dienlich sei. Die Strenge der Zucht aber, durch die dieser Ort sich vor anderen immer auszeichnete, hielt sie mit solcher Sorgfalt aufrecht, daß nie eine Frau zu den Mönchen kam und die Jungfrauen, mit denen sie beständig zusammenlebte, so unberührt von dem Umgange mit Männern blieben, daß nicht bloß den Laien und Geistlichen, sondern auch den Bischöfen der Zutritt zu ihnen verwehrt war. Von den vielen Zeugnissen ihrer Heiligkeit, welche die verehrungswürdige Jungfrau Lioba gerne zu erzählen pflegte, sollen nur zwei, aus denen sich auf alle übrigen schließen läßt, angeführt werden.

Wie Tetta für eine Nonne, die durch allzu große Strenge gefehlt hatte, nach ihrem Tode von Gott Vergebung ihrer Schuld erwirkte

In dem Frauenkloster lebte eine Nonne, welche wegen ihrer Selbstzucht und Enthaltsamkeit, die sie vor allen auszeichnete, häufig der Sitte nach zur Führung und Leitung der anderen berufen wurde. Aber sie war allzu rücksichtslos und hart gegen ihre Untergebenen und erweckte dadurch den Haß aller Nonnen, namentlich der jüngeren, gegen sich. Sie aber verachtete überheblichen Sinnes die allgemeine Betrübnis und die gegen sie gerichteten Vorwürfe, die sie durch Milde oft hätte lindern können, und verharrte in ihrer Strenge, so daß bis an das Ende ihres Lebens die gegen sie herrschende Empörung nicht aufhörte. Sie starb auch, ohne ihren Starrsinn abzulegen, und wurde im Klosterhof begraben. Auf ihrem Grabe wurde ein Erdhügel aufgeworfen. Aber auch nach ihrem Tode beruhigte sich der Haß der jüngeren Nonnen gegen sie nicht, so daß sie, wenn sie ihr Grab sahen, ihre Grausamkeit verfluchten, auf den Grabhügel stiegen, gleichsam den toten Leib mit Füßen traten, und zur Erleichterung ihres Schmerzes heftige Verwünschungen gegen die Tote ausstießen.

Als die Mutter der Nonnenschar, die verehrungswürdige Tetta, das erfuhr, tadelte sie die leichtfertige Anmaßung der jungen Mädchen, ging nach dem Grabe und sah, daß die Erde darauf sich um einen halben Fuß gesenkt hatte. Da erschrak sie sehr, denn sie erkannte daraus, daß Gottes gerechtes Gericht die Tote verworfen hatte. Sie rief daher alle Schwestern zusammen, schalt sie wegen der Grausamkeit und Herzenshärte, mit der sie das ihnen widerfahrene Unrecht nicht vergessen könnten und den Groll wegen der einmal gegen sie geübten allzu großen Strenge nicht endeten. Zur christlichen Vollkommenheit gehöre, auch gegen die Feinde friedfertig zu sein, sie aber liebten nicht ihre Feinde, sondern sie verfluchten auch noch nach ihrem Tode gottloserweise die Schwester, die sie bei ihren Lebzeiten gegen des Herrn Gebot gehaßt hatten. Sie ermahnte sie, von der Feindschaft abzustehen, der erlittenen Unbill nicht zu gedenken und Nachsicht zu üben, und wie sie wollten, daß ihre Schulden ihnen von Gott erlassen würden, so sollten auch sie die Kränkungen vergessen. Nach diesen Worten beschwor sie sie, für das Seelenheil der toten Schwester alles, was sie ihnen vor ihrem Tode angetan hatte, aus ihrem Herzen zu tilgen und mit ihr gemeinsam die göttliche Gnade für die Freisprechung der Toten anzurufen. Als alle darauf ihren Ermahnungen Gehör gaben,

setzte sie ein dreitägiges Fasten an und gebot einer jeden, durch Psalmensingen, Nachtwachen und Gebete sich um das Seelenheil der Verstorbenen zu bemühen. Am dritten Tage aber, als das Fasten vorüber war, schritt sie mit der ganzen Schar der Jungfrauen in die Kirche, und während diese die Litanei anstimmten und den Namen des Erlösers anriefen, warf sie sich selbst vor dem Altar auf die Knie und betete unter Tränen. Und als sie noch im Gebet verharrte, fing über dem Grabe die Erde an zu wachsen, und in demselben Augenblicke, als sie von dem Gebete aufstand, hatte das Grab die alte Gestalt wieder angenommen. Hieraus geht offenkundig hervor, daß auf das Gebet der heiligen Jungfrau Gottes Gnade die Seele der Verstorbenen freigesprochen hatte.

Von dem Wunder, das sich mit einem Kirchenschlüssel begab

Zu einer anderen Zeit geschah es, daß die Schwester, welcher die Fürsorge für die Kirche anvertraut war, als sie nach der Abendandacht zu Bett gehen wollte und die Tore der Kirche verschloß, alle Schlüssel, ohne es zu merken, verlor. Es waren deren, gemäß der Verschiedenheit der im Kirchenschatz aufbewahrten Dinge, eine ganze Menge, einige aus Silber, andere aus Erz oder Eisen, alle durch ein geschmiedetes Band miteinander verbunden. Als die Nonne aber aufstand, um das Zeichen zu der nächtlichen Andacht zu geben, und die Schlüssel nicht fand, um die Kirchentür aufzuschließen, zündete sie ein Licht an und durchsuchte alle Winkel, wo sie hoffen konnte, sie zu finden, und als ein einmaliges Suchen nicht genügte, begann sie es aufs neue. Nachdem sie dies nun mehrmals wiederholt hatte und sie doch die Schlüssel nicht finden konnte, ging sie zu der Äbtissin, welche in der gewohnten Weise vor den noch schlafenden Schwestern bereits die Andacht begonnen hatte, warf sich vor Angst zitternd ihr zu Füßen und offenbarte ihr demütig die Schuld ihrer Nachlässigkeit. Als die Äbtissin ihr Geständnis gehört hatte, erkannte sie sofort, daß dies eine Machenschaft des neidischen Teufels sei, rief die Schwestern zusammen und hielt die Vigilien und die Mette in einem anderen Gebäude ab. Darauf warf sie sich mit ihnen zum Gebete nieder und machte die Tücke des alten Feindes unverzüglich durch die Kraft des heiligen Gebetes kund. Denn während sie vor der Türe der Kirche beteten, zeigte sich mit einemmal ein toter Fuchs, in dessen Maul die verlorenen Schlüssel hingen. Darauf nahm die ehrwürdige Mutter die Schlüssel, hieß die Türe öffnen, betrat mit allen Nonnen,

deren damals etwa fünfhundert waren, die Kirche und dankte dem allmächtigen Gott in Hymnen und Lobgesängen, daß er seine Dienerinnen barmherzig erhört und dem böswilligen Feind die verdiente Niederlage bereitet habe. Denn der gesagt hat: Ich will meinen Thron setzen nach Mitternacht und werde gleich sein dem Allerhöchsten, ist durch seine Aufgeblasenheit den Tieren ähnlich geworden, und der sich Gott nicht demütig unterwerfen wollte, mußte sich, durch die demütigen Bitten der Mägde Gottes überwunden, in dem Bilde eines Fuchses zeigen. Damit möge nun genug über die Äbtissin Tetta gesagt sein. Nunmehr wollen wir uns dem Leben ihrer geistlichen Tochter Lioba nach unserem Vorhaben zuwenden.

Wie Lioba zur Äbtissin Tetta gebracht wurde

Liobas Eltern waren dem Stamme nach Angeln, dem Geschlechte nach adlig und beide gottesfürchtig und fromm. Ihr Vater hieß Dynne, ihre Mutter Ebba. Aber da sie unfruchtbar waren, blieben sie lange ohne Kinder. Als jedoch viele Jahre vergangen waren und sie schon betagt waren und jede Hoffnung auf Kinder aufgegeben hatten, sah einmal die Mutter Liobas im Traume eine Glocke in den Busenfalten ihres Gewandes liegen, und als sie mit der Hand daran rührte, begann sie zu läuten. Nachdem sie aufgewacht war, rief sie ihre alte Amme und erzählte ihr ihren Traum. Darauf sagte ihr die Frau hellseherischen Geistes: „Aus deinem Schoße werden wir noch eine Tochter hervorgehen sehen, die du schon jetzt dem Herrn weihen mußt, und wie Hanna Samuel darbrachte, daß er alle seine Tage im Tempel Gottes diene, so sollst du dieses Kind von klein an in den heiligen Wissenschaften unterrichten und in heiliger Jungfräulichkeit, solange sie lebt, Gott dienen lassen." Das gelobte auch die Frau und nach einiger Zeit empfing sie und gebar eine Tochter, die sie Thrutgeba nannte, mit dem Beinamen Lioba, weil sie ihre Liebe war. Als das Kind größer geworden war, weihte sie es Gott und übergab es der Mutter Tetta, damit sie es in der göttlichen Weisheit unterrichte. Der Amme aber, die ihr so große Freude vorausgesagt hatte, schenkte sie zum Lohne die Freiheit.

Das Mädchen wuchs nun heran und wurde von der Äbtissin und allen Schwestern mit solcher Sorgfalt erzogen, daß sie nichts anderes als das Kloster und die Beschäftigung mit der göttlichen Lehre kennenlernte. An keinen unpassenden Scherzen erfreute sie sich, und niemals ließ man sie

sich in das leere Geschwätz junger Mädchen mischen, sondern, von Sehnsucht nach Christus entbrannt, hatte sie den Geist immer darauf gerichtet, das Wort Gottes zu lesen oder zu hören und das Gehörte oder Gelesene ihrem Gedächtnis einzuprägen. Mit Speise und Trank hielt sie es so, daß sie Leckerbissen verschmähte und über das hinaus, was ihr gegeben wurde, nie etwas verlangte. Wenn sie nicht las, arbeitete sie mit der Hand, was ihr aufgetragen war. Sie verwendete aber mehr Mühe auf die Beschäftigung mit den heiligen Schriften als auf die Handarbeit. Wie sie nun so ihr Leben hinbrachte, wurde sie von allen Schwestern reinen Herzens geliebt, lernte von allen, gehorchte allen und erlangte einer jeden besondere Gunst durch stetige Nacheiferung. Der einen strebte sie in Enthaltsamkeit, der anderen in Freundlichkeit, der dritten in Milde, einer anderen in Geduld, wieder einer anderen in Sanftheit nach. Dieser suchte sie in Nachtwachen, jener im Leseeifer zu folgen. Besonders befleißigte sie sich der Nächstenliebe, da sie wußte, daß ohne sie alle anderen Tugenden nichts sind.

Wie sich Lioba in einem Traumgesicht ihre künftige Bestimmung offenbarte

Während sie durch solche Tugendübungen von Tag zu Tag mehr ihren Geist zur himmlischen Vollkommenheit emporbildete, sah sie eines Nachts im Traume etwas wie einen roten Faden aus ihrem Munde hängen. Wie sie ihn mit der Hand faßte und herausziehen wollte, wurde er immer länger, als ob er aus ihren Eingeweiden hervorkäme. Als aber der herausquellende Faden schon die ihn zusammenraffende Hand füllte und immer noch am Munde hing, wickelte sie ihn zu einem runden Knäuel auf. Wie sie sich noch damit fieberhaft abmühte, wachte sie durch das Angstgefühl auf und begann nun bei sich nachzudenken, was der Traum wohl bedeuten könne. Sie merkte nämlich, daß ihr nicht ohne Grund das Gesicht erschienen sei und darunter ein Geheimnis verborgen sein müsse. Es war nun in dem Kloster eine Schwester von reifem Alter, von der man wußte, daß sie die Gabe der Weissagung hatte, weil schon oft etwas, was sie vorausgesagt hatte, eingetroffen war. Lioba wagte ihr aber ihren Traum nicht selbst zu erzählen, sondern teilte ihn von Anfang bis zu Ende einer ihrer Schülerinnen mit und sagte ihr, sie solle zu der Nonne gehen, ihr das Traumgesicht darstellen, als ob sie es selbst gehabt hätte, und sie bitten, ihr zu sagen, wie sie es deute. Das Mäd-

chen ging denn auch hin und tat, wie ihre Lehrerin sie geheißen hatte. Als sie nun den Traum erzählt hatte, als ob sie selbst ihn gehabt hätte, antwortete die der Zukunft kundige Schwester voll Entrüstung: „Das Gesicht ist wahr und deutet auf eine gute Zukunft. Warum lügst du aber und sagst, daß es dir selbst erschienen sei? Denn das paßt nicht auf dich, sondern auf Gottes Erwählte und Geliebte." (Damit wollte sie auf die Jungfrau Lioba hindeuten.) „Ihr", fuhr sie fort, „hat sich dieses gezeigt, zu ihrer Heiligkeit und Weisheit paßt es. Der Faden nämlich, der durch ihren Mund aus ihrem Inneren hervorging, ist die Lehre der Weisheit, die durch ihre Stimme aus ihrem Herzen quillt. Daß er aber ihre Hand füllte, bedeutet, daß sie alles, was sie mit dem Munde lehrt, durch ihre Werke zur Wahrheit macht. Der Knäuel ferner, zu dem sie den Faden aufwickelte, bedeutet das Geheimnis des göttlichen Wortes, das durch ihren Mund und ihre Taten zu einem Ganzen gerundet wird. Durch diese Zeichen offenbart Gott, daß deine Lehrerin durch Wort und Beispiel vielen nützen wird. Das wird aber geschehen fern von diesem Ort, unter anderen Völkern, zu denen sie ziehen wird." Daß diese Deutung des Traumes richtig war, zeigte denn auch die Zukunft.

Wie der heilige Bonifatius Lioba zu sich berief

Es wurde nämlich zu dieser Zeit, als die heilige Jungfrau Lioba in dem Kloster war, der heilige Märtyrer Bonifatius von dem Papste Gregor, der auf den Papst Konstantin gefolgt war, zum Bischof geweiht und, um das Wort Gottes zu verkünden, zu den Völkern Germaniens gesandt. Da nun dieser eine reiche Ernte und die Völker zum Glauben bereit fand, aber wenig Arbeiter hatte, die mit ihm den Acker des Herrn bestellen konnten, schickte er in das Land der Angeln, aus dem er selbst stammte, Abgesandte und Briefe und rief aus den verschiedenen Graden der Geistlichkeit mehrere herbei, die der göttlichen Gesetze kundig und durch Charakter und Lebenswandel zur Verkündigung von Gottes Wort geeignet waren, um mit ihrer Hilfe die ihm gewordene Sendung zu erfüllen. Er gewann auch einen großen Teil Germaniens durch seine heilbringende Lehre und die Wunder seiner Tugenden für Christus. Indem er täglich die Menge der Völker mit den Segnungen des Glaubens erfüllte, ergoß sich sein göttliches Wort nicht allein in den Kirchen, sondern auch in den Dörfern und Burgen so überreich, daß die Gläubigen durch seine ständigen Ermahnungen gefestigt, die Verirrten auf

den rechten Weg gebracht wurden und die Heiden, über den rechten Glauben belehrt, massenweise herbeiströmten, um sich taufen zu lassen.

Als nun der heilige Mann sah, wie Gottes Kirche wuchs, suchte er einen doppelten Weg zur Förderung des Glaubens, indem er sowohl für Mönche wie für Nonnen Klöster zu bauen begann. Da er nun für beide eine geeignete Leitung brauchte, schickte er seinen Jünger Sturmi nach dem Monte Cassino, damit er dort die Regel des heiligen Benedikt und das mönchische Leben kennenlerne und als künftiger Lehrer zuerst Schüler werde und in der Unterwerfung erfahre, wie er anderen befehlen müsse. Ebenso sandte er auch in seine Heimat durch Boten einen Brief an die Äbtissin Tetta, in dem er sie bat, zu seiner Hilfe ihm die Jungfrau Lioba zu schicken, denn der Ruf von der Heiligkeit des Mädchens und die Kunde von ihren Tugenden war weit in die Ferne gedrungen, und vieler Leute Mund war ihres Ruhmes voll. Die Mutter des Klosters empfand es sehr schwer, daß sie von ihr scheiden sollte. Aber sie konnte doch der göttlichen Fügung sich nicht widersetzen und ließ sie zu dem heiligen Manne ziehen, wie er es gewünscht hatte. Der nahm sie mit großer Verehrung auf und gewann sie lieb nicht bloß wegen der Verwandtschaft, die ihn von Mutterseite her mit ihr verknüpfte, sondern mehr noch wegen der Heiligkeit ihres Lebens und der Fülle ihrer Weisheit, die, wie er wußte, viele durch Wort und Beispiel fördern werde.

Wie Lioba Äbtissin des Klosters in Bischofsheim wurde

Er richtete nun seinen Absichten gemäß die Beaufsichtigung und regelrechte Leitung der Klöster ein. Den Mönchen gab er Sturmi als Abt. Lioba aber sollte die geistliche Mutter der Nonnen sein, und er baute ihr ein Kloster an dem Orte, der Bischofsheim genannt wird. Dort sammelte sich eine nicht geringe Zahl von Mägden Gottes, die nach dem Beispiel ihrer heiligen Lehrerin in den geistlichen Wissenschaften unterwiesen wurden und in deren Kenntnis solche Fortschritte machten, daß mehrere von ihnen später selbst Lehrerinnen wurden, so daß in jenen Gegenden kein Frauenkloster war, welches nicht die Zöglinge jenes Klosters für ihre Schule herbeiwünschte. Lioba war nämlich eine Frau von ausnehmender Tüchtigkeit und von solcher Beharrlichkeit in dem einmal begonnenen Vorhaben, daß sie nicht an ihre Heimat und Angehörigen dachte, sondern nur danach strebte, sich vor Gott untadelhaft zu erweisen und allen ihr Untergebenen in Wort und Werk den

Weg des Heils zu zeigen. Dabei war nichts von Stolz und Anmaßung in ihr, sondern ohne Rücksicht auf die Person zeigte sie sich gegen alle wohlwollend und willfährig. Sie war wie ein Engel anzusehen, lieblich war ihre Rede, klar ihr Geist, groß ihre Einsicht, fest ihr Glaube, geduldig ihre Hoffnung und stark ihre Liebe. Wenn sie auch immer ein frohes Angesicht zeigte, so artete sie doch nie in allzu große Lustigkeit aus. Eine Verwünschung hat nie jemand aus ihrem Munde gehört. Über ihren Zorn ist die Sonne niemals untergegangen. In Speise und Trank war sie selbst äußerst mäßig, während sie anderen reichlich gab. Deswegen wurde auch der Becher, aus dem sie trank, von den Schwestern wegen seiner Kleinheit Liobas Luzzil, „Liobas Kleines" genannt.

Von den christlichen Tugenden der heiligen Lioba

Sie war stets so vertieft in die Bücher, daß, wenn es nicht Gebetszeit war oder sie durch Speise oder Schlaf ihren Körper stärkte, sie niemals die Blätter der göttlichen Weisheit aus der Hand legte. Denn wie sie von Kindheit an in den Grundlehren der Grammatik und den übrigen freien Künsten unterrichtet war, so suchte sie durch einbohrendes Nachdenken eine immer größere Vollkommenheit in der geistlichen Wissenschaft zu erreichen, und bei ihr vereinigten sich Anlage und Fleiß, um sie den Gipfel der Gelehrsamkeit erreichen zu lassen. Sie durchforschte mit scharfem Geiste die Schriften des Alten und Neuen Testamentes und prägte die göttlichen Lehren ihrem Gedächtnis ein. Aber auch die Worte der heiligen Väter und die Bestimmungen der Kirchengesetze und die Rechtsordnung des ganzen geistlichen Standes lernte sie vollständig kennen. Sie bewahrte bei allem, was sie tat und anordnete, große Geistesklarheit und dachte stets an das Ziel ihres Tuns, damit nicht ein unbesonnenes Beginnen sie später gereue. Und weil sie wußte, daß um zu lernen und lehren eine bestimmte Anspannung des Geistes nötig ist, hielt sie stets in den Nachtwachen und anderen Andachtsübungen ein gewisses Maß. So pflegten auch sie selbst und alle ihr untergebenen Schwestern den ganzen Sommer hindurch nach dem Mittagessen eine kurze Zeit der Ruhe, und sie gestattete es keiner, wenn sie unklugerweise wach bleiben wollte. Sie sagte nämlich, wenn man den Schlaf kürze, verkürze man auch den Verstand, namentlich für das wissenschaftliche Studium. Sie hatte jedoch die Gewohnheit, wenn sie nachts oder mittags schlief, an ihrem Bett die Heilige Schrift lesen zu lassen. Dieses

Amt übten die jüngeren Mädchen ohne Beschwerde abwechselnd aus, und wunderbar, sie konnten keinen Satz und kein Wort beim Lesen auslassen, ohne daß es sogleich von ihr, wenn sie auch schlief, bemerkt wurde. Denn wie die Mädchen, denen das Amt des Lesens zugefallen war, später selbst berichteten, versuchten sie öfter, wenn sie die Äbtissin in tiefem Schlafe glaubten, mit Absicht beim Lesen einen Fehler zu machen, aber niemals kamen sie unertappt davon. Es ist auch nicht wunderbar, daß selbst im Schlafe die nicht getäuscht werden konnte, deren Herz der besaß, der in seiner Hut über Israel nie schläft, und die mit der Braut im Hohen Liede von sich sagen konnte: Ich schlafe, und mein Herz wacht (H. L. 5, 2).

Die Tugend der Demut übte sie so streng, daß sie, die allen anderen vorstand, sich selbst in ihrem Herzen für die letzte hielt und das nicht bloß in Worten kundtat, sondern auch in ihrem ganzen Verhalten zeigte. Gastfreundschaft übte sie mit besonderem Eifer. Allen, ohne Ansehen der Person, öffnete sie ihr Haus und rüstete ihnen, selbst enthaltsam, ein reichliches Mahl. Allen wusch sie die Füße mit eigenen Händen, den alten Gebrauch sorgsam bewahrend.

Wie eine Jungfrau des Klosters schuldlos verdächtigt wurde

Während nun so die Jungfrau Christi alles tat, womit sie die Liebe der Menschen gewann, bestürmte der Teufel, der Feind aller Christen, der sich ärgerte, daß ein solcher Glanz der Tugend sie umstrahlte und ihre Schülerinnen in der klösterlichen Zucht so vortreffliche Fortschritte machten, diese unablässig mit schmutzigen Gedanken und Anreizungen der fleischlichen Begierde und versuchte, ob er nicht eine von ihnen von dem Pfade der Tugend ablenken könne. Als er aber sah, daß seine Versuche an den Gebeten und Fasten der keuschen Jungfrauen scheiterten, versuchte es der listige Feind mit anderen Mitteln und trachtete wenigstens ihren guten Ruf durch Verleumdungen zugrunde zu richten, weil er ihre Reinheit selbst durch seine bösen Einflüsterungen nicht trüben konnte. Es war da eine lahme Bettlerin, die an dem Tore des Klosters lag und um Almosen bat. Ihr wurden täglich von dem Tische der Äbtissin Speisen gereicht und von den einzelnen Nonnen Kleider gegeben, und auch alles andere, was sie brauchte, wurde ihr um der göttlichen Liebe willen gewährt. Es geschah aber, daß sie, durch die Eingebungen des Teufels verführt, der Schmach der Unzucht anheimfiel. Und da nun

ihr Leib anschwoll und sie ihren Zustand nicht länger verbergen konnte, verdeckte sie ihre Schuld durch eine vorgetäuschte Krankheit. Als aber die Stunde ihrer Niederkunft gekommen war, hüllte sie das Kind in Tücher und setzte es in dem Stauweiher des Flusses, der mitten durch den Ort floß, zur Nachtzeit aus, indem sie so auf ihre erste Schuld eine neue, nämlich auf die Unzucht den Kindsmord häufte. Als aber am Morgen eine Frau kam, um Wasser zu schöpfen, sah sie den Leichnam des Kindes und lief voll Entsetzen davon. Sie stürzte schreiend durch das ganze Dorf und schmähte die heiligen Jungfrauen, indem sie entrüstet sagte: „Das ist eine keusche Gesellschaft und ein schönes Nonnenkloster! Die Jungfrauen, die den Schleier tragen, bringen Kinder zur Welt und spielen mit der Mutter zugleich den Priester und taufen gleich selbst das Wurm, das sie geboren haben. Nicht um die Mühle zu treiben, habt ihr Bürger das Wasser aufgestaut, sondern, ohne es zu wissen, für diese neue und unerhörte Taufe. Nun gehet hin und verlangt, daß die, denen ihr den Ehrentitel Jungfrauen zu geben pflegtet, die Leiche des Kindes aus dem Fluß nehmen und das Wasser wieder brauchbar machen sollen. Sehet zu, welche der Nonnen im Kloster fehlt, und erkennet daran, wer das Verbrechen begangen hat." Diese Rede brachte das ganze Volk in Aufruhr. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes lief es wie zu einem Schauspiel nach dem Wasser, und wie es das tote Kind sah, schauderte es vor der Untat zurück und verfluchte die heiligen Jungfrauen.

Als aber die Äbtissin den Lärm hörte und erfuhr, was geschehen war, rief sie die Schwestern zusammen, setzte ihnen die Sache auseinander, und sie erfuhr, daß keine von den Nonnen fehlte außer der Agathe, welche vor wenigen Tagen von ihren Eltern gerufen war und mit dem Urlaub der Äbtissin aus irgendeinem dringenden Grunde nach Hause gefahren war. Es wurde nun ein Bote ausgeschickt und die Abwesende ohne Verzug zurückgerufen, weil die Äbtissin die Schande eines solchen Vorwurfes nicht länger tragen konnte. Als sie gekommen war und hörte, welches Verbrechen ihr vorgeworfen wurde, blickte sie auf zum Himmel, seufzte und sprach: „Allmächtiger Gott, der du alles weißt, bevor es geschieht, und dem kein Geheimnis verborgen ist, der du die Susanna, die auf dich vertraute, von der falschen Anschuldigung befreit hast, zeige dein Erbarmen an dieser Schar, die in deinem Namen sich vereinigt hat, und dulde nicht, daß sie wegen meiner Sünden in einen schimpf-

lichen Verdacht kommt. Den aber, der diesen Frevel begangen hat, offenbare zum Ruhm und Preise deines Namens vor aller Welt." Als dies die verehrungswürdige Mutter hörte, war sie schon von der Unschuld des Mädchens überzeugt, hieß alle Nonnen in die Kapelle gehen und, die Arme in Kreuzesform ausgestreckt, sich aufstellen, bis die Psalmen gesungen waren. Darauf mußten sie dreimal am Tage, zur dritten, sechsten und neunten Stunde, mit der wehenden Kreuzesfahne unter Litaneien durch das Kloster ziehen und für ihre Rechtfertigung das göttliche Erbarmen anrufen. Nachdem sie dies bereits zweimal getan hatten und nun alle um die neunte Stunde in die Kirche traten und das ganze Volk gleichfalls versammelt war, trat die heilige Jungfrau vor den Altar, und vor dem Kreuze stehend, welches schon zu dem dritten Umgang aufgenommen werden sollte, reckte sie die Hände zum Himmel empor und unter Klagen und Tränen betete sie, indem sie sprach: „Herr Jesus Christus, König der Jungfrauen, Schützer der Unschuld, unüberwindlicher Gott, zeige deine Kraft und befreie uns von dieser Schande, denn die Freveltaten ruchloser Menschen sind auf unser Haupt gefallen." Wie sie dies gesprochen hatte, wurde die elende Bettlerin, die gleichzeitig die Beute und die Helferin des alten Feindes war, vom Geiste gepackt, und als ob sie Flammen umzüngelten, rief sie den Namen der Äbtissin an und gestand das Verbrechen, das sie begangen hatte. Als ihr Geschrei zum Himmel drang, erstaunte das ganze Volk über dieses Wunder, die Mägde Gottes weinten vor Freude, und von allen wurde wie aus einem Munde das Verdienst der Jungfrau Lioba und die Macht des Erlösers verkündet. So geschah es, daß der jungfräuliche Name, den der Teufel in üblen Ruf bringen wollte, in noch hellerem Glanze erstrahlte und überall noch lauter gepriesen wurde. Jene Elende konnte aber nicht geheilt werden, sondern bis zu ihrem Lebensende behielt der böse Feind sie in seinen Krallen.

Wie Lioba zweimal den Ort auf wunderbare Weise vor großer Gefahr errettete

Zu einer anderen Zeit, als Lioba in der gewöhnlichen Weise ihre Schülerinnen versammelt hatte, um mit ihnen die Heilige Schrift zu lesen, brach auf einer Seite des Dorfes eine Feuersbrunst aus, die, nachdem die nächstliegenden mit Stroh oder Schilf gedeckten Häuser bereits abgebrannt waren, durch den Wind in der Richtung nach dem Kloster

zu herübergetrieben wurde und, da das Feuer zunahm, nicht allein den Gebäuden, sondern auch dem Vieh und den Menschen gefährlich zu werden drohte. Da erhob das vor Angst zitternde Volk in seiner Verwirrung ein großes Geschrei, lief zur Äbtissin und bat sie, daß sie der drohenden Gefahr durch ihr heiliges Gebet begegnen möge. Da Lioba festen Sinnes war, ließ sie sich trotz der allgemeinen Verwirrung in ihrem Glauben nicht erschüttern, sondern befahl, daß aus dem oberen Lauf des Flusses, der mitten durch das Kloster floß, ihr in einer Schale Wasser gebracht werde. Als dies geschehen war, streute sie von dem Salz, das der heilige Bonifatius geweiht hatte und das sie ständig bei sich trug, hinein und sprach: „Geht und schüttet dies Wasser wieder in den Fluß, das ganze Volk soll dann von dieser Stelle an abwärts Wasser schöpfen und es in die lodernden Flammen gießen." Als die Leute dies taten, brach die Gewalt des Feuers, als ob es durch einen Platzregen vom Himmel her erstickt sei, so daß es kein weiteres Gebäude erfaßte. Alles Volk staunte über das Wunder und pries Gott, der um des Glaubens und des Gebetes seiner Dienerin willen sie gnädig von solcher Gefahr befreit hatte.

Ebenfalls um Liobas Verdienste willen wurde, wie ich nicht zweifle, eine andere Gefahr abgewendet. Eines Tages brach nämlich ein heftiges Unwetter aus, der Donner krachte, die Blitze zuckten, die Winde stürmten und eine Finsternis deckte den Himmel, als ob es Nacht wäre. Das Volk erschrak und trieb zuerst das Vieh, damit es nicht zugrunde gehe, unter das schützende Dach. Als aber die Gefahr größer wurde und auch das Leben der Menschen bedrohte, stürzten alle aus Angst vor dem Tode in die Kirche, schlossen das Tor und erwarteten zitternd das schreckliche Gericht Gottes, das zu nahen schien. Wie sie nun verwirrt umherliefen und durcheinander schrien, trat die heilige Jungfrau herzu und gebot ihnen Ruhe, sie versprach ihnen, es solle ihnen kein Leid widerfahren, und hieß sie mit ihr beten. Sie selbst warf sich mit dem ganzen Leibe vor dem Altar zu Boden. Inzwischen tobte der Sturm und die Dächer der Häuser hielten die Gewalt der Winde nicht aus, die Erde erzitterte von den unaufhörlichen Blitzschlägen. Die dichte Finsternis und das unaufhörliche Aufleuchten der Blitze vor den Fenstern flößte den Furchtsamen einen gewaltigen Schrecken ein. Von Entsetzen gepackt, lief das Volk zu dem Altar und wollte die heilige Jungfrau aus ihrem Gebete aufrütteln, damit sie der Gefahr entgegentrete. Als erste redete ihre Verwandte Thekla sie mit den Worten an: „O Liebe,

Liebe, auf dir ruht die Hoffnung des Volkes. Stehe auf und rufe für uns deine Herrin, die heilige Gottesmutter an, daß ihre Fürbitte uns von der Gefahr dieses Unwetters befreie." Darauf stand Lioba auf, und als ob sie zu einem Wettkampfe gerufen würde, warf sie die Kappe ab, die ihr Haupt bedeckte, und öffnete voll Zuversicht das Tor der Kirche, und auf der Schwelle stehend, schlug sie das Zeichen des Kreuzes und hielt dem rasenden Sturm den Namen des höchsten Herrn entgegen. Die Hände zum Himmel ausgestreckt, rief sie dreimal die Gnade Christi an und flehte, daß er auf die Fürbitte der heiligen Jungfrau Maria seinem Volke Hilfe bringe. Alsbald zeigte sich Gottes Macht, der Donner schwieg, Gegenwinde spalteten die dichte Wolkendecke in zwei Teile auseinander, die Finsternis wich, die Sonne leuchtete aufs neue und Stille und Ruhe kehrten zurück. So offenbarte Gottes Allmacht die Verdienste der ihm treu dienenden Magd und gab dem Volke die unverhoffte Befreiung von seiner Angst und Gefahr.

Wie die heilige Lioba eine Kranke heilte

Noch eine andere ihrer Wundertaten muß ich erzählen. Eine von den Schwestern des Klosters, mit Namen Williswind, die durch keusches und sittenreines Leben sich auszeichnete, wurde von einer schweren Krankheit befallen. Sie hatte nämlich das Leiden, welches die Ärzte Hämorrhoiden nennen und wurde durch Blutfluß aus den geheimen Körperteilen und Schmerzen im Leibe gequält. Das Übel wuchs von Tag zu Tag und ihre Körperkräfte schwanden so, daß sie sich nicht mehr auf die andere Seite legen, nicht aus dem Bett aufstehen und nicht, ohne gestützt zu werden, gehen konnte. Da sie nun des üblen Geruches wegen nicht in dem gemeinsamen Schlafgemach der Nonnen bleiben konnte, erbaten und erhielten ihre Eltern, die in der Nähe wohnten, die Erlaubnis, sie auf eine Bahre zu legen und über den Fluß, welcher die Tauber heißt, in ihr Haus zu tragen. Bald darauf nahm die Krankheit so zu, daß es bereits mit ihr zu Ende zu gehen schien. Schon waren die Glieder abgestorben, und nur in ihrem Leibe pulste noch der Lebenshauch. Da wurde die Äbtissin von den Eltern gebeten, die Kranke zu besuchen und durch ihr Gebet Gott ihren Heimgang zu empfehlen. Lioba kam, trat an das Bett, das eine Menge von Nachbarn weinend umstand, und hieß die Decke abnehmen, denn sie war nach der Sitte schon mit dem Leichentuch bedeckt. Als dieses abgenommen war, strich sie ihr

mit der Hand über die Brust und sprach: „Weinet nicht, die Seele ist noch im Körper." Sie schickte dann nach dem Kloster, hieß eilends einen kleinen Löffel bringen, dessen sie sich selbst bei Tisch zu bedienen pflegte, segnete die Milch, die ihr gebracht wurde, und flößte der Kranken einen Tropfen davon mit dem Löffel ein. Bei der bloßen Berührung kräftigte sich ihr Hals und ihr Leib derart, daß sie sogleich die Zunge zum Sprechen und die Augen zum Sehen rührte, und mit solcher Schnelligkeit half ihr das himmlische Heilmittel, daß sie am folgenden Tage Speise zu sich nahm und die Kräfte wiedererlangte und schon vor dem siebenten Tage auf eigenen Füßen zum Kloster ging, aus dem sie vorher in der Sänfte herausgetragen war. Sie lebte später noch viele Jahre und blieb nach dem Heimgange der ehrwürdigen Jungfrau im Lande der Thüringer bis zu den Zeiten des Frankenkönigs Ludwig gesund und wohlbehalten im Dienste des Herrn.

Wie der heilige Bonifatius vor seiner letzten Fahrt nach Friesland von Lioba Abschied nahm

Inzwischen rüstete sich der heilige Erzbischof Bonifatius, nach Friesland zu ziehen und dem Volk, das noch den heidnischen Gebräuchen anhing und an der Seuche des Unglaubens litt, mit dem Heilmittel des Gotteswortes zu nahen, und er berief seinen Schüler Lul, der ihm später im Bistum nachfolgte, und gab ihm in allen Einzelheiten an, was er nach seinem Scheiden tun sollte. Er empfahl ihm die Fürsorge für die Gläubigen, die Austeilung der Predigt und den Weiterbau der Kirchen, den er an verschiedenen Orten begonnen hatte, insbesondere aber trug er ihm auf, in dem Kloster Fulda, das er mit Ermächtigung des Papstes Zacharias und mit Begünstigung des Königs Karlmann in der gewaltigen Einöde des Buochunnawaldes erbaut hatte, da die dort wohnenden Mönche arm waren und ohne fremde Hilfe allein von ihrer Hände Arbeit leben mußten, die schon gegründete Kirche zu vollenden und nach seinem Tode seinen Leichnam dorthin zu bringen. Nachdem er ihm diese und andere Aufträge gegeben hatte, rief er auch die Jungfrau Lioba zu sich und ermahnte sie, die Stätte ihres Wirkens nicht zu verlassen und in dem einmal gefaßten Vorsatz nicht zu ermatten, sondern täglich das begonnene gute Werk mit allem Eifer fortzuführen. Er sagte ihr, sie solle die körperliche Schwäche nicht achten und an ihr vorgeschrittenes Alter nicht denken, nicht den Pfad der Tugend für zu steil und die Mühe,

zum Ziele zu gelangen, für zu groß halten, denn die Spanne dieser Zeitlichkeit sei gering im Vergleich zu der Ewigkeit, und die Leiden dieses Lebens nichts gegenüber der künftigen Glückseligkeit, die uns erwartet. Er empfahl sie auch dem Bischof Lul und den Ältesten des genannten Klosters, die zugegen waren, hieß sie ihr Ehre und Achtung erzeigen und kündete es als seinen Wunsch, daß nach ihrem Tode ihr Körper bei seinen Gebeinen in demselben Grabe zur Ruhe gebettet werden sollte, damit sie zusammen den Tag der Auferstehung erwarteten, nachdem sie mit gleichem Wollen und Streben in ihrem Leben Christus gedient hatten. Darauf übergab er ihr zum Angedenken seine Kutte, indem er sie nochmals beschwor, die Stätte ihres Wirkens nicht zu verlassen. Und nachdem er alles vorbereitet hatte, was zu der Reise nötig war, zog er nach Friesland. Dort gewann er einen großen Teil des Volkes für den christlichen Glauben und krönte seine Mühen mit einem ruhmreichen Märtyrertod, und sein Körper wurde nach Fulda gebracht und dort, wie er es angeordnet hatte, mit der gebührenden Ehre beigesetzt.

Wie die heilige Jungfrau zu wiederholten Malen die Königin Hiltigard und das Kloster Fulda besuchte

Die heilige Jungfrau Lioba verharrte aber unentwegt im Werke Gottes und verlangte nicht nach ihrer Heimat, sondern nach dem Himmel, nach dem sie am Ende ihres Erdenweges mit aller Inbrunst sich sehnte. Hell strahlte ihr Ruhm, allerorten breitete sich der Geruch ihrer Heiligkeit und Weisheit aus und aller Menschen Liebe wandte sich ihr zu. Von allen, die sie kannten, selbst den Königen wurde sie geehrt. Der Frankenkönig Pippin und seine Söhne Karl und Karlmann hegten für sie große Verehrung, namentlich Karl, der nach dem Tode seines Bruders und Mitherrschers allein das Steuer des Reiches hielt und den christlichen Glauben so liebte, daß er, der Herr über alle, die Knechte und Mägde Gottes mit erhabener Demut verehrte. Er lud die fromme Jungfrau Gottes häufig zu sich ein, nahm sie mit großer Ehrerbietung auf und bedachte sie mit reichen Geschenken. Aber auch die Königin Hiltigard war ihr mit reiner Zuneigung ergeben, sie liebte sie, wie sie ihre eigene Seele liebte, und wollte, daß sie immer bei ihr sei, um ihr den Weg des Lebens durch ihr Wort und Vorbild zu weisen. Lioba jedoch verabscheute die Unruhe des Hofes wie einen Becher Gift. Aber die Fürsten liebten sie, die Vornehmen nahmen sie bei sich auf, und die

Bischöfe umarmten sie mit Freuden. Und da sie in den Schriften sehr bewandert und im Rate klug war, führten sie mit ihr gern Gespräche über das Wort des Lebens und beredeten mit ihr oft die Einrichtungen der Kirche. Sie aber führte, was sie begonnen hatte, mit allem Eifer weiter, besuchte ringsum die Frauenklöster als Führerin der geistlichen Zöglinge und feuerte sie an, im Lernen miteinander wetteifernd den Ruhm der Vollkommenheit anzustreben.

Häufig kam sie auch in die Kirche der Fuldaer Mönche, was sonst keiner Frau gestattet war. Nur ihr war der Zutritt erlaubt, weil der heilige Bonifatius sie den Ältesten des Klosters empfohlen hatte. Ihr Kommen wurde aber so geregelt: sie ließ in einer benachbarten Einsiedelei ihre Schülerinnen und Begleiterinnen zurück und betrat das Kloster nur mit einer älteren Nonne, und wenn sie nach dem Gebet mit den Brüdern gespeist hatte, kehrte sie für die Nacht immer zu ihren Schülerinnen zurück, die sie in der Zelle verlassen hatte. Als sie aber ins Greisenalter kam, zog sie, nachdem sie alle Klöster geordnet hatte, die unter ihrer Obhut standen, im Einverständnis mit dem Bischof Lul nach einem Orte, der Schornsheim heißt und vier Meilen südwestlich von der Stadt Mainz liegt. Dort wohnte sie mit den Nonnen, die sie bei sich hatte, und diente Gott Tag und Nacht durch Fasten und Beten.

Wie Lioba von der Königin Abschied nahm und bald darauf zum Herrn einging

Als nun König Karl im Palast zu Aachen weilte, schickte die Königin Hiltigard zu ihr und bat sie, sie möge zu ihr kommen. Denn sie wollte sie noch einmal sehen, bevor sie vom Leben schied. Obwohl es Lioba schwerfiel, sagte sie doch um der alten Freundschaft willen zu. Sie zog also hin und wurde von der Königin mit der gewohnten Gunst empfangen. Bald aber, als sie gehört hatte, aus welchem Grunde sie eingeladen war, bat sie um Urlaub und begehrte heimkehren zu dürfen. Und als die Königin sie dringend bat, sie möge doch noch einige Tage bleiben, schüttelte sie das Haupt, warf sich mit größerer Zärtlichkeit als sonst in die Arme der Freundin, küßte ihr Stirn, Augen und Mund, hing an ihrem Halse und verließ sie dann mit den Worten: „Lebe wohl auf ewig, meine Herrin und geliebte Schwester, lebe wohl, du meiner Seele köstlichster Teil. Christus, unser Schöpfer und Erlöser, möge geben, daß wir uns

am Tage des Gerichtes frei und offen in die Augen blicken können. In dieser Welt werden wir uns nicht wiedersehen."

Sie kehrte danach ins Kloster zurück und fühlte sich einige Tage darauf so schwach, daß sie sich zu Bett legen mußte. Als ihre Mattigkeit immer mehr zunahm und sie die Zeit ihrer Auflösung nahen fühlte, beschied sie den hochwürdigen Priester Torachtbracht zu sich, dem Stamme nach ein Angle, der ihr immer mit Ehrerbietung und Liebe gedient hatte, empfing die heilige Wegzehrung und gab ihrem Schöpfer ihre Seele, wie er sie gegeben hatte, rein und makellos zurück. Sie starb am 28. September (780?), und ihr Körper wurde von den Fuldaer Mönchen aufgenommen und mit einem Geleit vornehmer Männer und Frauen in feierlichem Zuge nach dem Kloster Fulda überführt. Es erinnerten sich nämlich die Älteren unter ihnen, daß der heilige Bonifatius den Wunsch geäußert hatte, ihr Körper möge an seiner Seite bestattet werden. Aber weil sie Scheu trugen, das Grab des heiligen Märtyrers zu öffnen, einigten sie sich dahin, sie an der Nordseite des Altars zu begraben, den der Heilige selbst errichtet und unserem Erlöser und den zwölf Aposteln geweiht hatte. Als dann viele Jahre später von den Leitern des Klosters die mit größerer Pracht aufgeführte Kirche für die kommende Einweihung vorbereitet wurde, ließ der Abt Eigil mit Zustimmung des Erzbischofs Aistulf ihre Gebeine nach dem östlichen Torgang neben dem Altar des heiligen Märtyrers Ignatius überführen, allwo sie ins Grab gelegt wurden und durch viele Wunderwirkungen berühmt blieben. Denn eine große Anzahl von Menschen, die gläubig der Stätte nahten, erfuhren die göttlichen Wohltaten der Heiligen.



Liafwin

Unter den Sachsenbekehrern, deren Wirksamkeit mit dem Regierungsantritt Karls des Großen einsetzt, ist an erster Stelle Liafwin zu nennen, der Heilige von Deventer, der dort wahrscheinlich im Jahre 775 gestorben ist und dessen Tätigkeit Altfrid in seiner Lebensbeschreibung Liudgers kurz geschildert hat. Von ihm ist auch eine besondere Lebensbeschreibung erhalten. Sie rührt vermutlich von einem Mönche in dem Kloster Werden an der Ruhr her und muß in der Zeit zwischen 840 und 864 verfaßt sein. Die Erzählung ist zum Teil der Schrift Altfrids entlehnt, anderes ist aus Liudgers Biographie Gregors entnommen, einiges auch aus Bedas Kirchengeschichte. Hinzugefügt ist nur eine sagenhafte Erzählung von einer Fahrt Liafwins zu dem Sachsenthing in Markloh. In dieser Erzählung werden die Bekehrungsversuche, die Liafwin bei den Sachsen unternommen hat, zu einer Fahrt bis in das Herz des Landes ausgesponnen. Der Ausgangspunkt Liafwins soll aber der Sudergau gewesen sein, wo Liafwin sich die Freundschaft eines vornehmen Sachsen namens Folkbracht oder Folkbert erworben haben soll. Möglicherweise hatten sich in dieser Gegend wirkliche Erinnerungen an Liafwin erhalten, die dem Verfasser zu Ohren gekommen waren und ihm die Anregung zu seiner Geschichte gaben. Es ist auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß die den Franken näherliegenden und von ihnen auch teilweise durchdrungenen Teile des sächsischen Landes sich früher und weniger gezwungen dem Christentum fügten als die anderen, von fremden Einflüssen unberührten Gebiete. Ob aber der Name Folkbracht für den Freund Liafwins richtig angegeben ist, läßt sich nicht sagen. Ein Folkbracht hat tatsächlich Liudger den Ort Widuberg im Tausch übertragen. Diesen Namen mag der Verfasser benutzt haben, mit welcher Berechtigung, muß dahingestellt bleiben. Die geschilderte Fahrt zum Sachsenthing ist zweifellos sagenhaft oder von dem Verfasser frei erdichtet, wenn ihr auch wirkliche Kenntnisse über die alte Jahresversammlung der Sachsen zugrunde liegen. Wie schlecht der Bericht über das kühne Vordringen Liafwins zu den beglaubigten Nachrichten über ihn stimmt, zeigt sich daraus, daß der Verfasser seinen Heiligen nur durch ein plötzliches Verschwinden aus der ihm drohenden Todesgefahr entkommen lassen kann, worauf er dann unvermittelt wieder an der Stelle seiner dauernden Wirksamkeit auftaucht. Der Verfasser kann seine Geschichte mit der Erzählung Altfrids nicht zusammenreimen, kehrt aber doch zu ihr zurück, ohne die offenkundigen Widersprüche beseitigen und die rechte Wiederanknüpfung finden zu können. Daß Liafwin zu den Sachsen, die in der Nähe der bereits zum Christentum bekehrten Gegenden wohnten, tatsächlich vorgedrungen ist, braucht nicht bezweifelt zu werden. Es geht ja auch aus der Darstellung Altfrids hervor, wonach die über sein Eindringen in ihr Land empörten Sachsen ihn in Deventer überfielen und er vor ihnen nach Utrecht flüchten mußte. Erst als die Sachsen wieder in ihre Heimat zurückgekehrt waren, konnte er wieder nach Deventer kommen. Darauf ist er bis zu seinem Tode unangefochten geblieben. Wenn demnach auch die Erzählung von der Fahrt Liafwins zum Sachsenthing in das Gebiet der Sage gehört, so ist sie doch für die Kennzeichnung der Verhältnisse vor der Sachsenbekehrung so wertvoll, daß ihre Wiedergabe an dieser Stelle wohl berechtigt erscheint.

Wie Liafwin zu den Sachsen kam

Liafwin zog mehrfach durch das Sachsenland und bekehrte viele der Einwohner zu dem Glauben an Christus. Er hatte auch Freunde und Anhänger unter den vornehmsten Leuten des Landes gefunden, unter anderem einen mächtigen Mann im Sudergau, mit Namen Folkbracht. Da aber nicht lange verborgen bleiben kann, wer die Leuchte Christi trägt, und der Same des Gotteswortes nicht ohne Nachstellungen emporwächst, erhob sich ein Murren unter den ungläubigen Heiden, und sie begannen Drohungen gegen den Gottesmann auszustoßen, weil durch ihn einige von ihnen dem alten Glauben abspenstig gemacht wurden und neue Glaubenssitten annahmen. „Das ist Gaukelei," sagten sie, „daß er im Lande umherzieht und durch seine Sprüche und Zauberformeln viele Menschen betört. Wenn er doch nur gefaßt würde und ihm geschähe, was ihm gebührt!"

Die Sachsen hatten zu dieser Zeit keine Könige, sondern nur Häuptlinge in den einzelnen Gauen, und es war Sitte, daß sie einmal im Jahre eine allgemeine Versammlung mitten im Sachsenlande abhielten an dem Weserfluß bei dem Orte, der Markloh heißt. Dort pflegten alle Häuptlinge zusammenzukommen, und außer ihnen von den einzelnen Gauen zwölf auserwählte Adelige, ebensoviel Freie und die gleiche Zahl Liten. Sie erneuerten dort ihre Gesetze, entschieden die wichtigsten Rechtsfälle, und was sie an friedlichen oder kriegerischen Unternehmungen während des Jahres ausführen wollten, setzten sie hier in gemeinsamer Beratung fest.

Der genannte Folkbracht hatte aber einen Sohn, namens Helko, der, als die Versammlung bevorstand, dorthin mit anderen jungen Männern aufbrechen mußte. Wie nun eines Morgens der Vater mit dem Sohne sich besprach, sagte er unter anderem: „Ich bin in Sorge um unseren lieben Freund Wini* – so nämlich pflegte er ihn zu nennen –, ich fürchte, daß er auf Menschen stößt, die ihm feindlich gesinnt sind und ihn entweder sofort töten oder auf den Thing schleppen, damit er dort abgeurteilt werde." Während sie noch so miteinander redeten, schlugen die Hunde im Vorhof ein lautes Gebell an. Es schien, als ob sie auf einen eben angekommenen Fremden wütend losführen. Der junge Helko ging nach der Tür, um zu sehen, wer der Unbekannte sei, der da gekommen war, und siehe, da stand der heilige Liafwin mitten unter den Hunden und ver-

* Wini bedeutet Freund und Liafwin, angelsächsisch Leofwine, lieber Freund.

teidigte sich gegen sie mit seinem Stabe. Der Jüngling lief hin, verjagte die Hunde und führte den Mann Gottes voll Freuden zu dem Vater. Nachdem sie sich herzlich begrüßt hatten, setzten sie sich nieder, und Folkbracht sagte zu dem Gaste: „Zur rechten Zeit bist du gekommen, mein geliebter Wini, eben verlangte mich, dich zu sehen und mit dir sprechen zu können. Wo willst du denn hin?" Der Heilige antwortete: „Ich muß zum Thing der Sachsen ziehen." Folkbracht sagte darauf: „Teuer bist du vielen von uns, mein lieber Wini, und auch mir ist höchst erfreulich, was du uns zu erzählen pflegst. Aber wie ich höre, sind einige junge Männer da, die Verwünschungen und Drohungen gegen dich ausstoßen. Ich bitte dich, höre auf mich und gehe ihnen aus dem Wege. Ziehe nicht zum Thing, sondern kehre nach Hause zu deinem Freund Davo zurück. Denn wenn die Versammlung vorüber ist, wird für dich die Gefahr weniger groß sein, dann kannst du wieder in Sicherheit zu uns kommen, und wir werden deine Worte gerne hören." Der Mann Gottes aber versetzte: „Ich kann es nicht aufgeben, zu dem Thing zu gehen, denn Jesus Christus selbst hat mich geheißen, seine Botschaft dort den Sachsen zu übermitteln." Darauf sagte Folkbracht: „Du wirst nicht mit heiler Haut davonkommen." „Wohl werde ich das," sprach der Heilige, „denn der mich sandte, wird mich schützen." Da sie ihn nun nicht überzeugen konnten, ließen sie ihn ziehen.

Es nahte jetzt der Tag der angesagten Versammlung, die Häuptlinge traten zusammen, und es waren auch die anderen da, deren Anwesenheit geboten schien. Darauf kamen sie zu der Thingstätte und beteten zuerst nach ihrer Sitte zu den Göttern ihres Landes, sie möchten sie schützen und geben, daß sie in der Beratung beschlössen, was ihnen selbst dienlich wäre und auch den Göttern wohlgefällig. Sodann bildeten sie einen weiten Ring und begannen die Verhandlung. Da stand plötzlich der heilige Liafwin, wie erzählt wird, mitten unter ihnen in seinem priesterlichen Gewande, das Kreuz und das Evangelienbuch in den Händen, und redete also: „Hört mich an! Ich bin der Bote des allmächtigen Gottes, seine Botschaft bringe ich euch." Die Männer im Kreis verstummten und verwunderten sich über die ungewohnte Erscheinung des Gottesmannes. Der Heilige aber setzte seine Rede fort und sprach: „Gott, der König des Himmels und der Erden, und sein Sohn Jesus Christus entbieten euch, wenn ihr ihm gehören wollt und tun, was er euch durch seinen Diener tun heißt, wird er euch soviel Gutes erweisen, wie

ihr nie zuvor erfahren habt." Er setzte noch hinzu: „Wie ihr Sachsen bis jetzt keinen König über euch gehabt habt, so wird dann auch kein König über euch sein, der etwas gegen euch vermöchte und euch zu unterwerfen imstande wäre. Wenn ihr aber nicht handelt, wie es Gottes Wille ist, so läßt mein Gott euch sagen: Im Nachbarlande steht ein König bereit, der euer Land einnehmen, plündern und verwüsten und mit unausgesetzten Kämpfen heimsuchen wird, der euch in die Verbannung schicken, eurer Habe berauben und töten und euer Gut geben wird, wem er will, und danach werdet ihr ihm und seinen Nachkommen untertan sein." Da hielten sie sich nicht länger zurück, sondern erhoben ein lautes Geschrei. „Das ist der herumziehende Betrüger," riefen sie, „der mit seinen aberwitzigen Gaukeleien das Land unsicher macht. Greift ihn und steinigt ihn." Ungeachtet der Vorstellungen, die ihnen die Einsichtigeren unter ihnen machten, liefen sie nach dem nahen Zaun und spitzten die herausgerissenen Pfähle zu, um sie nach der Sitte ihres Landes auf den Heiligen zu schleudern. Sie umringten ihn, aber plötzlich war er nicht mehr zu sehen. Beschämt und verwirrt standen sie da, und die sie vorher zurückzuhalten suchten, schalten sie nun, und einstimmig wurde das ungerechte Beginnen verurteilt. Namentlich ein Mann mit Namen Buto stieg auf einen Baumstumpf und rief ihnen zu: „Vernehmet, was ich euch sage, und urteilt dann selbst. Normannen und Slaven, Friesen und jeden anderen Volksstamm, der zu uns Boten schickt, nehmen wir in Frieden auf und hören ihn geduldig an. Nun kam Gottes Bote zu uns, und wie ungerecht haben wir ihn behandelt! Glaubt mir, ebenso gewiß ist es, daß er die Wahrheit gesprochen hat, wie es ihm ein Leichtes war, sich unseren Nachstellungen zu entziehen. Was er uns angedroht hat, wird sicher in Erfüllung gehen." Da faßte sie Reue, und sie beschlossen, daß niemand den Boten Gottes verletzen sollte, wenn er weiterhin irgendwo erscheine, und er in Frieden ziehen dürfe, wohin er wolle. Darauf setzten sie die begonnene Beratung fort. Der heilige Liafwin aber zog weiter, wohin ihn der Geist Gottes trieb, und verharrte in dem Werke des Herrn.

Willehad

Willehad ist der letzte der hier auftretenden angelsächsischen Bekehrer. Sein Leben ist in knapper und klarer Form von Ansgar, dem vierten Bischof von Bremen, der 834 das Amt antrat und 865 starb, etwa um das Jahr 861 geschrieben worden. Willehad wurde etwa 735 in Northumberland geboren und mag ungefähr 768 auf das Festland gekommen sein, denn der König Alchred, von dem dabei die Rede ist, hat von 765 bis 773 regiert. Er ging ebenfalls zuerst nach Dokkum und begann von dort aus sein Missionswerk unter den Friesen. Dann siedelte er nach weiter ostwärts gelegenen Landesteilen über und hielt sich zuletzt in Drenthe auf. Im Jahre 780 berief ihn Karl der Große zur Bekehrung weiterer Gaue der Sachsen und Friesen. Er fuhr zu dieser Zeit ostwärts über die See nach den Dithmarschen und gründete dort die erste Kirche in Meldorf (Melinthorp). Sein ferneres Wirken erstreckte sich der Hauptsache nach auf das Ostufer der Weser und die Gebiete, die den nördlichen Teil des heutigen Herzogtums Oldenburg und des angrenzenden Ostfrieslands ausmachen. Östlich der Weser scheint er über die dem Unterlaufe des Flusses nächstliegenden Landesteile kaum weit hinausgedrungen zu sein. Er hatte den Schwerpunkt seiner Tätigkeit etwa bei Scharmbeck zwischen der Weser und dem Teufelsmoor. Er mußte dann im Jahre 782 der drohenden Verfolgung durch Widukind weichen und ging zunächst nach Rüstringen. Darauf fuhr er, wahrscheinlich von der Harle aus, um Friesland herum, landete irgendwo auf fränkischem Gebiet und zog wie Liudger nach Italien. Er blieb eine Zeitlang in Rom, wo er sich des freundlichen Zuspruches des Papstes Hadrian erfreute. Auf dem Rückwege hielt er sich zunächst in dem Kloster Echternach auf, dann vereinigte er sich wieder mit seinen Schülern und, da König Karl inzwischen wieder Ruhe geschaffen hatte, konnte er im Jahre 785 sein altes Wirkungsfeld wieder aufsuchen. Im Jahre 787 wurde er dann auf der Synode zu Worms zum Bischof von Bremen geweiht. Zur gleichen Zeit wurde das Bistum Verden gegründet und dort Suidbert zum Bischof bestimmt. König Karl stattete die Bremer Kirche mit großer Freigebigkeit aus. Er schenkte ihr unter anderem ein mit goldenen Buchstaben geschriebenes Psalterium, das sich heute noch in Wien befindet. Willehad erbaute in Bremen eine hölzerne Kirche, deren Pracht und Schönheit besonders betont wird. Er weihte sie dem heiligen Petrus. Ebenso wie dem Erzbistum Mainz das westliche und dem Bistum Münster das mittlere Friesland wurde dem Bistum Bremen das östliche Friesland zugewiesen, jedesmal aus dem gleichen Grunde, weil in diesen Gegenden das Tätigkeitsfeld der für die neuen Bistümer bestimmten ersten Bischöfe lag und Friesland selbst für die Aufnahme von Bischofsitzen noch nicht reif schien. Die nähere Bestimmung der Gaue ist diese: Der Liergau ist der südlichste, nahe der Hunte gelegen und an Bremen grenzend. Rüstringen hat sich als Name eines Ortes unmittelbar bei Wilhelmshaven erhalten. Der jetzige Jadebusen, der Jeverland von Butjadingen scheidet, war damals noch nicht vorhanden, die ganze Gegend westlich der Unterweser bis über die Jade hinaus wurde als Rüstringen (Riustri) bezeichnet und in Ober- und Nieder-Rüstringen (Upriustri und Utriustri) geschieden. Der Gau ist durch die Ortsnamen Varel, Aldesen (1428

durch eine Flut zerstört), Langwarden und Blexen bezeichnet. Eine selbständige kleine Republik bildete lange Zeit Bant. Wangerland ist jetzt noch vorhanden. Dazu gehört die heutige Insel Wangerooge. Die Gaukirche stand in Hohenkirchen (der Name soll nur eine Entstellung von Gowekarke sein). Ostringen oder der Ostergau gruppierte sich um Jever. Der Gau Nordendi ist als das Land um die heutige Stadt Norden ohne weiteres verständlich. Willehad konnte sich aber seiner neuen Würde nicht lange erfreuen. Kurze Zeit nach dem Bau der Kirche in Bremen starb er auf einer Inspektionsreise die Weser abwärts in Blexen am 8. November 789 und wurde in seiner Kirche zu Bremen beigesetzt. Diese Kirche brannte unter Willehads Nachfolger Willerich nieder, und es wurde an ihrer Stelle ein steinerner Bau errichtet. Die Gebeine des heiligen Willehad wurden in einer Kapelle an der Südseite beigesetzt. Aus dieser Kapelle brachte Ansgar sie wieder in die Hauptkirche mit feierlichem Gepränge zurück. Er hatte dazu von Rom die Vollmacht erhalten und gleichzeitig gebot der Papst, Willehad in das Buch der Heiligen einzutragen und seinen Todestag festlich zu begehen. Ansgar weihte auch dem heiligen Willehad eine Kirche in Akkum (westlich vom Jadebusen). Wahrscheinlich war das der Ort, wo er auf der Flucht vor den Sachsen Zuflucht gefunden hatte. Ebenso wurde ihm eine Kirche in Scharmbeck geweiht. Daraus ist wohl zu schließen, daß dies die Stätte war, von wo aus er sein Bekehrungswerk in dem alten Wigmodien ausgeübt hatte. Willehads sterbliche Überreste blieben in Bremen, bis mit der Reformation die Heiligenverehrung aufhörte. Dabei wurden auch die Heiligengebeine verstreut und waren später nicht mehr aufzufinden.

Von Willehads Vaterland und wie er dort in den geistlichen Stand eintrat

Es war ein Mann vom Geschlechte der Angeln aus Northumberland, mit Namen Willehad, der von Kindheit an in den heiligen Wissenschaften unterrichtet und in der geistlichen Zucht unterwiesen wurde, in der Anbetung Gottes voll heiligen Eifers lebte und mit Fasten, Nachtwachen und Gebeten sich Tag und Nacht dem Dienste des Allmächtigen weihte. Und es dünkte, was er tat, allen seinen Landsleuten ehrenvoll und gut, liebenswert und löblich. Er ward, als er älter wurde, in seiner Heimat zum Geistlichen geweiht und suchte die erlangte Würde durch gute Werke und heiligen Lebenswandel allezeit zu zieren und zu mehren. Als er schließlich die Priesterwürde erhalten hatte, hörte er, daß die Völker der Friesen und Sachsen, die bis dahin ungläubige Heiden waren, begännen den Götzendienst zu verlassen und den katholischen Glauben anzunehmen und danach trachteten, durch das Sakrament der Taufe die Flecken ihrer Vergangenheit abzuwaschen. Als er dies vernahm, freute sich der Mann Gottes und war darauf bedacht, wie

er aus Liebe zu Gott sich in diese Lande begeben könne. Und da er, vom göttlichen Geiste erfüllt, von Tag zu Tag mehr in solcher Sehnsucht entbrannte, konnte er sein Licht nicht länger unter dem Scheffel verborgen halten, sondern mußte es auf den Leuchter stellen, daß es hell strahle den lebenden und den kommenden Geschlechtern. Er ging also zu einem König, der damals in England herrschte und Alachrat hieß, sagte ihm sein Begehren und bat ihn, daß er, um das Wort Gottes zu verkünden, nach den genannten Ländern ziehen dürfe. Als der König seinen heiligen Willen erkannt hatte, berief er eine Versammlung der Bischöfe und anderen Gottesknechte, und auf einstimmigen Beschluß, da alle die Heiligkeit des ehrwürdigen Mannes schon längst erkannt hatten, ward er dem Schutze des Himmels empfohlen und in jene Gegenden als Verkünder von Gottes Wort entsandt.

Wie er nach Friesland kam und wie sein Werk dort gedieh

Mit frohem Mut begab er sich auf die Reise, fuhr über das Meer und gelangte nach Dokkum im Ostergau, wo vordem der heilige Bonifatius den Märtyrertod erlitten hatte. Da dort durch die Predigt des Heiligen viele schon zum rechten Glauben bekehrt waren, wurde er mit großen Ehren aufgenommen und blieb an dieser Stelle lange Zeit, um das Wort Gottes zu verkünden. Auch gaben ihm viele Edelleute ihre Kinder zur Ausbildung. In ihnen erregte er unermüdlich durch das Wort der Lehre wie durch die Zucht des klösterlichen Lebens die Liebe zu Gott, und viele, die vorher vom Glauben abgeirrt waren, brachte er zur wahren Erkenntnis zurück und zeigte sich als eine große Leuchte der himmlischen Weisheit an diesem Orte. Er taufte dort auch eine große Menge von Heiden, die er durch das Wort der heiligen Predigt bekehrt hatte.

Wie Gott ihn vom Tode befreite

Hierauf aber verließ er diese Gegend, überschritt den Fluß Lauwers, kam in einen Gau, der die Hugmark heißt, und begann dort den Heiden das Wort Gottes zu verkünden und suchte sie dahin zu bringen, daß sie den Götzendienst ließen, die Erkenntnis des einen wahren Gottes erlangten und sich durch das Bad der Taufe von ihren Sünden reinigen ließen. Er sagte ihnen, es sei sinnlos und eitel, bei Steinen Hilfe zu suchen und von stummen und tauben Bildern Beistand zu erhoffen.

Aber die rauhen Heiden faßte alle ein heftiger Zorn, als sie dies hörten. Sie sagten, der Tempelschänder dürfe nicht länger leben. Wer solche lästernde Reden gegen ihre unbesiegbaren Götter zu führen wage, der müsse des Todes sterben. Nur einige unter ihnen redeten mit reiferer Einsicht den übrigen zu, es sei ihnen ja noch das Wesen dieses neuen Glaubens fremd, und sie wüßten nicht, ob er ihnen nicht durch göttlichen Ratschluß gebracht sei, der Mann selbst habe sich ja auch keines Verbrechens schuldig gemacht, deshalb solle man ihn nicht ohne weiteres töten, sondern das Los werfen, damit der Himmel offenbare, ob er den Tod verdiene. Wenn nicht, solle man ihn frei ziehen lassen, da an ihm selbst kein Fehl gefunden sei. Es geschah auch, wie sie geraten hatten, und nach der Sitte der Heiden wurde das Los über ihn geworfen, ob er leben oder sterben solle. Aber da Gottes Beistand mit ihm war, konnte das Todeslos nicht über ihn fallen, deshalb wagten sie ihm kein Leid zuzufügen, sondern ließen ihn, nachdem sie sich aufs neue beraten hatten, unverletzt ziehen.

Wie er auf wunderbare Weise abermals gerettet wurde

Er zog dann weiter und kam nach Drenthe und, als er dort das Wort Gottes verkündete, gewann eine große Menge von Heiden den wahren Glauben und empfing das Sakrament der Taufe. Wie er aber an diesem Orte längere Zeit verweilte, die Ungläubigen belehrte und die Gläubigen auf dem Wege der Wahrheit durch Rede und Beispiel eifrig zu stärken suchte, fingen die meisten an, das gottgefällige Leben des Meisters zu erkennen, die heidnischen Irrtümer zu verabscheuen, und gewannen Ehrfurcht vor dem christlichen Glauben, den er bekannte. So kam es, daß einige seiner Schüler, von heiligem Eifer entbrannt, begannen, die nach heidnischem Brauch ringsherum errichteten Heiligtümer zu zerstören und, wenn sie konnten, dem Erdboden gleichzumachen. Hierüber wurden die Menschen, die zufällig noch nicht bekehrt waren, sehr ergrimmt und stürzten sich plötzlich auf die Gottesknechte, um sie niederzuhauen, dabei schlugen sie den Mann Gottes mit Knüppeln und brachten ihm viele Verletzungen bei. Einer zog sogar sein Schwert und stürzte sich auf ihn, um ihm den Kopf abzuschlagen. Aber der Heilige trug zu dieser Zeit eine Kapsel mit Reliquien am Halse. An dieser prallte das Schwert ab und durchschlug wohl die Riemen, an denen die Kapsel hing, ihn selbst aber verletzte es nicht. Durch dieses

Wunder erschreckt, ließen sie ihn und seine Gefährten unversehrt und wagten ihnen keine Nachstellungen weiter zu bereiten.

Wie er von Kaiser Karl zu den Sachsen gesandt wurde

Hiernach hörte der glorreiche Frankenkönig Karl, der sich schon oft bemüht hatte, die Sachsen zu bekehren, aber ohne Erfolg, da sie immer wieder den aufgezwungenen Glauben verließen und sich noch tiefer in die alten Irrlehren verstrickten, von dem Rufe des heiligen Mannes und ließ ihn zu sich kommen. Er nahm ihn ehrenvoll auf und lauschte gern seinen Erzählungen und seiner Lehre, und da er sein heiliges Leben und die Echtheit seines Glaubenseifers erkannte, schickte er ihn in das Gebiet der Sachsen nach Wigmodien (östlich der Unterweser), damit er dort mit königlicher Vollmacht Kirchen baue, den Völkern die Lehre des Evangeliums verkünde und allen da Wohnenden den Weg zum ewigen Heil weise. Willehad nahm den Auftrag in Demut an und führte ihn gewissenhaft aus. Er durchzog ringsum das ihm zugewiesene Gebiet und bekehrte so viele zum christlichen Glauben, daß schon im zweiten Jahre die Sachsen und Friesen im Umkreis alle sich in gleicher Weise als Christen bekannten. Dies geschah im Jahre des Herrn 781 im vierzehnten Jahre der Herrschaft König Karls, der damals indessen noch nicht die Kaiserkrone trug. Erst später im vierunddreißigsten Jahre seiner Herrschaft wurde er durch die Hand des Papstes Leo zum römischen Kaiser geweiht. Damit wurde die kaiserliche Gewalt, die nach des frommen Kaisers Konstantin Majestät bei den Griechen in Konstantinopel ihren Sitz hatte und die, da es schon an männlichen Sprossen des Herrscherstammes fehlte, zum großen Teil in die Hände von Frauen geraten war, durch die Wahl des römischen Volkes in einer großen Versammlung der Bischöfe und anderer Gottesknechte auf das Reich der Franken übertragen, weil ihr König sowohl die Provinz, die früher das Haupt des römischen Reiches gewesen war, wie auch viele andere Länder des Erdreiches unter seinem Szepter vereinigte und deshalb mit Recht des Kaisertitels würdig schien.

Wie er Widukinds Verfolgung entging und was seine Genossen erdulden mußten

In dem genannten Jahr der Herrschaft König Karls also begann der Gottesknecht Willehad in Wigmodien Kirchen zu bauen und sie Priestern zu unterstellen, welche den Völkern die Heilswahrheiten verkünden und ihnen die Gnade der Taufe zuteil werden lassen sollten. Aber im folgenden Jahre empörte sich auf Anstiften des Teufels, der alles Gute haßt, der Herzog Widukind ruchloserweise gegen König Karl und scharte eine große Menge von Sachsen um sich. Diese richteten ihren Sinn darauf, ihre zum christlichen Glauben bekehrten Stammesgenossen zu verfolgen und zu strafen und die Diener Gottes, die im Lande umherzogen, zu zerstreuen und aus ihrem Gebiete zu vertreiben. Als diese Verfolgung anhob, mußte Willehad aus Wigmodien nach Ultrüstringen entweichen, und er bestieg dort ein Schiff und fuhr über das Meer um Friesland herum. So glückte es ihm mit Christi Beistand, der Verfolgung zu entgehen. Die erzürnten Sachsen aber übten die Grausamkeit, die sie an dem Meister nicht auslassen konnten, um so schrankenloser gegen die Jünger. So erschlugen sie aus Haß gegen das Christentum den Priester Volkhard mit seinem Begleiter Emmich in dem Gau, der Liergau heißt, Benjamin in Uprüstringen, den Geistlichen Atreban in dem Gau der Dithmarschen, den Gerwal mit seinen Genossen in Bremen. Und selbst als diese Männer durch die Vergießung ihres Blutes das Himmelreich erlangt hatten, wütete der Sturm der Verfolgung noch längere Zeit unter den aufrührerischen Sachsen.

Wie er während der Zeit der Verfolgung nach Rom reiste und nach Friesland zurückkehrte

Da nach diesen Ereignissen der Mann Gottes erkannte, daß unter solchen Umständen für den Augenblick ihm keine Möglichkeit geboten sei, das Evangelium zu verkünden, machte er sich auf den Weg und zog zu dem Langobardenkönig Pippin. Von dort gelangte er weiter in glücklicher Fahrt nach Rom. Dort machte er halt und empfahl unter vielen Tränen und Gebeten an der allerheiligsten Schwelle des Apostelfürsten Petrus die Schar seiner Getreuen dem göttlichen Schutze, namentlich die, um die er am meisten besorgt war, auf daß nicht etwa das emporblühende Christentum in Sachsen durch die Tücke des Teufels gänzlich zugrunde gerichtet werde. Als er von Rom, durch die Zusprache des ver-

ehrungswürdigen Papstes Hadrian neu gestärkt, geschieden war, wandte er sich zurück nach Frankreich. Auf dieser Reise offenbarte sich, wie Gottes Kraft in ihm mächtig war. Der Gehilfe des Heiligen nämlich, Aldo mit Namen, der für die leibliche Nahrung des Meisters sorgte, hatte eine silberne Schüssel, die er stets sauber und glänzend hielt und ihm bei Tisch vorzusetzen pflegte. Die fand er eines Tages zerbrochen vor. Als nun zur Stunde der Mahlzeit der Mann Gottes nach ihr fragte, dachte der Diener gar nicht daran, ihm seine Nachlässigkeit zu verbergen, sondern erzählte, daß sie zerbrochen sei. Da befahl der Heilige, sie so, wie sie war, sogleich ihm zu bringen. Der Diener kehrte zu der Stelle, wo sie lag, zurück und fand die Schüssel, die er zerbrochen zurückgelassen hatte, unversehrt vor, als ob nichts geschehen wäre. Er setzte sie dem Meister erleichterten Herzens wieder vor, nachdem er vorher mit Angst und Zittern den verdienten Tadel erwartet hatte. Daß dies Gottes Fügung dem Heiligen zuliebe bewirkt hatte, ist nicht zu bezweifeln, obgleich er selbst aus Bescheidenheit es lieber geheimhalten als öffentlich bekanntmachen wollte. Als er nun von der Pilgerfahrt nach Rom zurückgekehrt war, wandte er sich nach dem Orte, der Echternach heißt, und hier vereinigten sich seine Schüler, die aus Angst vor der Verfolgung sich nach allen Seiten zerstreut hatten, wieder um ihn. Er tröstete sie gütig und ermahnte sie frommen Sinnes, daß sie im Kampf für den christlichen Glauben sich stets standhaft erzeigen sollten. Er blieb an diesem Ort ungefähr zwei Jahre und führte ein einsames Leben in der Zurückgezogenheit. Während er so in tiefer Beschaulichkeit lebte, widmete er viele Zeit dem Beten und dem Lesen der heiligen Schriften, namentlich beschäftigte er sich viele Stunden mit Schreiben. So schrieb er die Briefe des heiligen Paulus in einem Buche auf und noch anderes, was zu seinem Gedächtnis von seinen Nachfolgern aufbewahrt worden ist. Viele wurden auch an diesem Ort durch sein Beispiel und seine Ermahnungen zu einem besseren Leben geführt und ihre Herzen zum Dienste des Herrn hell entfacht.

Wie Willehad zum Bischof geweiht wurde

Hierauf ging Willehad abermals zum König Karl, der damals gerade auf einer Burg in Sachsen, der Eresburg (Stadtberge bei Brilon, Westfalen) saß. Er sagte ihm, daß es sein sehnlichstes Verlangen sei, für die Vorbereitung des evangelischen Friedens zu wirken und bat

ihn in dieser Sache um seinen gnädigen Bescheid. Der König gab ihm zur Erleichterung seiner Arbeit und zur dauernden Hilfe für seine Nachfolger ein Kloster in Frankreich zum Lehen, das Mont Justin genannt wird (in Hochburgund) und hieß ihn den vordem ihm angewiesenen Wirkungskreis aufs neue aufsuchen. Das nahm Willehad dankbar und willig auf, ging wieder nach Wigmodien und predigte öffentlich und eindringlich den Einwohnern den Glauben an Gott. Er stellte auch die zerstörten Kirchen wieder her und setzte an den einzelnen Orten erprobte Männer ein, die den Menschen die Heilsmahnung verkünden sollten. Und so gewann nach Gottes Ratschluß das Volk der Sachsen den Glauben wieder, den es verloren hatte. Aber auch der Urheber des ganzen Unheils, der Anstifter zur Treulosigkeit, Widukind, unterwarf sich in demselben Jahr (785) dem König Karl und wurde der Gnade der Taufe teilhaftig. Als so überall der Friede eingekehrt war und die trotzigen, wenn auch gebeugten Nacken der Sachsen unter dem sanften Joche Christi schon biegsamer wurden, ließ der glorreiche Herrscher, als er in der Stadt Worms Hof hielt, den Diener Gottes, Willehad, zum Bischof weihen am 13. Juli des Jahres 787 und setzte ihn ein als Führer und Hirten über Wigmodien, den Liergau, Rüstringen, den Ostergau, das Nordenerland und das Wangerland, daß er in diesen Gauen durch Wort und Tat wie ehedem das Volk leite und unter seiner bischöflichen Gewalt halte. So wurde er der erste Bischof dieses Gebietes. Daß dies Land so lange ohne Bischof blieb, lag daran, daß das Volk sich gegen den Glauben an Gott sperrte, bisweilen nur gezwungen die Geistlichen unter sich duldete und sich von keiner bischöflichen Oberhoheit leiten ließ. Deshalb hatte Willehad sieben Jahre früher nur als schlichter Priester in dem Bistum geweilt, war aber Bischof genannt worden, und hatte nach Möglichkeit alles unter einheitliche Verwaltung zu bringen gesucht. Nachdem er nun zum Bischof geweiht war, ging er mit großem Eifer ans Werk und suchte die Tugenden, die er schon früher gezeigt hatte, noch zu mehren.

Von seiner Enthaltsamkeit und anderen frommen Werken

Er war schon von Jugend an äußerst enthaltsam gewesen und diente Gott in Demut seit seiner Kindheit. Wein und Most und jedes berauschende Getränk verschmähte er. Seine Nahrung bestand in Brot und Honig, Gemüse und Obst. Des Genusses von Fleisch, auch von Milch

und Fischen enthielt er sich, bis der Papst Hadrian ihm wegen der körperlichen Schwäche, die ihn befallen hatte, vorschrieb, Fisch zu essen. Seinem Rate folgend, wurde er etwas weniger streng in dieser Beziehung. Auch verging kein Tag, wo er nicht die heilige Messe mit großer Andacht und Hingabe las. Er war immer eifrig im Lesen der heiligen Schriften und im Nachdenken über die heiligen Lehren. Auch das Psalmensingen trieb er emsig, so daß er fast täglich einen Psalm, oft auch zwei oder drei sang. Auf zweifache Weise wirkte er für die christliche Lehre, indem er sie mit dem Munde verkündete und durch sein Beispiel bekräftigte. So durchwanderte der heilige Mann seine Gemeinde, indem er die Getauften im Glauben festigte und viele irrende Herzen durch seine Predigt auf den Weg zum Heile führte. Er erbaute ein Gotteshaus von ausnehmender Schönheit an dem Orte, der Bremen heißt. Dort wählte er auch seinen bischöflichen Sitz und weihte die Kirche am 1. November (789) an einem Sonntag zu Ehren unseres Herrn Jesus Christus unter Anrufung des heiligen Apostels Petrus.

Wie er in Blexen erkrankte und starb, in Bremen aber begraben wurde

Aber als er hiernach in seinem unablässigem Bemühen seinen Bezirk aufs neue durchzog, um durch die göttliche Lehre alle im Glauben zu stärken, kam er zu einem Orte, der Blexen (Plekkateshem) heißt. Dort befiel ihn plötzlich ein heftiges Fieber, und von Tag zu Tag wurde er schwächer und elender, so daß die Jünger, die bei ihm waren, an seinem Aufkommen verzweifelten. Von ihnen trat einer mit Namen Egisrik, der mit dem heiligen Manne vertraulicher sprechen konnte, zu ihm und sagte ihm unter Tränen und Klagen, daß er selbst für sein Leben besorgt sei. Er sprach auch die Befürchtung aus, daß im Falle seines Todes ein erneuter Abfall des ihnen anvertrauten Volkes drohe, das unter der Führung seines Hirten endlich der christlichen Gottesverehrung sich zu fügen schien. „Verlaß nicht," sagte er, „ehrwürdiger Vater, so bald die Getreuen, die du um dich gesammelt hast, damit nicht die noch im Glauben schwache Herde den Wölfen zum Opfer falle. Beraube uns demütige Verehrer deiner Heiligkeit nicht deiner Gegenwart, daß wir nicht wie Schafe, die keinen Hirten haben, hilflos umherirren." Darauf erwiderte der heilige Mann: „Laß mich, mein Sohn, nicht länger Gottes Anblick entbehren, führe mir nicht die Mühsal des zeitlichen Lebens mit

beweglichen Worten vor. Ich trachte nicht danach, hier länger zu leben, und fürchte nicht den Tod. Ich will nur meinen Gott, den ich immer aus ganzem Herzen liebgehabt habe, bitten, daß er mir den Lohn für die erduldeten Beschwerden nach seinem Gefallen barmherzig und gnädig gewähre. Die Schafe aber, die er mir anvertraut hat, gebe ich in seine Obhut, weil ich selbst, wenn ich etwas Gutes getan habe, es seiner Macht verdanke. Nicht fehlen wird euch die Gnade dessen, von dessen Güte die ganze Erde voll ist." So richtete er frommen Herzens seinen ganzen Sinn auf den Herrn und sandte seine Gebete zu Gott unablässig empor, und am 8. November (789), an einem Sonntag nach Sonnenuntergang entschlief er sanft in dem Herrn. Zu seinem Leichenbegängnis strömte das Volk von allen Seiten herbei, sie brachten den seligen Vater und Lehrer unter Lobgesängen und Hymnen nach seinem Bischofssitz Bremen und bestatteten ihn in der neuen, von ihm erbauten Kirche mit den gebührenden Ehren.

Von den Wundern, die nach seinem Tode in seiner Kirche, wie in der anderen, in die sein Leichnam überführt wurde, geschahen

In dieser Kirche zeigte sich an vielen untrüglichen Zeichen, daß der Entschlafene in Wahrheit Gottes erwählter Streiter war. Aber auch in der anderen Kirche, in die sein Körper später zu der Zeit seines Nachfolgers, des Bischofs Willerich hochseligen Angedenkens, überführt wurde, wirkte er durch die Macht Gottes viele Wunder. Es darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, was an Zeugnissen der Wunderkraft des Heiligen heute noch in Bremen aufbewahrt wird. So war sein Stab, den er als Bischof zu tragen pflegte, nach seinem Tode von andächtigen Gläubigen in einer Truhe aufbewahrt worden. Es begab sich aber, daß das Haus, in dem die Truhe stand, einer Feuersbrunst zum Opfer fiel und mit allem, was in dem Hause war, verbrannte, auch die Truhe ging gänzlich in Flammen auf. Aber den Stab vermochte das Feuer nicht zu berühren, sondern er wurde in der Asche unversehrt gefunden, ohne daß sich eine Spur der Feuersglut an ihm zeigte. So ist Gott, der in seinen Heiligen wirkt, hoch zu preisen, da er auch in den kleinsten Dingen ihre Verdienste den Gläubigen offenbart. Noch etwas anderes geschah, was ebenso zeigt, welches Verdienst der Heilige in den Augen Gottes besaß. Einen Kelch, in dem er ständig das Meßopfer dem Herrn darzubringen pflegte, bewahrte die treue Liebe seiner Schüler an einem

verborgenen Orte auf. Auch dort wurde, als ein Brand alles verzehrte und, was aus Metall gefertigt war, durch die Hitze schmolz und zerfloß, der silberne Kelch unversehrt gefunden. So zeigte sich Gottes Allmacht auf wunderbare Weise darin, daß über die Reliquien des Mannes, der selbst in seinem Leben von der Glut der Liebe zu Gott entzündet war, die Glut des irdischen Feuers keine Gewalt hatte. Denn das Geschöpf ist der Herrschaft des Schöpfers unterworfen und verliert auch seine natürliche Kraft, wenn das Geheiß des Herrschers es gebietet. Und es kann ihm kein Schaden widerfahren, auch wenn die Natur es zu fordern scheint, da die Macht aller Natur abhängig ist von dem Willen des allmächtigen Schöpfers. Es hatte aber der heilige Willehad sein Bistum zwei Jahre, drei Monate und sechsundzwanzig Tage inne, und als er den guten Kampf zu Ende gekämpft hatte, ging er selig ein zum Herrn, dessen Ruhm und Ehre, Macht und Herrlichkeit währet in Ewigkeit. Amen.

Liudger

Wie Willehad steht auch Liudger, der erste Bischof von Münster, im Rahmen des Bekehrungswerkes, das Karl der Große unter den Sachsen mit eiserner Willenskraft vollzog. Diese neue Epoche des Bekehrungswerkes ist von anderer Art wie die Zeit des Bonifatius, weil jetzt hinter der geistlichen Wirksamkeit die Macht des mit Rom fest verbundenen Staates steht und, wo die Überredung versagt, die Gewalt einsetzen kann. Liudger selbst ist schon ein Sohn des friesischen Landes, aus einem vornehmen Geschlechte, das an der Vecht, westlich vom Zuidersee, ansässig war. Die Schicksale seiner Vorfahren werden zu Anfang der Lebensbeschreibung erzählt. Zuerst wird von Liudgers Großvater Wursing oder Ado berichtet und der Bedrückung gedacht, die er durch Radbod zu Beginn des achten Jahrhunderts erfuhr. Wursing neigte offenbar zu den Franken wie viele von den Vornehmen im westlichen Friesland. Radbods Feindschaft war daher nicht ganz unberechtigt. Wursing flüchtete sich mit seiner Frau Adalgard und seinen Kindern zu Grimoald, der von seinem Vater Pippin in Neustrien als Statthalter eingesetzt war, aber kurz vor Pippins Tode im Jahre 714 einem Attentat zum Opfer fiel. Wursing hatte zwei Söhne, Notgrim und Thiadgrim und neun Töchter, von denen sechs frühzeitig starben und drei sich verheirateten. Thiadgrim heiratete Liafburg, die Tochter des Notrad und der Adalburg. Die beiden Brüder Adalburgs, Willibrat und Thiadbrat, wurden von Willibrord in den geistlichen Stand aufgenommen. Thiadgrim und Liafburg hatten drei Kinder, deren Namen wir kennen: Liudger, Hildigrim, Bischof von Chalons, dann von Halberstadt, und Heriburg, die ebenfalls Nonne wurde. Notgrims Sohn Gerfrid, also Liudgers Vetter, trat gleichfalls in den geistlichen Stand ein und wurde als Liudgers Nachfolger der zweite Bischof von Münster. Der dritte Bischof von Münster war Altfrid, der Liudgers Leben beschrieben hat. Vermutlich ist er der Sohn einer Schwester Liudgers gewesen, deren Name uns nicht bekannt ist und die sich wohl in ihrer Heimat verheiratet hat. Als Nachkomme einer Schwester Liudgers wird auch der zweite Hildigrim, Bischof von Halberstadt, bezeichnet. Das Geschlecht Liudgers bietet so ein deutliches Beispiel dar, wie alte Adelsgeschlechter durch das Eintreten ihrer Angehörigen in den geistlichen Stand allmählich ausstarben.

Liudger ist um das Jahr 744, wahrscheinlich zu Zuilen an der Vecht, geboren. Er wurde in frühem Kindesalter dem heiligen Gregor, der die Klosterschule in Utrecht leitete, zur Erziehung übergeben. Als kleiner Knabe sah er dort, wie er selbst erzählt, den heiligen Bonifatius, als er hierhin 754 auf seiner verhängnisvollen Fahrt nach Friesland kam. Liudger setzte seine Studien in York unter Alkuins Leitung fort, wo er 767 zum Diakon geweiht wurde. 777 empfing er in Köln die Priesterweihe, nachdem er schon im Jahre 775 seine Missionstätigkeit in Deventer und Westfriesland begonnen hatte. Im Jahre 778 wurde er nach Dokkum als Nachfolger Liafwins geschickt. Er wirkte dann dort weiter, bis ihn 782 der Aufstand Widukinds zur Flucht zwang. Er ging nach Rom und von da nach dem Monte Cassino, um die Klosterregel des heiligen Benedikt kennenzulernen. Im Jahre 785 kehrte er, nachdem Widukind sich inzwischen unterworfen und die Taufe empfangen

hatte, nach Friesland zurück. König Karl gab nun das Land östlich der Lauwers, das den größten Teil des heutigen West- und Ostfrieslands ausmacht, unter seine Obhut. Die genauere Umgrenzung der fünf Gaue, die als Liudgers Wirkungsbereich genannt werden, ist folgende: der erste Gau, Hugmerki oder die Hugmark, umfaßt die Propsteien Oldehove, Bafflo und Leens. Der zweite Gau, der heute noch als Hunsingo erscheint, bildet die spätere Propstei Usquert. Der Fivelgau (Fivelingo) wird durch die Propsteien Loppersum und Farmsum bezeichnet. Der Emsgau nimmt die Propsteien Hatzum, Leer, Emden, Groothusen und das Brockmerland ein. Der Federgau ist die Propstei Uttum. Der Name der Insel, Bant, erscheint heute als die Benennung einer kleinen Sandbank südlich von Juist. Die See hat den größten Teil des alten Insellandes überflutet, und nur ein kleiner Teil ist jetzt noch übrig. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß das alte Bant den Namen eines größeren Gebietes bezeichnete, das noch eine einheitliche Landmasse bildete.

Wenige Jahre später wurde Liudgers Missionsbezirk auch auf Westfalen ausgedehnt. Es folgte die Gründung des Klosters in dem heutigen Münster, das ihm als Mittelpunkt seiner Wirksamkeit diente, und die Gründung des Klosters Werden an der Ruhr, das bis zum Tode Altfrids dem Bischofe von Münster unterstand. Nach der zweiten uns erhaltenen Lebensbeschreibung soll Liudger anfänglich bei der Klostergründung zwischen drei Orten geschwankt haben. Der erste Ort ist Wichmund unweit Zutphen an der Yssel. Dieser ist urkundlich zuerst 794 mit Liudger in Verbindung gebracht. Liudger bekundet die Absicht, dort eine Kirche zu bauen, was dann auch wirklich geschah. Die an dem Orte stehende Kirche wurde durch eine Überflutung der Yssel vor dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts zerstört. Der zweite Platz soll an der Erft gelegen gewesen sein. Dieser Ort, „bei dem Kreuz" genannt, wird in den Urkunden zuerst 795 erwähnt. Die Erft fließt unweit Neuß in den Rhein. Der Ort selbst ist vermutlich das zwischen Rüblinghoven und Wehl gelegene Einzelhaus „am Hagelkreuz". Schließlich entschied sich Liudger für den dritten Ort, Werden an der Ruhr. Seit 796 sind Schenkungen an der Ruhr für Liudger verzeichnet. Das Land zu Kloster und Kirche erwarb er 799. Eine Urkunde von 801 ist datiert „Diepenbeck am Ufer der Ruhr bei den Reliquien des heiligen Erlösers und der heiligen Maria". Es ist damit bezeichnet, daß die Reliquien hier ihre bleibende Stätte finden sollten. Als Ort des Klosters wird in der dritten Lebensbeschreibung Winberg (Widuberg) an der Ruhr genannt. Die Ausgestaltung des Klosters nahm wohl noch längere Zeit in Anspruch. Es kam dazu, daß Liudgers seelsorgerische Tätigkeit sich auf einen sehr ausgedehnten Bezirk erstreckte und er die meiste Zeit unterwegs sein mußte. Etwa um 804 wurde er zum Bischof geweiht und nahm als solcher in Münster seinen Sitz. Der Adel des Landes aber, dem daran lag, daß die Kirche mit dem ihrer Machtstellung entsprechenden und für die Wirkung auf das Volk erforderlichen Pomp auftrat, fand, wenn wir dem zweiten Biographen Liudgers trauen dürfen, daß der neue Bischof, in dem das klösterliche Streben nach Einfachheit nachwirkte, nicht genügend für den äußeren Aufwand sorgte, und führten Beschwerde darüber bei König Karl. Liudger gelang es aber, sich zu rechtfertigen. Möglicherweise ist allerdings diese Erzählung er-

funden, da sie sich nur in einer späteren Quelle findet. Er starb am 26. März 809 in Billerbeck und wurde in Münster begraben.

In der Geschichte des Klosters Werden haben die Verwandten Liudgers eine große Rolle gespielt. Nach seinem Tode leitete sein Bruder Hildigrim, Bischof von Halberstadt, und neben ihm Liudgers Vetter Gerfrid, sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhle von Münster, bis 839 die Geschicke des Klosters. Darauf führte Altfrid, der dritte Bischof von Münster, die Oberaufsicht. Nach seinem Tode 849 hörte die enge Verbindung des Klosters mit Münster auf, da der vierte Bischof, Liudbert, der Familie des Stifters fremd war. Weil aber das Gut des Klosters als Familieneigentum galt, scheint der Gründung eine große Gefahr dadurch erwachsen zu sein, daß die Verwandten Liudgers ungerechte Forderungen an den Besitz des Klosters stellten. Ein Angehöriger der Familie, Bertold, erhob solche Ansprüche an das Kloster und setzte sie auch durch. Die Mönche wandten sich darauf an den Königshof, und auf einer Synode, 863, wurden die Mönche für die rechtmäßigen Erben erklärt. Bertold starb bald darauf, und Hildigrim der Jüngere, der auch Liudgers Verwandter war, wurde zum Abte gewählt. Damit endeten 864 die Wirren.

Die aus den folgenden Blättern wiedergegebene Erzählung vom Leben Liudgers folgt der Hauptsache nach der Schrift des Bischofs Altfrid. Die Erzählung beruht, wie er selbst sagt, auf den Berichten, die dem Verfasser Liudgers Bruder, der Bischof Hildigrim, Liudgers Neffe, der Bischof Gerfrid, Altfrids Vorgänger, und Liudgers Schwester, die Nonne Heriburg, zu geben vermochten. Anderes soll von den Priestern Alubert, Atinga und Thiadbald berichtet worden sein. Alubert ist vermutlich der in der Werdener Schenkungsurkunde vom 24. Februar 796 genannte Geistliche, aber nicht der in der Lebensbeschreibung selbst vorkommende Alubert. Thiadbald ist in mehreren Werdener Urkunden aus Liudgers Zeit als Schreiber genannt. Von Atinga wissen wir nichts. Der Lebensbeschreibung Altfrids sind auf den folgenden Blättern zur Vervollständigung des Bildes einige legendenhafte Züge hinzugefügt worden, die der späteren Lebensbeschreibung von einem Mönche in Werden entnommen sind. Die Abfassungszeit der zweiten Lebensbeschreibung liegt wahrscheinlich um 850. Ein vorher ihr zugerechnetes Buch der Wunder, die nach Liudgers Tode geschahen, ist der dritten Lebensbeschreibung zuzuweisen, die von zwei Mönchen in Werden nach 864 abgefaßt ist. Diese dritte Lebensbeschreibung kann sich mit den ersten beiden an Wert nicht messen. Während die anderen beiden schlicht und klar sind, ist die dritte schwülstig, mit rhetorischem Pomp überladen. Im übrigen gibt die zweite Lebensbeschreibung zum großen Teil wörtlich die erste wieder. Nur wo der Verfasser Dinge mitzuteilen hat, die ihm aus den Erzählungen der Jünger Liudgers bekannt geworden waren, erweitert er die Darstellung durch seine eigenen Zusätze. Eine spätere Lebensbeschreibung in rhythmischer Form, die mehr dichterische und religiöse Zwecke hat, kommt an dieser Stelle nicht in Betracht.

In den Tagen Radbods, des Königs der Friesen, lebte ein vornehmer Mann in diesem Volke, mit Namen Wursing und dem Beinamen Ado, der, obgleich er den Glauben an die heilige Dreifaltigkeit noch nicht kannte, doch ein Helfer der Armen, ein Schützer der Unterdrückten und unbestechlich in seinem Urteil war. In dieser Zeit mußten viele großes Ungemach von dem König und seinen Dienern leiden. Einige ließ der König tückischerweise töten und ihren Besitz einziehen. Andere trieb er aus dem Lande und nahm auch ihnen Hab und Gut. Wursing aber, von dem wir sprachen, entzog sich nicht der Pflicht, der Wahrheit vor dem König und seinen Leuten die Ehre zu geben, und schonte in seinem gerechten Eifer niemanden, wie hoch er auch stand. Deshalb hatte er von dem grausamen König viele Nachstellungen zu erdulden, der schließlich befahl, ihn meuchlerisch zu töten und sein Vermögen zu beschlagnahmen. Weil ihm aber alle Menschen wohlgesinnt waren, wurde ihm der schlimme Anschlag durch einen Ratgeber des Königs hinterbracht.

Da ergriff Wursing mit seiner Gattin Adalgard, seinem Sohne Notgrim und einigen wenigen seiner Diener heimlich die Flucht und gelangte zu einem Herzog der Franken, der Grimold hieß. Von diesem wurde er gütig aufgenommen und wohnte fortan im Lande der Franken. Dem katholischen Glauben gewonnen, ward er mit seiner Gattin, seinem Sohn und dem übrigen Hause des Heils der Taufe teilhaftig. Als aber der Herzog Grimold starb, behielten die Herzöge der Franken Wursing weiter bei sich und hielten ihn in hohen Ehren. Seine Gattin gebar ihm in der Fremde einen zweiten Sohn mit Namen Thiadgrim und eine Tochter und schied dann in Frieden von dieser Welt. Auch sechs ihrer Töchter wurden in kindlichem Alter dahingerafft. Der Vater erzog seine beiden Söhne und die drei Töchter, die ihm geblieben waren, in der Furcht des Herrn und blieb die weitere Zeit seines Lebens unbeweibt. Nun geschah es aber, daß König Radbod an der Krankheit zu leiden begann, an der er schließlich auch starb. Er siechte sechs Jahre lang allmählich dahin, bis der Tag seines Todes kam. In dieser Zeit begann auch seine Macht zu schwinden und die Herrschaft der Franken sich auszubreiten. Als nun der König so elend daniederlag, schickte er zu Wursing und ließ ihm sagen, er solle wieder zu ihm kommen, er wolle ihm auch sein Erbe wiedergeben. Noch vieles andere versprach er ihm, wenn er sich mit ihm versöhnen wolle, aber Wursing widerstrebte seinem Ver-

langen. Wiederum schickte Radbod zu ihm und forderte ihn auf, wenn er selbst nicht kommen wolle, wenigstens seinen Sohn zu senden. Er schwor dabei, er werde ihm alles geben, was er dem Vater versprochen habe. Wursing ließ sich endlich erweichen und schickte seinen jüngeren Sohn zu ihm. Der König nahm ihn gütig auf, ehrte ihn damit, daß er ihn bei sich wohnen ließ, und gab ihm sein väterliches Erbe zurück. Der Vater mit dem älteren Sohne und den Töchtern aber blieb im Gebiete der Franken, bis der König Radbod gestorben war.

Es trug sich aber zu, daß Pippin, der Herzog der Franken, aus dem Leben schied. Sein Sohn Karl erhielt das Reich des Vaters und dehnte die Herrschaft der Franken über viele Stämme aus. Auch Friesland fügte er nach dem Tode Radbods dem väterlichen Machtbereiche hinzu. In dem Lande wirkte damals der heilige Willibrord als Prediger des Evangeliums und ihm war als Bischofssitz die Burg Utrecht (Trajectum) gegeben. Herzog Karl aber gab nunmehr die Stadt Wursing zum Lehen und zog ihn so wieder in sein Vaterland, damit er helfe, das Christentum zu stärken. Wursing nahm also sein Erbe in Besitz und wohnte in der Nähe von Utrecht. Er selbst wie seine Söhne und Angehörigen mühten sich, dem heiligen Willibrord beizustehen, wie immer sie konnten. Willibrord liebte ihn sehr, weil er gut und freundlich, glaubensstark und rein in seinem Lebenswandel war. Sein ältester Sohn, Notgrim, führte auch eine christliche Gattin heim, und die drei Töchter schlossen noch zu Lebzeiten des Vaters christliche Ehen. Alle seine Kinder standen in vertrautem Umgang mit dem heiligen Willibrord und ebenso mit dem heiligen Bonifatius, der nach ihm in jenen Gegenden als erleuchteter Bekehrer glänzte, bis er, mit dem Märtyrertod gekrönt, bei dem Orte Dokkum sein Leben lassen mußte, wie es die Schriften über ihn bezeugen.

Von Wursings Sohn Thiadgrim und seiner Gattin Liafburg und von Liudgers Geburt

Nach dem Tode Wursings heiratete sein jüngerer Sohn Thiatgrim ein Mädchen namens Liafburg, die Tochter des Notrad und der Adelburg. Diese Adalburg hatte schon vorher ihre beiden Brüder dem heiligen Willibrord übergeben, daß er sie in dem christlichen Glauben erziehe. Von ihnen hieß der ältere Willibrat, der jüngere Thiatbrat. Diese waren die ersten, die aus dem Stamme der Friesen das geistliche Gewand trugen. Von ihnen starb der ältere als Diakon, der jüngere

erlangte keine kirchliche Würde, sondern starb in frühem Alter. Als nun Liafburg geboren wurde, lebte noch ihre Großmutter, die Mutter ihres Vaters, die ganz und gar dem christlichen Glauben abhold war. Dieses nicht mit Namen zu nennende Weib war erbost darüber, daß ihre Schwiegertochter nur Töchter zur Welt gebracht hatte und ihr Sohn keinen Erben besaß. Sie schickte deshalb Schergen aus, welche das neugeborene Kindlein von der Mutterbrust reißen und töten sollten, bevor es die Muttermilch gesogen hatte. Denn so war es die Sitte der Heiden, daß, wenn sie einen Sohn oder eine Tochter beseitigen wollten, sie es tun mußten, bevor das Kind die erste Nahrung zu sich genommen hatte. Die Henkersknechte ergriffen also das Mädchen, wie es ihnen befohlen war, und schleppten es fort. Ein Leibeigener trug es zu einem Kübel, der voll Wasser war, um es darin zu ertränken. Aber durch eine wunderbare Gnade des Himmels geschah es, daß das Kind, das noch nicht an der Mutterbrust gelegen hatte, beide Ärmchen ausstreckte, mit den Händen den Rand des Kübels faßte und sich gegen das Untertauchen wehrte. Diese Kraft des zarten Mägdleins muß, wie wir glauben, aus göttlicher Quelle geflossen sein. Denn es war ihr bestimmt, daß aus ihrem Schoß zwei Bischöfe hervorgehen sollten, Liudger und Hildigrim. In dem Augenblick der höchsten Not kam nun nach Gottes Fügung eine Nachbarin hinzu, und von Mitleid ergriffen, entriß sie das Kind den Händen der Schergen, lief mit ihm in ihr Haus, schloß hinter sich das Tor zu, nahm einen Topf, in dem Honig war, und tat davon dem Kind in den Mund, das den Honig sogleich aufsog und schluckte. Inzwischen kamen die Knechte, um den Befehl ihrer Herrin zu vollführen, denn das teuflische Weib beherrschte das ganze Haus ihres Sohnes. Die Frau aber, die das Kind geraubt hatte, sagte, es habe bereits von dem Honig genossen, und zeigte, wie es noch seine Lippen leckte. Aus diesem Grund war es nach der heidnischen Sitte nicht mehr erlaubt, das Kind zu töten. Da gingen die Henkersknechte fort, und die Frau, die das Kind an sich genommen hatte, zog es in der Verborgenheit auf, indem es ihm Milch durch ein Horn eingab. Auch schickte die Mutter heimlich die Amme des Kindes, die es mit allem Nötigen versah, bis die grausame Großmutter gestorben war. Dann nahm die Mutter ihr Kind wieder zu sich.

Als das Mädchen herangewachsen war, wurde es Thiatgrims Gemahlin. Und als dieser einige Zeit nach ihrer Vermählung von einer längeren Reise heimkehrte, wurde ihm gesagt, daß sein Weib schwanger sei

und ihrer Niederkunft entgegensehe. Wie die junge Frau hörte, daß ihr Mann wieder da sei, stürmte sie ihm in ihrer übergroßen Freude entgegen. Dabei strauchelte ihr Fuß, sie stürzte zu Boden, ein Pfahl drang ihr in die Seite und sie wurde für tot davongetragen, so daß niemand glaubte, weder daß sie wieder zum Leben erwachen, noch daß das Kind, das sie im Schoß trug, lebend zur Welt kommen werde. Aber Gottes Gnade belebte wieder ihren Atem und sie wurde völlig geheilt. Wenige Tage später ward auch das Kind geboren und zeigte keine Spur einer Verletzung. Der Knabe wurde darauf getauft und erhielt den Namen Liudger. Sowie er gehen und sprechen konnte, fing er an, Stückchen von Tierhaut und Baumrinden zu sammeln, die wir für Lampen zu verwenden pflegen, und was er ähnliches finden konnte. Während die anderen Knaben spielten, nähte er sich aus den gesammelten Stücken eine Art von Büchern zusammen, und nachdem er sich eine schwarze Flüssigkeit gesucht hatte, ahmte er mit einem Stöckchen die Schreiber nach und brachte seiner Wärterin die Bücher, sie solle sie ihm als wertvolle Schriften aufbewahren. Und wenn ihn jemand fragte: „Was hast du heute getan?" sagte er, er habe den ganzen Tag Bücher gemacht und in ihnen geschrieben oder gelesen. Wenn er wiederum gefragt wurde: „Wer hat es dich denn gelehrt?" antwortete er: „Gott hat es mich gelehrt." So war er schon im zarten Kindesalter auf das bedacht, was er später in Gottes Dienste zur Ausführung brachte.

Wie Liudger zu dem Abt Gregor kam

Als er nun größer wurde, bat er seine Eltern, daß sie ihn einem Geistlichen zur Erziehung übergäben. Jene, die gütigen Sinnes waren, priesen Gott, als sie den frommen Eifer ihres Kindes erkannten, und brachten ihn zu dem ehrwürdigen Gregor, dem Schüler und Nachfolger des heiligen Märtyrers Bonifatius, daß er ihn zum Dienst des Herrn erzöge. Dieser nahm ihn voll Freuden bei sich auf, und als er den klugen Geist des Knaben erkannte, unterrichtete er ihn aufs sorgfältigste. Liudger gedieh in der Furcht Gottes, legte die weltliche Kleidung ab und widmete sich im Kloster zu Utrecht ganz dem Studium der geistlichen Wissenschaften. Es waren aber in der Schule Gregors noch andere vornehme und begabte Schüler, von denen einige später Bischöfe wurden, andere in niedrigeren Graden als geistliche Lehrer wirkten. Bei diesen erfreute sich Liudger großer Beliebtheit, weil er sanftmütig, heiteren

Sinnes, aber doch nicht übermäßig zum Lachen geneigt war, und in allem, was er tat, Umsicht und Mäßigung zeigte. Er gab sich eifrig der Betrachtung über die heiligen Bücher hin, besonders über die, welche sich auf den Ruhm Gottes und die katholische Lehre bezogen. Deshalb wurde er von seinem ehrwürdigen Lehrer geliebt wie sein eigenes Kind.

Inzwischen kam ein Mann von England mit Namen Alubert zu dem Abt Gregor, um mit Gottes Hilfe das Volk in jener Gegend zu lehren, denn sie waren noch ungeschult im Glauben. Gregor empfing ihn mit großer Freude, und als er sah, daß er gut und klug war, redete er ihm zu, daß er das Bischofsamt übernehme. Denn Gregor selbst war nicht zum Bischof geweiht, sondern hatte nur den Grad eines einfachen Priesters. Der klardenkende Mann aber erwiderte: „Bedenke, daß ich mit Wissen und Willen meines Bischofs hierhergekommen bin, schicke mich und wen du von den Brüdern sonst auswählen willst, nach dem Lande, aus dem ich stamme, damit wir, ich und sie, von meinem Bischof die Weihe empfangen. Unter dieser Bedingung bin ich einverstanden." Das hörte Gregor gern und ließ Liudger und einen anderen, schon älteren Bruder, mit Namen Sigibod, mit ihm zu dem Bischof, von dem Alubert gesprochen hatte, (nach York) ziehen. Dieser weihte Alubert zum Bischof, Sigibod zum Priester, Liudger zum Diakon, und sie blieben dort ein Jahr. In jenem Orte war auch Alkuin Lehrer, der später in den Zeiten Karls zu Tours in Frankreich das Lehramt übte. Ihm schloß sich Liudger gleich an und lauschte begierig seinen Worten. Nach einem Jahr aber kehrten die abgesandten Brüder unter Gottes Führung zum Abt Gregor zurück, der sie gütig aufnahm und sich sehr über ihre Ankunft freute. Fortan blieb Alubert bei ihm und war mit ihm an dem Werke Gottes tätig.

Da aber der heilige Liudger das Verlangen hatte, sich an der süßen Speise ganz zu sättigen, von der er bereits gekostet hatte, erbat er von dem Abt Gregor Urlaub, um zu dem Meister Alkuin zurückzukehren. Das sah Gregor aber ungern und verweigerte ihm seine Bitte, er wollte ihm indessen nicht wehtun und suchte ihn mit freundlichen Worten zu beruhigen. Wie er jedoch sah, daß er durch keine Einwendungen von seinem Vorhaben abzulenken sei, ließ er seinen Vater kommen und bat ihn, den Sohn von der geplanten Reise abzubringen. Aber der junge Geistliche beharrte weiter auf seinem Wunsche. Da wurden seine Eltern und Gregor durch seine Bitten endlich erweicht und entließen ihn zu seinem Meister nach York, indem sie ihm alles mitgaben, was für die Reise nötig

war. Alkuin nahm ihn voll Freuden auf, und Liudger wurde, wie er es überall gewesen war, wegen seines guten Verhaltens und seines Lerneifers allen teuer. Er blieb dort drei Jahre und sechs Monate und machte große Fortschritte in den geistlichen Studien. Er wollte noch länger bleiben, aber es erwies sich als unmöglich. Denn als einst die Bürger der Stadt gegen ihre Feinde ins Feld zogen, ereignete es sich, daß der Sohn eines Grafen des Gaues von einem friesischen Händler im Streit erschlagen wurde, und deshalb beeilten sich die Friesen, das Land der Angeln zu verlassen, aus Furcht, der Blutrache der Verwandten des getöteten Jünglings zum Opfer zu fallen. So entließ Alkuin schweren Herzens Liudger und gab ihm außer den fortziehenden Kaufleuten einen Diakon mit Namen Putul als Begleiter, weil er besorgte, daß er sonst aus Lerneifer eine andere Stadt in der Gegend aufsuchen und von den Angehörigen des Getöteten Nachstellungen erleiden würde. Er sagte, er wolle lieber selbst sterben, als daß seinem geliebten Sohne ein Leid geschähe. Liudger gelangte auf diese Weise glücklich in die Heimat zurück, wohl versehen mit reichen Kenntnissen und mit einer Anzahl Bücher, und er war dem Vater Gregor und den übrigen nun noch lieber, da er noch mehr an Weisheit zugenommen hatte. Der Diakon aber, der mit ihm gekommen war, reiste nach Alkuins Anweisung weiter nach Rom, um eine Zeitlang dort zu verweilen. Er kam dann später als Priester mit Alkuin nach Frankreich.

Wie nach Liafwin Liudger die Götzenbilder in Friesland zerstörte

Unterdessen kam ein frommer und gelehrter Priester aus englischem Geschlecht, mit Namen Liafwin, zum Abt Gregor. Er sagte ihm, der Herr sei ihm dreimal in einem furchterregenden Traumgesicht erschienen und habe ihm geboten, in dem Grenzgebiet der Franken und Sachsen an dem Flusse Yssel (Isela) den Menschen die Heilslehre zu verkünden, und er bat, daß man ihn nach dem Flusse, den ihm Gott bestimmt habe, bringen solle. Darauf war Gregor, zu dessen Sprengel die Stelle gehörte, voll Güte darauf bedacht, seinen Wunsch zu erfüllen, und pries Gott, daß er sich seines Volkes annehme. Mit Liafwin schickte er den Knecht Gottes Markhelm aus, der gleichfalls aus anglischem Geschlecht und von dem heiligen Willibrord von Kindesbeinen an für den Dienst der Kirche erzogen worden war, daß er ihn dem Volke zum Oberhaupt gebe. Der Priester Liafwin fand Aufnahme bei einer frommen Matrone namens

Averhild und anderen Gläubigen, streute den Samen des Heils aus und bewässerte die Gefilde der Seelen. Von dort aus durchzog er predigend das Land und kam auch öfter in das Gebiet der Sachsen, um, soviel er vermochte, hier die Seelen für Christus zu gewinnen. Sie errichteten auch ein Bethaus auf der Westseite des Flusses an dem Orte, der Wilp (Huilpa) heißt. Darauf bauten sie weiter eine Kirche auf dem Ostufer an der Stätte, deren Namen Deventer ist. Wie nun das Volk zu der Predigt des heiligen Mannes zusammenströmte, ergrimmten die Sachsen, die zu dieser Zeit dem Heidentum anhingen, sammelten einen Heerhaufen, vertrieben die Christen von jenen Orten und äscherten die Kirche ein. Da kehrte der Gottesmann Liafwin zu dem Abt Gregor zurück und suchte Trost bei Gott. Aber als sich der Aufruhr gelegt hatte und die Räuber in ihr Land zurückgekehrt waren, baute er die verbrannte Kirche neu auf und fuhr in der gewohnten Weise fort, die Botschaft des Heils seiner Herde zu offenbaren, bis er schließlich in dem Herrn entschlief und in derselben Kirche begraben ward.

Nach dem Heimgang des heiligen Liafwin verwüsteten die Sachsen aufs neue die Gegend (776) und steckten die Kirche in Brand. Drei Tage suchten sie nach der Leiche des Entschlafenen, ohne sie finden zu können. Auch der Abt Gregor ging heim zu Gott, und das Hirtenamt übernahm sein Neffe Albrich, der Liudger sehr zugetan war und so zu ihm sprach: „Weil du mein herzlieber Bruder bist, bitte ich dich, daß du meinen sehnlichen Wunsch erfüllst. Die Stätte, wo der Heilige des Herrn, der Priester Liafwin, den du kennst, bis an sein Lebensende gewirkt hat und an der auch sein Leib begraben ist, liegt verödet, deshalb suche sie wiederherzustellen und baue über dem Körper des Heiligen eine Kirche." Liudger gehorchte den Worten Albrichs und suchte an dem genannten Orte den Leichnam des Heiligen, fand ihn aber nicht. Trotzdem begann er dort, wo er ihn vermutete, eine Kirche zu erbauen. Als nun schon der Grund der Kirche gelegt war und die Wände hochgeführt werden sollten, erschien ihm im Traume der Priester des Herrn, Liafwin, und sprach zu ihm: „Geliebter Bruder Liudger, du hast wohl daran getan, Gottes Tempel wieder aufzubauen, den vordem die Heiden zerstört haben, aber auch meinen Körper, den du suchst, wirst du unter der Ostwand des von dir errichteten Baues begraben finden." Liudger fand in der Tat den Leichnam an der Stelle, die ihm im Traum offenbart war, und er ließ die Grundmauern des Baues nach Osten zu so erweitern,

daß das Grab in das Innere der Kirche zu liegen kam. Nachdem die Kirche vollendet und geweiht war, wurde sie nie wieder von den Heiden entweiht. Bis auf den heutigen Tag werden vielmehr von Gott durch seinen Heiligen, Liafwin, darin viele Wunder gewirkt, und es befindet sich dort auch jetzt noch eine Wohnstätte geistlicher Brüder. Hierauf sandte Albrich Liudger mit anderen Gottesknechten aus, die Tempel und verschiedenen Opferstätten der heidnischen Götzen im Lande der Friesen zu zerstören. Sie vollführten den Befehl und trugen einen großen Schatz herbei, den sie in den Heiligtümern gefunden hatten. Davon erhielt Kaiser Karl zwei Drittel, das letzte Drittel aber hieß er Albrich für seine Zwecke verwenden.

Sowie aber Albrich das Bischofsamt für den Bezirk erhalten hatte, ließ er auch Liudger die Priesterwürde erteilen und setzte ihn als Kirchenlehrer in dem Ostergau ein, an dem Orte, wo der heilige Bonifatius die Märtyrerkrone erlangt hatte. Albrich teilte das Jahr in vier Quartale, derart, daß er selbst im Kloster Utrecht während des Frühlings drei Monate die Oberleitung über die geistlichen Studien und das Gemeinschaftsleben der Mönche hatte, der Priester Adalger drei Monate im Sommer, nach ihm Liudger drei Monate im Herbst und schließlich der Priester Thiatbrat drei Monate im Winter. Wie nun an Liudger die Reihe war, pflegte er nach dem Psalmengesang und den Gebeten, die er stets geliebt hatte, jedesmal sich niederzulegen im Söller der Kirche des heiligen Erlösers, die Willibrord erbaut hatte. Da erschien ihm eines Nachts der ehrwürdige Abt Gregor im Traumgesicht und sprach: „Bruder Liudger, folge mir!" Als er ihm nachging, führte er ihn auf eine Anhöhe und schüttete vor ihm etwas wie eine Menge von Pergamentblättern und Gewandfetzen aus, indem er sprach: „Sammle das in Haufen." Und als Liudger daraus drei Haufen gebildet hatte, sprach er weiter: „Verteile das gut im Dienste Gottes und ich werde mich dir immer freigebig erweisen." Er bezeichnete ihn dann mit dem Zeichen des Kreuzes und verschwand. Als es nun Morgen geworden war, erzählte Liudger seinen Traum dem Propste des Klosters, der Haddo hieß, und dann dem Hüter der Kirche, dem frommen Markhelm. Da deutete ihm Markhelm sofort seinen Traum, wie er sich später auch bewahrheitete, indem er sagte: „Die drei Haufen, die du sammeltest, bedeuten drei Völker, die du noch als Hirte leiten wirst." Liudger aber sprach: „Möge mein Wirken an der mir von Gott bestimmten Stelle gute Früchte tragen!"

Wie Liudger von Widukind vertrieben wurde, nach Rom ging und dann im Sachsenland Bischof wurde

Als nun Liudger im friesischen Lande ungefähr sieben Jahre gewirkt hatte, erhob sich der Vater des Verbrechens, Widukind (782), der Herzog der bis dahin heidnischen Sachsen. Er brachte die Friesen wieder von Gottes Wegen ab, verbrannte die Kirchen, die Diener Gottes vertrieb er und bis zur Vlie* brachte er die Friesen dahin, den christlichen Glauben zu verlassen und nach ihrer früheren heidnischen Sitte den Götzen zu opfern. Auch der Bischof Albrich fand in diesem verruchten Umsturz sein Ende. Da verließ Liudger notgedrungen diese Gegend, seine Schüler ließ er zurück und nahm nur zwei von ihnen mit, die Brüder Hildigrim und Gerbert mit dem Beinamen Castus. Er ging zuerst nach Rom und von dort weiter nach dem Kloster des heiligen Benedikt im Königreich Benevent. Hier lernte er im Verkehr mit den Mönchen die Regel des heiligen Vaters Benedikt. Er war begierig, nach dieser Regel in seiner Heimat ein Mönchskloster zu gründen, was er später mit Gottes Beistand an dem Orte, der Werden (Werthina) heißt, zur Ausführung brachte.

Nach zweieinhalb Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und sein Ruf gelangte zu den Ohren des glorreichen Fürsten Karl. Und dieser setzte ihn (785) zum Lehrer ein im Stamme der Friesen, östlich vom Flusse Lauwers, über fünf Gaue, deren Namen sind Hugmerchi (Hugmark), Hunusga (Hunsegau), Fivilga (Fivelgau), Emisga (Emsgau), Federitga (Federgau), und östlich der Ems eine Insel, welche Bant heißt. Er bemühte sich nun unablässig, den Strom der Heilslehre über die ihm anvertrauten Gefilde zu ergießen, die heidnischen Heiligtümer zu zerstören und den Schmutz des früheren Irrglaubens abzuwaschen. Er trachtete aber auch, die Ströme des rechten Glaubens weiter zu ergießen, und zog über das Meer nach einer Insel, die an der Grenze der Friesen und Dänen liegt und, nach dem Namen eines falschen Götzen Fosete, Fosetesland (später Helgoland) genannt wird. Als sich ihr das Schiff näherte, stand er da, in der Hand das Kreuz, und sandte zu Gott sein Gebet und seinen Dank empor. Die Leute auf dem Schiffe sahen eine tiefe Finsternis über dem Lande lagern, bei ihrem Nahen jedoch wich sie hellem Sonnenschein. Da sprach der Heilige: „Ihr seht, wie durch Gottes Gnade die Finsternis weicht, die vorher über der Insel lag." Als sie dann auf die

* Zwischen Vlieland und Terschelling.

Insel kamen, zerstörten sie alle Heiligtümer, die dem Gotte Fosete dort erbaut waren, und errichteten an ihrer Stelle christliche Kirchen. Und als Liudger die Einwohner des Landes den Glauben an Christus gelehrt hatte, taufte er sie unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit an einer Quelle, die dort entsprang und an der schon vorher Willibrord drei Menschen getauft hatte. Aus dieser Quelle, die als heilig galt, hatte vorher jeder nur schweigend Wasser zu schöpfen gewagt. Auch einen Häuptlingssohn, Landrich mit Namen, taufte er an dieser Quelle. Später unterwies er ihn in den heiligen Wissenschaften und weihte ihn zum Priester. Dieser war viele Jahre der geistliche Führer der Friesen. Darauf aber brach durch die Macht des Bösen wieder die Nacht des Unglaubens von den Ostfriesen aus herein. Ihre verruchten Häuptlinge waren Unno und Eilrat. Die Kirchen wurden verbrannt und die Diener Gottes vertrieben. Jedoch aufs neue erstrahlte die Sonne der Gerechtigkeit und die Finsternis des Unglaubens wich, so daß nach Verlauf eines Jahres der heilige Liudger mit den Seinen nach alter Gewohnheit treulich die himmlische Speise dem Volke reichen konnte und das Land mit des Herrn Hilfe dem rechten Glauben erhalten blieb.

Zu dieser Zeit wurde Widukind besiegt und bekehrt, und ein frommer Abt mit Namen Benrad wurde von dem König als Prediger zu den Westsachsen geschickt. Als dieser nun nach kurzer Zeit zu Gott einging, war es schwierig, im Reiche der Franken einen Mann zu finden, der bereit war, das Bekehrungswerk bei den Heiden zu übernehmen. Während noch der König Karl eifrig darüber nachdachte, wen er entsenden könne, geschah es, daß in der Stadt Trier der Bischofsstuhl frei wurde (nach dem Tode Wiomads 791), und er bot Liudger die Leitung dieser Kirche an. Jener aber erwiderte, eine so große Kirche könne ihn als Bischof nicht brauchen und es seien viele gelehrtere und einer solchen Ehre würdigere Männer da. Viel besser könne er selbst zu unwissenden Menschen geschickt werden und, wenn es da dem König gefalle, wolle er gern das Werk bei den Sachsen übernehmen. Über diese seine Antwort freute sich der König sehr und er setzte ihn zum Seelenhirten im westlichen Teile des Sachsenlandes ein. Sein Hauptsitz lag in dem Sudergau an einem Orte, der Mimigerneford (Münster) heißt, wo er dem Herrn ein ansehnliches Kloster nach der kanonischen Mönchsregel errichtete. Er strebte nach seiner Art mit eifrigem Bemühen dahin, das rauhe Volk der Sachsen in der Glaubenslehre zu fördern und, nachdem die Dornen des Götzen-

dienstes ausgerissen waren, den Samen des Gotteswortes überall auszustreuen, Kirchen zu bauen und in ihnen als Priester Männer einzusetzen, die er sich zu Mithelfern am Bekehrungswerke erzogen hatte. Er trachtete mit dem begonnenen Bekehrungswerke vielen Völkern zu nützen, indessen lehnte er demütigen Sinnes das Bischofsamt ab und ging häufig seine Jünger an, daß einer von ihnen die Stellung des Bischofs übernehme. Als der Bischof Hildibald (von Köln) ihm zuredete, sich doch zum Bischof weihen zu lassen, wies er es mit dem Apostelwort zurück: „Ein Bischof muß untadelhaft sein." Er sagte in seiner Bescheidenheit seufzend, das treffe für ihn ganz und gar nicht zu. Schließlich fühlte er sich doch durch den einstimmigen Wunsch und mehr noch durch Gottes Ratschluß besiegt und gab seine Einwilligung, um nicht dem allgemeinen Verlangen, ja Gottes Willen entgegen zu sein. Nachdem er nun zum Bischof geweiht war, teilte er weiter voll Klugheit und Mäßigung dem ihm anvertrauten Volke der Sachsen die Zeugnisse des Heils in reichem Maße aus, bis er sie zum vollkommenen Glauben gebracht hatte. Die fünf Gaue in Friesland, die er vorher vom Heidentum zur Erkenntnis der wahren unteilbaren Dreieinigkeit geführt hatte, blieben, weil sie vorher keinen Bischof gehabt hatten, seinem Bistum angegliedert, und so war es auch bei seinem Nachfolger. Schließlich gab ihm König Karl im Reiche der Franken in der Landschaft Brabant, an dem Orte, der Lotosa (Leuse) heißt, ein Kloster des heiligen Petrus zu eigen mit allen Liegenschaften, Kirchen und Dörfern. So erfüllte sich der Traum von den drei Haufen, den ihm Markhelm einst dahin gedeutet hatte, daß er die Führung dreier Völker bedeute.

Wie Liudger in Friesland dem blinden Bernlev das Augenlicht wiedergab

Obschon uns die Verkündigung des Evangeliums und die Erleuchtung der Menschenherzen über die Wunderwirkungen und Wunderzeichen geht, so wollen wir doch zu Ehren des allgütigen Gottes einiges anführen, was uns an solchen Taten von dem heiligen Manne berichtet ward.

Einst kam Liudger, um das Evangelium zu verkünden, in Friesland in ein Dorf namens Holwerde (Helewird). Dort nahm ihn eine Frau mit Namen Mensvit in ihrem Hause auf. Und als er mit seinen Schülern bei Tische saß, wurde ihm ein Blinder vorgeführt, der Bernlev hieß

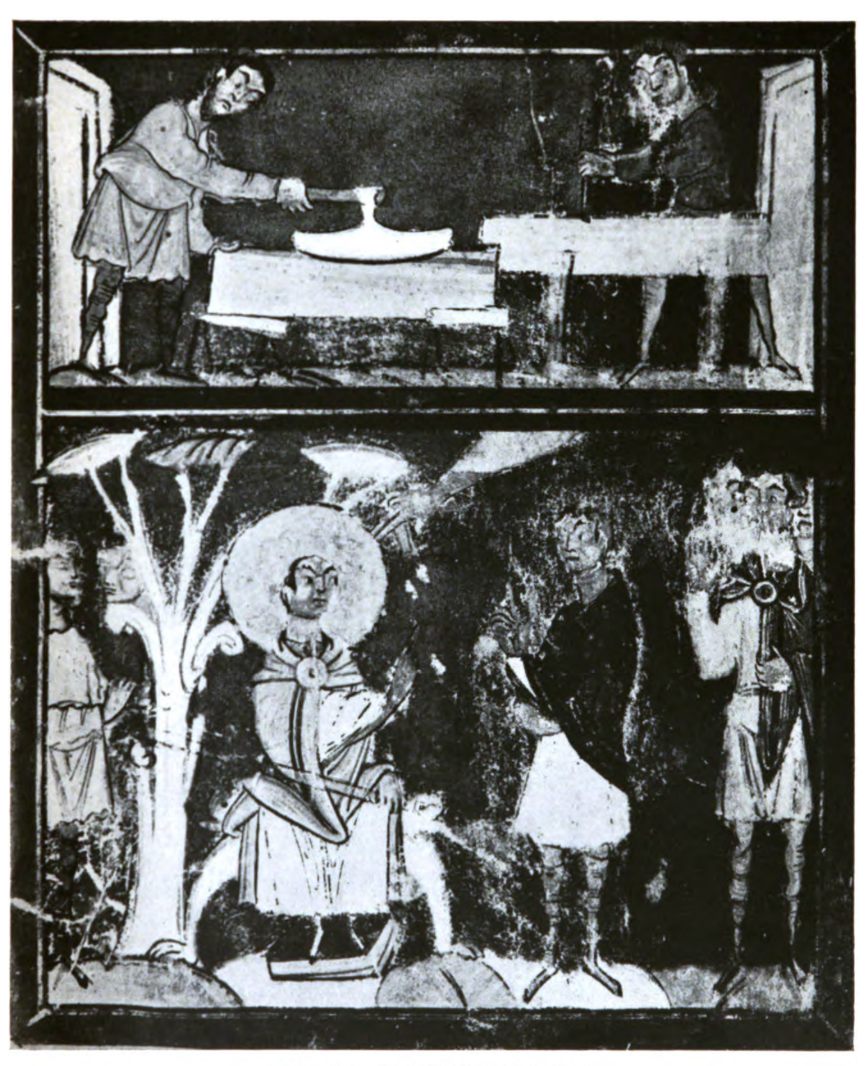
und von den Leuten im Umkreise sehr geschätzt wurde, weil er von freundlicher Gemütsart war und Gesänge von den Taten der Alten und den Kämpfen der Könige wohl verstand vorzutragen. Aber er war schon seit drei Jahren mit Blindheit geschlagen, derart, daß ihm kein Schein von den äußeren Dingen blieb. Als er kam, sah ihn Liudger mit heiterem Antlitz an und fragte ihn, ob er ihm beichten wolle, und als er es bejahte, sagte er ihm, er solle am nächsten Tage zu ihm kommen. Als nun am folgenden Morgen der Heilige ausritt, begegnete ihm der Blinde. Er stieg ab, nahm sein Pferd beim Zügel, führte Bernlev mit sich aus dem Menschenschwarm, und als er ihm seine Sünden gebeichtet hatte, erteilte er ihm die Absolution. Darauf machte er das Zeichen des Kreuzes über seinen Augen, und indem er seine Hand faßte, fragte er ihn, ob er etwas sehe. Jener sagte voll großer Freude, er könne seine Hand sehen. Liudger erwiderte: „So danke dem allmächtigen Gott." Indem sie nun über den katholischen Glauben miteinander sprachen, gelangten sie zu einem Dorfe namens Warfum (Werfhem), und er fragte ihn aufs neue, ob er nun sehen könne. Bernlev nannte das Dorf sofort mit dem richtigen Namen und rief, daß er die Bäume und die einzelnen Gebäude genau erkennen könne. Darauf sagte Liudger wiederum: „So danke Gott, er hat dir das Augenlicht wiedergeschenkt." Und als sie nach einem Dorfe Visquard (Wiskwirt) gekommen waren, in dem eine Kapelle stand, hieß er ihn mit ihm eintreten und zu Gott ein Dankgebet emporsenden, und er nahm ihm sein Wort ab, daß er bis zu seinem Tode niemand sagen solle, wie er geheilt worden sei. Jener folgte seinem Geheiß und ließ sich noch zum Schein einige Tage wie ein Blinder herumführen. Nach dem Tode des Heiligen aber erzählte er die Geschichte seiner Heilung.

Bei der zweiten Vertreibung der Diener Gottes aus Friesland, von der wir bereits gesprochen haben, befahl der heilige Liudger demselben Bernlev, weil er allgemein geliebt war, in den Häusern herumzugehen und die auf den Tod liegenden kleinen Kinder zu taufen, indem er einfach unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit sie mit Wasser besprengte. Jener folgte gern seinem Befehl und taufte in dem allgemeinen Aufruhr achtzehn Kindlein, die gleich, nachdem sie getauft waren, verschieden, mit Ausnahme von zweien, die der hochselige Liudger, als er wiederkam, mit dem heiligen Chrisam salbte. Wo immer Bernlev den Gottesmann fand, lernte er von ihm Psalmen, und das wiedergewonnene

Augenlicht blieb ihm erhalten, bis er hochbetagt in Frieden entschlief. Als er auf dem Totenbette lag, fragte ihn seine Gattin weinend, wie sie nach seinem Tode weiterleben sollte, darauf erwiderte er: „Wenn ich von Gott etwas erlangen kann, so sollst du nach meinem Heimgange nicht allzu lange auf Erden bleiben." Und obwohl sie noch gesund und wohlbehalten war, als sie diese seine Antwort erhielt, folgte sie am fünfzehnten Tage ihrem Manne im Tode nach.

Von einem Traum, den Liudger hatte

Zu einer anderen Zeit weilte der heilige Liudger in der Nähe des Meeres an einem Orte namens Woerden (Werdina). Es war dort sein väterlicher Boden, und er baute darauf eine Kirche. Da hatte er in einer Nacht einen schrecklichen Traum, den er seiner Schwester Heriburg erzählte: „Ich sah", sprach er, „eine Sonne von Norden her über dem Meer emporsteigen und finstere Wolken ihr nachziehen. Das Gestirn entschwand rasch vor meinen Augen und die hinter ihm herziehenden schwarzen Wolken standen statt seiner über dem Meer. Nach langer Zeit ging eine neue Sonne auf, die kleiner und blasser als die erste war, und trieb die Wolken vor sich her über das Meer." Während er dies sagte, überströmten Tränen sein Angesicht. Als seine Schwester ihn weinen sah, fing sie selbst zu weinen an und fragte: „Was soll denn wohl dieser Traum bedeuten?" Er antwortete ihr: „Von den Nordmannen werden große Verfolgungen über uns kommen, es drohen unserem Lande Krieg und Verwüstung, und diese lieblichen Orte am Meer werden um unserer Sündenschuld willen verödet liegen. Darauf wird durch Gottes Gnade der Friede wiederkommen, und der harte Schlag, der das Land getroffen hat, wird durch die Nordmannen selbst wieder gutgemacht werden." Darauf sagte seine Schwester seufzend: „Möge mich doch Gott aus dieser Welt abberufen, bevor dies Unheil über uns kommt." Er aber sprach: „So wird es nicht sein, sondern du wirst es noch erleben, ich aber werde das Verderben in meinem leiblichen Dasein nicht mehr sehen." Diese Voraussage erfüllte sich in der Tat. Denn solange der Heilige lebte, war überall Friede, und niemand hätte geglaubt, daß je von den Nordmannen dem Lande Gefahr drohe, aber nach seinem Tode erfuhren wir von dem wilden Volke Jahr für Jahr unzählige Bedrückungen. Die Kirchen wurden verbrannt, die Klöster zerstört, die Felder von den Einwohnern verlassen, so daß die vordem dicht besiedelten Striche am Meer fast menschen-



Der Bau des Klosters Werden
Miniatur aus der Vita Liudgeri. Preuß. Staatsbibliothek Berlin

leer schienen. Aber wir hoffen zu Gott, daß die Sonne der Gerechtigkeit, die um unserer Sünden willen von uns gewichen ist, zurückkehren und nach der Weissagung des Heiligen der Friede der Kirche wiedergeschenkt werden wird.

Die Wunder mit dem Honig und mit dem Fisch

Der Mann Gottes ging einmal an einen Ort, der Billerbeck heißt, zur Kirche, und da schickte eine vornehme Frau, die mit einem Manne in unerlaubter Verbindung lebte, ihm einen Topf mit Honig gleichsam als Weihgabe entgegen, um seinen Zorn zu besänftigen. Er aber wollte das Geschenk nicht annehmen. Einige junge Menschen unter seinen Schülern jedoch ergriffen begierig den Honig und versteckten ihn in der Kirche hinter dem Altar. Aber als der Heilige vor den Altar trat, um die Messe zu lesen, und seinen Mund zum Gebet öffnete, zerbarst sofort das irdene Gefäß, in dem der Honig war, in tausend Stücke, und der Honig selbst floß über den Boden. Sie schöpften ihn dann auf und trugen ihn hinaus. Der Streiter Christi aber rastete nicht, bis die unerlaubte Ehe gelöst und der Mann selbst, der gegen das kirchliche Gebot gefehlt hatte, des Landes verwiesen war.

Als er ein anderes Mal, um zu predigen, in die Kirche gekommen war, die in dem Orte Leer (Hleri) am Flüßchen Leda (Lade) lag, bat er Fischer des Ortes, die ihm Fische zu bringen pflegten, daß sie ihm einen Stör fangen und bringen sollten. Die Leute aber sagten, die Jahreszeit sei vorüber, wo solche Fische zu fangen seien. Der Winter stand nämlich vor der Tür. Er aber sagte lächelnd: „Geht, meine Kinder, und tut, was ich euch sagte. Gott ist mächtig und kann seinen Dienern allezeit ihre Wünsche erfüllen." Die Männer ließen sich von seinen Bitten rühren und zogen in der gewohnten Weise das Netz durch das Wasser. Da bemerkten sie plötzlich, als sie emporblickten, einen großen Vogel, der aus der Luft sich zu ihnen niedersenkte, und als sie ihn genau betrachteten, sprach der eine zu dem anderen: „Er sieht ja aus wie ein Fisch." Wie sie noch darüber erstaunt und erschrocken waren, fiel das Bild des Fisches oder Vogels vor ihnen ins Wasser. Und als sie zu dem Orte selbst kamen, geriet in ihr Netz ein großer Stör, wie ihn der Mann Gottes sich wünschte. Sie packten ihn, brachten ihn zu dem Heiligen und erzählten ihm das Wunder, das geschehen war. Er sagte darauf zu ihnen: „Laßt uns dem allmächtigen Gott danken, der allen Geschöpfen Nahrung gibt." Er ermahnte

sie auch, daß sie dies nicht weitererzählen und nicht jemandes Heiligkeit oder Verdienst damit in Verbindung bringen sollten.

Von den Verdiensten des heiligen Liudger

Liudger war in den heiligen Schriften außerordentlich bewandert, wie es aus dem Buche, das er über das Leben seiner Lehrer Gregor und Albrich verfaßt hat, deutlich hervorgeht. Er hat in diesem Buche auch das Wirken des heiligen Bonifatius nach seiner Ankunft bis zu seiner Bischofsweihe, das in einem anderen Werke ausgelassen war, in schöner Sprache dargestellt. Seinen Schülern versäumte er nicht jeden Tag frühmorgens Vorlesungen zu halten, und was er an nützlichen Lehren in den heiligen Büchern fand, das suchte er eifrig zu befolgen und zu lehren. Er hütete sich stets, sich einen eitlen Namen zu machen, und suchte deshalb nach dem Worte des Apostels (2. Kor. 10, 13) abgemessen in allem seinen Tun zu sein. Die Kutte trug er nicht, weil er das Mönchsgelübde nicht abgelegt hatte, aber das härene Unterkleid, das sich leichter verbergen läßt, trug er bis an sein Lebensende auf dem bloßen Leibe. Den Fleischgenuß lehnte er zu bestimmten Zeiten nicht ab, aber völlig gesättigt an Speise und Trank hat ihn keiner seiner Schüler je gesehen. Wenn er nach seiner Gewohnheit Arm und Reich zur Mahlzeit einlud, hörte er nicht auf, die frohen Zeugnisse des ewigen Lebens in ihre Herzen zu senken, so daß sie mehr von geistigen als von fleischlichen Genüssen gesättigt fortgingen. Er war ein Vater der Bedürftigen und ein Verächter seiner selbst, und nach dem Apostelwort (1. Kor. 9, 119) suchte er derart allen dienstbar zu sein, daß er jedermann Nutzen brachte. Er trug heftiges Verlangen, zu den Nordmannen zu ziehen, um sie zu bekehren, aber der König Karl wollte hierzu durchaus nicht seine Zustimmung geben.

Während er alle Guten ehrte, zeigte er gegen den Übermut der Reichen die ganze Strenge seiner bischöflichen Würde. Wenn er in Bedrängnis war oder besorgt, bei wichtigen Dingen das Rechte zu tun, so pflegte er derart vorzugehen, daß er die Priester Messe lesen ließ und den frommen Männern und Frauen Gebete und Fasten anempfahl. Er lud die Armen und Elenden ein, daß sie Gaben der Liebe von ihm empfingen, und empfahl sich ihrer Fürbitte. So wurden alle seine Schritte von Gott geleitet. Alle Einkünfte, die er aus seinem eigenen Besitze oder aus seinem Bistum hatte, verteilte er alsbald, und nur das Nötigste ver-

wendete er für die Ausstattung der Kirchen und den Gottesdienst. Deshalb geschah es, daß er von einigen Vornehmen des Königs verklagt wurde, er lasse das Bistum veröden, weil er nicht für die würdige Herrichtung der Gebäude und in den Kirchen nicht für passende Ziergeräte aus edlem Metalle sorge. Deshalb lud ihn der glorreiche Kaiser vor seinen Thron. Als er nun an den kaiserlichen Hof gekommen war und nahe dem Palaste Wohnung genommen hatte, schickte der Kaiser morgens früh einen Kämmerer zu ihm und hieß ihn vor seinem Angesicht erscheinen. Da aber gerade der Bischof mit den gewohnten Gesängen und Gebeten beschäftigt war, sagte er zu dem Kämmerer, er solle nur vorangehen, er werde gleich nachfolgen, wenn er mit der Andacht fertig sei. Es wurde noch zum zweiten und zum dritten Mal ein Bote zu ihm geschickt, ohne daß er von dem begonnenen Werke ließ. Diese Gelegenheit benutzten seine Ankläger mit Freuden, um einen neuen Vorwurf gegen ihn zu erheben. Wie er nun, nachdem er mit seinen Psalmen fertig war, vor den Kaiser kam, sagte ihm dieser: „Warum hast du Unserem Befehl so widerwillig Folge geleistet, daß Wir dreimal einen Boten schicken mußten, bis du kamst?" „Weil ich", sagte darauf Liudger, „über dich, o König, und alle Menschen den himmlischen König stellen muß. Das hast du mir ja selbst befohlen, indem du mir die Bischofswürde übertrugst. Deshalb wagte ich nicht, als mich deine Boten riefen, mich dem Dienste des höchsten Herrn zu entziehen. Aber als ich meine Pflicht gegen Gott erfüllt hatte, folgte ich um so bereitwilliger meines Königs Befehl." Diese Antwort gefiel dem gütigen Kaiser über die Maßen, und er sprach: „Habe Dank, Bischof, daß ich dich so finde, wie ich es mir gedacht habe. Es waren da einige Menschen, welche die Werke deiner Güte übelwollend bei mir gedeutet haben, aber von nun an sollen sie weniger bei mir in Ansehen stehen, und ich gelobe dir, daß alle Beschuldigungen, die sich gegen dich richten, fortan bei mir ein taubes Ohr finden werden."

Da wir nun gerade von der Art sprechen, wie der Mann Gottes seine heiligen Pflichten verrichtete, so wollen wir auch ein Beispiel dafür anführen, mit welcher Inbrunst und Versenkung er bei seinen Andachtsübungen war. Als er einmal auf der Reise war, wurde ihm sein Lager nahe beim Feuer hergerichtet, und wie er nun nachts aufstand und die Mette mit den Geistlichen sang, drang ihm aus den unter der Asche schwälenden Kohlen ein beißender Rauch ins Gesicht. Er aber stand da, als ob er nichts merkte, unbewegt und unbeirrt. Aber einer von den Geist-

lichen wollte den Abelstand beseitigen, beugte das Knie, legte die Kohlen bloß und fachte durch Blasen die Glut des Feuers an. Am nächsten Morgen nahm der Bischof darauf den Geistlichen beiseite und fragte ihn, warum er so schwankenden Sinnes gewesen sei, daß er die heiligen Gesänge unterbrochen und sich gebückt habe, um das Feuer anzublasen. Und er legte ihm ein paar Tage Buße auf, damit die Geistlichen lernten, beim Gottesdienste alle ablenkenden Gedanken zu vermeiden und, soweit es die Schwachheit des menschlichen Herzens zuläßt, an nichts anderes zu denken.

Von Wundertaten, die Liudger im Sachsenlande verrichtete

Einstmals, als er zum Kaiserhof zog, nahm der heilige Liudger seinen Weg durch den Sachsengau, der Hessen heißt (auf dem linken Weserufer nördlich von Hannoversch-Münden), und fand dort einen Mann, der, weil er dem Herzog Widukind Pferde gestohlen hatte, zum Tode verurteilt war. Er war auf dem Felde an einen Stamm gebunden, und es wurden zugespitzte Pflöcke und Steine auf ihn geschleudert. Danach wurde der leblose Körper auf dem Felde zurückgelassen. Als nun Liudger in die Nähe kam und erfuhr, daß es ein Christ war, schickte er zu Widukind und erhielt die Erlaubnis, den Leichnam zu begraben. Darauf befahl er, den zerfleischten Körper in ein Laken zu hüllen und in sein Zelt zu tragen, bis das Grab für die Beerdigung bereitet sei. Als dies geschehen war und der Mann in die Grube gelegt werden sollte, sprach Liudger mit einem Male: „Tragt ihn fort, es ist noch Leben in ihm." Als der scheinbar Tote dann aufgenommen wurde, begann er wirklich aufs neue zu atmen. Er wurde in das Zelt gebracht, sein Körper erwärmte sich wieder und der Bischof befahl, seine Wunden zu verbinden. Danach genas er in kurzer Zeit. Es steht an der Stelle noch ein steinernes Kreuz, das zum Gedächtnis dieses Wunders von den Einwohnern errichtet ist, und nach dem Namen des Mannes, der Buddo hieß, wird das Feld bis auf den heutigen Tag Buddenfeld genannt (bei Driburg).

In Sachsen liegt eine allgemein bekannte Stadt mit Namen Meppen. Als der heilige Bischof auf dem Wege nach Friesland hierhin kam, erblickte er an einem Sonntag in der Nähe der Straße eine Menge Menschen. Er bog dahin ab, um zu sehen, was am Feiertage Anlaß zu solchem Auflauf gab, und sah, daß auf einem Hügel, den sie mit einem Wall umgeben hatten, ein Verurteilter gehängt werden sollte. Er trat heran und

redete ihnen freundlich zu, sie sollten ihm den Menschen überlassen, und wenn es nötig sei, ihn hinzurichten, sollten sie es nicht an einem Feiertage tun, sondern lieber kommen und die Messe hören. Da er aber bei den Bauern das nicht erreichen konnte, sondern sie obendrein ihn mit schmähenden Worten kränkten, denn der Ort gehörte nicht zu seinem Sprengel, mußte er sich damit begnügen, daß er die Erlaubnis erhielt, ein paar Worte mit dem Manne zu sprechen. Darauf ging der heilige Bischof weg, und der Mensch wurde an den Galgen gehängt. Wie es aber Abend geworden war und der Bischof schon sechs Meilen von jener Stelle zurückgelegt hatte und in einem Dorf, das Aschendorf (Askonthorp) heißt, haltmachte, stürzte plötzlich der Mensch herbei und sank zu seinen Füßen nieder. Alle wunderten sich und fragten, was mit ihm geschehen sei. Darauf erzählte der Mann den Vorgang folgendermaßen: „Als ich am Galgen hochgezogen wurde, sah ich zwei lichte Gestalten zu Seiten des Bischofs, die mit ihm redeten. Darauf kehrte der eine zurück und stellte ich weiß nicht was unter meine Füße, so daß ich fest stehen konnte und keine Schmerzen fühlte, bis die Leute, die mich gehängt hatten, sich zerstreuten und die Sonne schon im Sinken war. Da nahm mich der Fremde herunter und hieß mich, so schnell ich könnte, euch folgen und für das mir geschenkte Leben dem Bischof Dank sagen, der, während er von den Bauern verlacht wurde, von Gott erhielt, um was er bat." Der Mann fügte noch hinzu, er wisse nicht, wie es ihm möglich gewesen sei, den Heiligen so schnell über eine so große Strecke Weges einzuholen.

Es wird auch noch viel anderes Wunderbare, was der heilige, verehrungswürdige Mann getan und gesagt hat, von seinen Jüngern berichtet. Davon soll nur noch eine Begebenheit erzählt werden.

Es liegt in Sachsen ein Dorf im Sudergau, welches Ahlen heißt. In diesem saß einst, als er die Rundreise durch seine Pfarreien machte, der Bischof bei Tisch, da hörte man draußen einen armen Mann rufen, der den Bischof ängstlich beschwor, er möge sich des Elends eines blinden Menschen erbarmen. Der Diakon, dessen Amt die Austeilung der Almosen war, glaubte, es sei einer von den Armen, welche um Almosen baten, stand eilends auf, nahm ein Brot und brachte es ihm. Aber der Mann weigerte sich es anzunehmen und sagte, etwas anderes sei ihm nötiger. Es wurde ihm nun zu trinken gebracht, aber auch das lehnte er ab und erwiderte, er sei nicht um ein Almosen gekommen, sondern damit

er vor den Bischof gelassen werde, daß er einem blinden Menschen helfe. Der Diakon jedoch verstand nicht, was er wollte, ließ ihn stehen und ging in das Haus zurück. Als der Mann draußen sein Rufen nun fortsetzte, blickte sich Liudger schließlich um und sagte zu dem Diakon: „Warum willst du immer noch dich stellen, als ob du nichts hörtest?" Der Diakon erwiderte: „Ich habe ihm zu essen und zu trinken gebracht, aber nichts davon will er." „So bringe ihm Geld", sagte der Bischof. Als der Diakon dies tat und es auch verweigert wurde, hieß der Bischof den Mann zu ihm bringen. Wie er hereingeführt wurde, sprach er zu ihm: „Was hast du, Bruder? Was verlangst du?" Der Mann antwortete: „Mach, daß ich sehen kann, ich beschwöre dich um Gottes Liebe willen!" „So werde sehend," sagte Liudger, „um der Liebe Gottes willen!" Und, o Wunder! da er dies gesagt hatte, nicht im Tone des Befehls, sondern indem er nur aus Erstaunen über die Bitte die gleichen Worte wiederholte, erlangte der Mann das Gesicht wieder und als er zu Tisch geladen wurde, aß und trank er voll Freuden und zog seines Weges.

Wie Liudger ein Kloster an der Ruhr gründete

Liudger suchte nun einen geeigneten Platz für das Kloster, das er zu Ehren der ihm von dem apostolischen Vater geschenkten Reliquien dereinst zu errichten beschlossen hatte. Er erkannte, daß die Gegenden an der See wegen der ihnen drohenden Verwüstung nicht in Betracht kamen. Zwei Plätze aber schienen ihm passend, der eine in Wichmund (Withmund) an der Yssel (Isla), der andere, der „bei den Kreuzen" heißt, an der Erft (Arnapa). Er kam nun zur Winterszeit an diesen zweiten Ort, hieß dort ein hölzernes Kreuz errichten und brachte ganz allein vor diesem Kreuze die lange, kalte Winternacht im tiefem Schnee kniend im Gebete zu. Dabei aber ward ihm durch göttliche Offenbarung kund, daß an dieser Stelle kein Kloster stehen solle, sondern daß es ihm von Gott bestimmt sei, ein Kloster in einem Walde nahe dem Flusse Ruhr zu gründen (in Werden). Deshalb eilte er, nachdem er seinen Begleitern die ihm gewordene göttliche Erleuchtung kundgetan hatte, an den ihm von Gott verheißenen Ort und, nachdem er mit dem Eigentümer des Platzes gesprochen, verglich er die ausgewählte Stelle mit dem ihm sonst noch angebotenen Lande. Er machte sich dann, als er Zeit fand das Werk zu vollbringen, mit den dazu nötigen Leuten auf nach dem Orte, um den Bau zu beginnen.

Es war nun dort ein Gehege, das von dem Dunkel der Bäume und dem Dickicht der Wälder rings eingeschlossen war. Dort schlugen sie ihre Zelte auf und begannen am frühen Morgen Bäume zu fällen und den Platz für die Gebäude auszuroden. Das erwies sich aber bald als ein unmögliches Unterfangen. Deshalb suchten sie den Heiligen von seinem Vorhaben gänzlich abzubringen und sagten, es sei nicht daran zu denken, diese Stelle bewohnbar zu machen, weil die Bäume und das Ästegewirr so dicht seien, daß nicht einmal das Licht vom Himmel durchdringen könne. Aber er setzte all seine Hoffnung auf den Herrn und sprach: „Was den Menschen unmöglich ist, das ist Gott möglich." In der folgenden Nacht erhoben sie sich rechtzeitig zu den nächtlichen Gebetsübungen, und als die Andacht vorüber war, legten sie sich aufs neue nieder. Sowie Liudger annehmen konnte, daß alle schliefen, stand er leise auf, schritt aus dem Zelte und ging eine Weile, um zu beten, in die Einsamkeit. Aber ein Geistlicher, der mit ihm in demselben Zelte schlief, mit Namen Thiadbald, war zufällig zu derselbigen Zeit wach gewesen, und als er sah, daß der Meister hinausging, folgte er ihm nach. Das bemerkte der Heilige alsbald, blieb noch eine Weile stehen, als ob er nach der Zeit sehen wollte, kehrte mit Thiadbald ins Zelt zurück, hieß ihn weiterschlafen und ging aufs neue hinaus. Aber der Geistliche folgte ihm auch diesmal. Da er so nun zum zweiten Male sein Gebet störte, gebot Liudger ihm, sein Lager aufzusuchen und nicht vor Tagesanbruch sich zu erheben, und zog sich dann, um seiner Neugier zu entgehen, selbst zurück, als ob er schlafen wollte. Nachdem er aber eine Weile gewartet hatte, dachte er, daß nun niemand mehr wach sei, erhob sich zum dritten Male, schritt hinaus, kniete unter einem Baume nieder und betete. Der Geistliche war aber wiederum wach geblieben, wagte jedoch seinem Bischof gegen seinen Befehl nicht nochmals zu folgen. Er wollte indes doch gern beobachten, was er tat, hob deshalb den Zeltvorhang bei seinem Lager hoch und erblickte den Heiligen in sein Gebet versenkt. Die Nacht war, da Mond und Sterne leuchteten, ziemlich hell. Nachdem Liudger lange inbrünstig gebetet und in seinem Herzen erkannt hatte, daß Gott ihn erhört habe, suchte er wieder sein Zelt auf, in dem Glauben, daß niemand dessen gewahr wurde. Augenblicklich wandelte sich die vorige Klarheit des Himmels, der Mond verfinsterte sich, die Sterne schwanden, ein Wind erhob sich und schwoll zum Sturme an. Ringsum stürzten die Bäume und mit Grausen wurden alle gewahr,

wie die Elemente selbst in Gottes Dienste standen. Als die Morgendämmerung anbrach, sahen sie, daß der Wald an einer Stelle niedergemäht und ein genügend breiter Raum für das zu gründende Kloster frei gemacht war, und daß weiter die umherliegenden Baumstämme genügend Holz für den Bau liefern würden. Nur dünnes Gesträuch und kleinere Bäumchen waren übriggeblieben, die leicht ausgerissen und niedergehauen werden konnten. Wie es dann voller Tag geworden war, hieß Liudger seine Leute ans Werk gehen und fragte sie lächelnd, ob sie jetzt glaubten, daß sie den Himmel von dieser Stelle aus sehen könnten.

Nur der eine Baum war stehengeblieben, unter dem der Heilige in der Nacht gebetet hatte. Unter diesem wurde ein Sitz aufgestellt, von dem aus er die Arbeiten leitete. Hier kam auch einer seiner Geistlichen zu ihm, mit Namen Odilgrim, als er von einer ihm aufgetragenen Reise zurückkehrte. In den Gesprächen, die sie zusammen hatten, fragte Liudger ihn nun, was er über den Ort denke, ob er ihn zum Klosterbau für geeignet halte. Als Odilgrim sein leuchtendes Antlitz sah, sagte er: „Ich sehe an deinem Gesicht, daß dieses Werk nicht ohne Gottes Willen begonnen ist, und der von Gott selbst erwählte Ort wird auch der geeignetste zum Dienste Gottes sein.“ Darauf erwiderte Liudger erfreut: „Hab Dank, daß du für mein Beginnen ein Wohlwollen bezeugst, wie es nur ein Mensch zeigen kann. In der Tat hat Gott selbst uns dabei geholfen. Und das sollst du wissen, daß ich an dieser Stelle den Tag des Gerichtes erwarten will und daß ich, wenn ich die leibliche Hülle verlassen habe, hier, wo ich sitze, eine Gedächtnisstätte haben möchte.“ Deshalb pflegte der Geistliche den Baum sorgfältig, solange er stand. Als er aber später für die Kirche, die nach Westen zu erbaut wurde, gefällt werden mußte, grub er, ohne daß es jemand wußte, an dieser Stelle zum Wahrzeichen einen Stein in die Erde. Dieser wurde dort, als später dem Heiligen ein Denkmal errichtet wurde, gefunden und ausgegraben.

Wie Liudger starb und in seinem Münster begraben wurde

Als es nun der allmächtige Gott für gut hielt, seinen treuen Knecht abzuberufen, wurde Liudger einige Zeit lang von körperlichen Beschwerden heimgesucht. Trotz seiner Schwäche wandte er aber nach wie vor seinen ganzen Sinn dem Dienste Gottes zu, damit er nicht, von der Betrachtung der heiligen Dinge abgekehrt, lahm und lau werde, und

las fast jeden Tag, wenn auch kranken Körpers, doch unermüdlichen Geistes die heilige Messe. Noch an dem Sonntage, nach dem er in der darauffolgenden Nacht zum Herrn einging, predigte er wie ein Gesunder den ihm anvertrauten Schafen öffentlich in zwei Kirchen, erst in Koesfeld und dann in Billerbeck. Dort entschlief er auch in der Nacht in Gegenwart seiner Jünger. Zur Stunde seines Todes zeigte sich Gottes Gnade in einem Wunder. Nämlich der Priester Gerfrid, sein Neffe und Nachfolger, sah, als er in der Nacht seines Todes mit seinen Brüdern zu ihm eilte, um ihn zu besuchen, und nur noch ein kleines Stück des Wegs zurückzulegen war, vor sich ein helles Licht wie ein Feuer in die Höhe steigen, so daß die nächtliche Finsternis gänzlich gewichen schien. Aus diesem Zeichen schlossen sie sofort auf das Ende des heiligen und verehrungswürdigen Mannes und legten den Rest des Weges so schnell sie konnten zurück, fanden ihn aber schon tot, und als sie genauer nachforschten, erkannten sie, daß er genau in dem Augenblick verschieden war, wo sich ihnen das Licht zeigte.

Nun gedachten die Schüler des Wunsches, den er zu Lebzeiten geäußert hatte, in Werden begraben zu werden, wo er auf seinem eigenen Grund und Boden eine Wohnung für die Mönche und eine Kirche zu Ehren des Erlösers und seiner heiligen Mutter, wie des Apostelfürsten Petrus erbaut hatte. Aber das Volk widersetzte sich dem Plan, und so wurde sein Leib in das von ihm gegründete Kloster Mimigerneford gebracht und in der Kirche der heiligen Maria begraben, bis sein Bruder Hildigrim, der Bischof von Chalons, mit dem König Karl vereinbarte, daß auf sein Geheiß und nach Gottes Willen der Heilige an der Stelle, wo er es selbst im Leben gewünscht hatte, beigesetzt werde, außerhalb der Kirche nach Osten zu. Denn er war nie einverstanden, daß in der von ihm geweihten Kirche ein menschlicher Körper begraben werde. Er starb aber am 26. März des Jahres 809, und am zweiunddreißigsten Tage nach seinem Tode, das heißt am 26. April, ward sein Leib der Erde übergeben. Er war noch völlig unversehrt und strömte einen wundersamen Wohlgeruch aus.

Annalen

des karolingischen Hauses 714 bis 801*

714. Pippin, Sohn des Ansgis, Herzog der Franken, der nach dem Tode Wolfalds das Ostreich siebenundzwanzig Jahre mit den Königen Ludwig, Hiltibert und Dagobert beherrschte, stirbt.
715. Nach seinem Tode läßt seine Witwe Plidthrud (Plektrudis) Karl, von Haß gegen ihn erfüllt, unter Bewachung halten. Er wird mit Gottes Hilfe befreit und kämpft gegen den Friesenkönig Radbod, sein Heer erleidet aber große Verluste.
716. Der Hausmeier Reginfred und der König Hilperich verwüsten mit ihrem Heere das Gebiet von Köln und die Gegend am Rhein, kehren aber um, als sie von Plidthrud Geschenke erhalten haben.
717. Reginfred und Hilperich kämpfen in Vincey** am Sonntage vor Pfingsten mit Karl und ergreifen die Flucht. Karl verfolgt sie bis Paris. Zu dieser Zeit zog Wynfrid, der später, als er zum Bischof geweiht wurde, den Namen Bonifatius erhielt, der Lehrer des katholischen Glaubens, von Geburt ein Angle, zum erstenmal nach Rom und kam darauf mit Vollmacht des Papstes Gregor als Prediger des Gotteswortes ins Frankenreich.
718. Karl zieht siegreich in Köln ein, erhält von Plidthrud die Schätze seines Vaters zurück und wählt sich zum König den Hlothar, aber nur dem Namen nach, die Macht behält er selbst. Hilperich und Reginfred nehmen mit Hilfe von Eudo, Herzog von Aquitanien, den Kampf wieder auf, werden aber aufs neue von Karl geschlagen.
719. Karl schickt zu Eudo, und Hilperich, der zu Eudo geflüchtet war, wird an Karls Gesandte ausgeliefert. Zu dieser Zeit stirbt König Hlothar. Bonifatius wird von dem Papst Gregor zum Erzbischof von Mainz, der germanischen Metropole, geweiht und als Legat des römischen Stuhles für Germanien nach dem Frankenreiche entsandt. Er bekehrt durch seine Predigt viele Völker der Thüringer, Hessen und Ostfranken zum rechten Glauben, von dem sie lange Zeit abgewichen waren, gründet auch Klöster für Mönche und Jungfrauen in den einzelnen Teilen Germaniens.
720. Nach Hilperichs Tode setzt Karl Theoderich auf den Königsthron.
721. Karl erobert bei der Verfolgung Reginfreds die Stadt Angers, verwüstet das Sachsenland und kehrt siegreich zurück.
722. Karl unterwirft die Alemanen und Bayern mit Waffengewalt.
723. Die Alemanen und Bayern suchen aufs neue den Frieden zu stören.
724. Karl geht über die Loire, schlägt Eudo und verwüstet sein Land.
725. Die Sarazenen kommen, von Eudo zu Hilfe gerufen, unter ihrem König Abd-ar-Rahmân an die Garonne nach Bordeaux, verwüsten alles Land, äschern die

---

* Sogenannte Fuldaer Annalen. Mit einigen Auslassungen, soweit es sich um außerdeutsche Geschehnisse handelt. ** Nach der Fredegarschen Chronik Vinchy bei Cambrai.

Kirchen ein und stecken auch die Basilika des heiligen Hilarius in Poitiers in Brand.
726. Karl tritt den Sarazenen mit großer Heeresmacht entgegen und auf Gottes Hilfe vertrauend, fällt er ihren König mit Unzähligen seiner Leute und kehrt siegreich zurück.
727. Karl zieht nach Burgund und unterwirft Lyon und die übrigen Städte seiner Herrschaft.
728. Herzog Eudo stirbt. Karl erhält Aquitanien ohne Kampf.
729. Karl zieht mit einer Flotte gegen die Friesen, tötet viele, auch ihren Herzog Poppo, zerstört ihre Heiligtümer und die heiligen Haine und kehrt siegreich mit großer Beute heim.
730. Die Sarazenen sammeln ein Heer, erobern die Stadt Avignon und verwüsten ringsum das Land.
731. Karl ergreift die Waffen, belagert Avignon, erstürmt die Stadt mit seinen Maschinen und richtet ein großes Blutbad unter den Sarazenen an.
732. Karl dringt in das Gotenland ein und belagert den Sarazenenkönig in Narbonne.
733. Die Sarazenen eilen auf die Kunde von der Belagerung aus Spanien herbei, Karl ficht gegen sie und vernichtet sie samt ihrem König.
734. Die von Karl besiegten Sarazenen, soweit sie dem Schwerte entrannen, steigen auf Schiffe und ertrinken in der See.
735. Die Franken unter Karl schlagen die Sarazenen und bringen große Beute und viele Gefangene heim.
736. Karl dringt mit den Franken in das Gotenland ein und erobert die berühmten Städte Nimes und Agde und die übrigen Burgen und schleift ihre Mauern.
737. Karl macht die Sachsen tributpflichtig.
738. Karl dringt in die Provence ein und zwingt den Herzog Maurontus, der ehedem tückischerweise die Sarazenen herbeigerufen hatte, zur Flucht.
739. Karl unterwirft die ganze Provence und alle Plätze am Meere seiner Herrschaft.
740. Friede und Ruhe herrschen im Frankenreich, nachdem die Goten besiegt, die Sachsen und Friesen unterworfen, die Sarazenen vertrieben und die Provence ins Reich aufgenommen.
741. Karl stirbt im siebenundzwanzigsten Jahr seiner Herrschaft in Paris und wird in St. Denis begraben. Seine Söhne Karlmann und Pippin erhalten als Hausmeier die Herrschaft über das ganze Frankenland und teilen sich in das Reich.
742. Karlmann und Pippin zwingen Hunalt, den Herzog von Aquitanien, der sich gegen ihre Herrschaft auflehnt, zu den Basken zu fliehen, zugleich unterwerfen sie mit großer Schnelligkeit die Alemannen, die unter Herzog Thiotbald sich empört hatten.



743. Karlmann und Pippin besiegen den Bayernherzog Odilo, der sich empört hatte, in einer Schlacht.
744. Karlmann schließt mit dem Bayernherzog Odilo Frieden. Zu dieser Zeit wird das Kloster Fulda von dem heiligen Bonifatius im Buochunnawalde gegründet.
745. Karlmann und Pippin rächen die Treulosigkeit der Sachsen durch Verwüstung ihres Landes und nehmen die Seeburg (Ohseburg).
746. Karlmann bringt die Alemannen, die wieder auf Abfall sinnen, durch die Hinrichtung einiger von ihnen zur Ruhe. Der Erzbischof Bonifatius gründet mit päpstlicher Vollmacht unter Zustimmung Karlmanns zwei Bischofssitze, einen in Würzburg, wo er seinen Amtsbruder Burkhard als Bischof einsetzt, und einen in Eichstätt, wo Willibald Bischof wird.
747. Karlmann entsagt der weltlichen Macht, zieht nach Rom, legt geistliches Gewand an und geht als Mönch in das Kloster des hl. Benedikt auf dem Monte Cassino.
748. Gripho, Karlmanns und Pippins Bruder, begibt sich aus Machtgier zu den Sachsen. Pippin dringt durch Thüringen in Sachsen ein und stößt an der Oker (Obacra) an dem Orte Ohrum (Horoheim) auf die Sachsen. Diese wollen Gripho mit ihm aussöhnen. Gripho aber, der weder den Sachsen noch den Franken sich anvertrauen will, flieht nach Bayern.
749. Pippin zieht nach Bayern, setzt Tassilo, den Sohn seiner Schwester Hiltrud, als Herzog ein, nachdem Lantfried und Gripho vertrieben.
750. Pippin gibt Gripho in Neustrien zwölf Grafschaften, aber Gripho glaubt sich auch dort nicht sicher und entweicht zu Waifar, dem Herzog von Aquitanien.
751. Pippin schickt eine Gesandtschaft nach Rom zum Papste Zacharias und fragt bei ihm an wegen der Könige aus dem alten Stamme der Merovinger, die dem Namen nach Könige waren, während die ganze Königsgewalt in Händen der Hausmeier lag, ausgenommen daß Urkunden und Privilegien vom Könige unterzeichnet wurden und auf dem Marsfelde der König auf einem Ochsenwagen einfuhr, auf einem erhöhten Sitze Platz nahm und so einmal im Jahre dem Volke gezeigt wurde, die feierlich ihm überbrachten Geschenke entgegennahm und in Gegenwart des Hausmeiers dem Volke kundtat, was in diesem Jahre geschehen solle. Dann zog er wieder nach Hause und die übrigen Reichsgeschäfte besorgte der Hausmeier. Pippin bittet zu entscheiden, wem es gebühre, König zu heißen und zu sein, dem, der ruhig zu Hause saß, oder dem, auf dem die Sorge für das ganze Reich und die Last aller Geschäfte lag.
752. Der Papst Zacharias verkündet kraft der Vollmacht des Apostels St. Peter, daß Pippin, der die königliche Gewalt hatte, auch den Namen seiner Würde tragen sollte. So wird König Hilderich, der als letzter Merovinger über die Franken herrschte, abgesetzt und in ein Kloster geschickt, Pippin aber in Soissons von dem hl. Bonifatius zum König gesalbt und zur königlichen Würde erhoben.

753. Pippin, durch die erneute Treulosigkeit der Sachsen gereizt, verwüstet ihr Land. Bei dem Feldzug wird Hildigar, der Bischof von Köln, von den Sachsen getötet. Gripho, Pippins Bruder, wird, als er nach Italien zu gelangen versucht, von den Grafen seines Bruders getötet. Der Papst Stephan kommt nach Frankreich und bittet um Hilfe gegen den Langobardenkönig Aistulf. Er wird von Pippin ehrenvoll aufgenommen und salbt in Paris seine beiden Söhne Karlmann und Karl zu Königen.
754. Bonifatius, der Erzbischof von Mainz, wird, als er dem Stamme der Friesen das Wort Gottes verkündet, am 4. Juni im sechsunddreißigsten Jahre seines Bischofamtes mit dem Märtyrertode gekrönt. Nach ihm hat Lullus seinen Bischofsitz zweiunddreißig Jahre inne. Karlmann, der Bruder Pippins, kommt auf Veranlassung des Königs Aistulf nach Frankreich, um seinen Bruder zu überreden, kein Heer nach Italien zu führen, stirbt aber nach wenigen Tagen in Lyon. Pippin zieht nach Italien, besiegt Aistulf und belagert ihn in Pavia, er zwingt ihn durch einen Eid, Geiseln zu stellen und dem Papst den geraubten Besitz St. Peters zurückzugeben. Der Papst Stephan kehrt unter dem Geleite des Hieronymus, des Bruders Pippins, nach Rom zurück.
755. Aistulf bricht seinen Eid, sammelt ein Heer, belagert Rom und verwüstet alles Land außerhalb der Stadt mit Feuer und Schwert. Der Papst schickt einen Boten über See zu Pippin und beschwört ihn, das begonnene Werk, das er St. Peter gelobt, nicht unvollendet zu lassen.
756. Pippin zieht aufs neue nach Italien, belagert Aistulf in Pavia, zwingt ihn, Ravenna mit den fünf Städten zurückzugeben, und legt sie durch seinen Gesandten Folrat in die Hände St. Peters und seines Statthalters, des Papstes Stephan.
757. Aistulf stürzt auf der Jagd mit dem Pferde und verliert Reich und Leben. Der Kaiser Konstantin schickt Pippin unter anderen Geschenken auch eine Orgel.
758. Pippin legt den besiegten Sachsen als Tribut auf, daß sie ihm jährlich dreihundert Pferde liefern sollen.
759. Herzog Waiphar übt in Aquitanien eine Gewaltherrschaft aus, begeht Bedrückungen an den Kirchen und viel Plündereien und Ungerechtigkeiten.
760. Pippin führt, durch die Torheit Waiphars gezwungen, ein Heer nach Aquitanien und, als der Herzog sich sträubt, den Kirchen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zwingt er ihn durch einen Eid die Wiedergabe des ungerecht geraubten Gutes zu versprechen.
761. Waiphar bricht seinen Eid, verwüstet alles Land mit Feuer und Schwert und zwingt durch sein ruchloses Betragen Pippin, mit den Seinen gegen ihn zu ziehen.
762. Pippin erobert mit seinem Sohn Karl Bourbon, Cantal, Clermont und andere Städte und Burgen und, nachdem er noch viel anderes seiner Herrschaft unterworfen, erstürmt er auch Bourges.



763. Tassilo, Pippins Neffe, entweicht von dem Heere Pippins und geht nach Bayern.
764. In diesem Jahre war ein sehr strenger und anhaltender Winter.
765. Hruodgang, der Erzbischof von Metz, erhält vom Papste Paul die Reliquien der Heiligen Gorgonius, Nabor und Nazarius und bringt sie von Rom nach dem Frankenreich.
766. Der Leichnam des hl. Gorgonius wird in dem Kloster Gorges beigesetzt, der Leichnam des hl. Nabor in dem Kloster, das Neuzelle heißt (St. Avold), der Leichnam des hl. Nazarius in Lorch, welches in Germanien liegt. An diesen Orten glänzen sie durch Wunderwirkungen.
767. Die Stadt Limoges wird von Pippin im Sturm genommen.
768. Pippin kehrt, nachdem Waiphar getötet und ganz Aquitanien unterworfen, zurück und stirbt in Paris am 24. September, vierundfünfzig Jahre alt. Seine Söhne Karl und Karlmann übernehmen die Herrschaft.
769. Karl besiegt mit seinem Bruder Karlmann den Hunolt, der in Aquitanien sich empörte und sich seiner Herrschaft nicht fügen wollte, und nimmt ihn gefangen.
770. Die Königin Berchta holt die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius aus Italien als Gemahlin für ihren Sohn Karl.
771. König Karlmann stirbt am 4. Dezember in Samoussy und wird in Reims beigesetzt, seine Frau und seine Kinder ziehen nach Italien. Karl hält eine Synode ab in Valenciennes und geht nach Corbeny, wo er alle Bischöfe, Äbte, Grafen und Herzöge, die seinem Bruders zugehörten, zu sich kommen läßt und in seinen Dienst nimmt, außer den wenigen, die mit der Witwe Karlmanns nach Italien gezogen waren.
772. Karl bekriegt die Sachsen, erobert die Eresburg (Stadtberge) und zerstört das Heiligtum der Sachsen, die Irminsul. Die Sachsen kommen an der Weser zum König, stellen Geiseln und schließen Frieden. In Rom wird Hadrian Papst.
773. Karl wird von dem Papst Hadrian aufgefordert, den Besitz St. Peters zu schützen, zieht mit einem Heere nach Italien, Desiderius leistet Wiederstand, indem er die Alpenpässe besetzt. Die Franken stürmen die Pässe, Desiderius flieht und wird in Pavia eingeschlossen. Karl geht, um zu beten, nach Rom, wird von Hadrian ehrenvoll aufgenommen und feiert das Osterfest in Freuden.
774. Die Langobarden, der Belagerung überdrüssig, ziehen mit dem König Desiderius aus der Stadt zu König Karl. Am andern Tage hält Karl unter Hymnen und Lobgesängen seinen Einzug in die Stadt, erlangt die Herrschaft über ganz Italien und kehrt nach Frankreich zurück. Desiderius und seine Gattin nimmt er mit. Desiderius' Sohn Adalgis flieht nach Konstantinopel. Inzwischen verwüsten die Sachsen in Hessen das fränkische Gebiet. Es stand aber in Fritzlar eine Basilika, die der heilige Bonifatius seinerzeit weihte, indem er weissagte, sie werde nie durch Feuersbrunst zerstört werden. Als nun die Heiden mit allen Mitteln

Feuer an sie zu legten suchten, ergriff sie der Schrecken des Herrn und sie suchten ihr Heil in der Flucht. Denn zwei Jünglinge in weißen Gewändern schützten die Kirche vor dem Feuer. Nach Gottes Fügung wurden sie von Christen und Heiden gesehen. Einer von den Heiden wurde später auf dem brennenden Holze kniend tot aufgefunden, in einer Stellung, als ob er das Feuer anblasen wollte. In dieser Zeit wurde die Kirche des heiligen Blutzeugen Nazarius in Lorch geweiht und seine Gebeine dorthin überführt..

775. Karl rächt die Treulosigkeit der Sachsen und verwüstet ihr Land mit Feuer und Schwert, erobert die Siegburg (ehedem am Zusammenfluß von Lenne und Ruhr), baut die Eresburg wieder auf, siegt in zwei Schlachten, einer bei Brunsberg (ehemals bei Höxter), wo die Sachsen das Weserufer zu verteidigen suchen, und einer bei Lübbecke, wo eine große Zahl Sachsen den Tod fand. Der Langobarde Hruodgaud erstrebt in Italien die Herrschaft.

776. Karl zieht gegen Hruodgaud nach Italien und tötet ihn. Die Sachsen erlangen die Eresburg zurück, die Siegburg belagern sie, aber erstürmen sie nicht.

777. Die Sachsen nehmen nach vielen Kämpfen und Niederlagen das Christentum an und unterwerfen sich der fränkischen Herrschaft. Es wird ein Reichstag in Sachsen zu Paderborn gehalten. Dort kommt der Sarazene Ibn al Arabi (Husein al Abdari), der Emir von Saragossa, zum König. Die Sachsen werden getauft und nach ihrer Volkssitte geben sie Freiheit und Besitz in die Hand des Königs, wenn sie je das Christentum und die Treue zum König und zu seinen Söhnen verleugnen würden.

778. Karl gelangt in Spanien mit seinem Heere bis Saragossa ... Inzwischen verwüsten die Sachsen unter Widukind, der sich zu ihrem Herrscher aufwarf, das fränkische Gebiet bis zum Rhein, aber sie kommen nicht ungestraft zurück, denn sie werden von dem Heere, das der König gegen sie ausgesandt hatte, bei Leisa an der Aar zum großen Teil niedergemacht. Zu dieser Zeit flohen die Mönche aus dem Kloster Fulda wegen der Furcht vor den Sachsen mit den Gebeinen des heiligen Bonifatius ungefähr vierzehn Meilen weit.

779. Karl rächt nach seiner Art selbst die Treulosigkeit der Sachsen in Bocholt (Hochholz), läßt sie Geiseln stellen und in Uffeln (Medofulli) Treue geloben. Hiltibrand, der Herzog von Spoleto, kommt zu Karl. Der Abt Sturmi von Fulda stirbt, ihm folgt Baugolf, Mönch in demselben Kloster.

780. Karl hält einen Reichstag in Sachsen und unterwirft es aufs neue, er ordnet die Angelegenheiten der Sachsen und Slaven und zieht, um zu beten, nach Rom.

781. Karls Sohn Pippin wird in Rom vom Papst Hadrian getauft und mit seinem Bruder Ludwig zum König gesalbt. Der Bayernherzog Tassilo sichert in Worms durch Eid und Geiseln seine Unterwerfung und wird in Ehren entlassen. Zu dieser Zeit wurden viele Zeichen sichtbar, das Kreuzeszeichen wurde oft auf den Kleidern der Menschen erblickt. Auch soll Blut aus der Erde und vom Himmel geflossen sein.

782. Karl hielt einen Reichstag an der Quelle der Lippe, zu dem alle Führer der Sachsen, ausgenommen der aufrührerische Widukind und seine Gefolgschaft, erschienen. Dort kamen auch zu dem König Abgesandte des Dänenkönigs Sigifrid, nämlich Halbdani mit seinen Genossen, und auch Kagani und Jugurri als Abgesandte der Hunnen. Als diese angehört und entlassen waren, kehrte der König nach Frankreich zurück. Die Sachsen aber empörten sich auf Anstiften Widukinds von neuem, töteten die Kriegsobersten des Königs, Adalgis und Gailo, die mit einem Heere gegen die Slaven zogen, in einem Treffen bei Süntel (Sundtal), wobei sie selbst schwere Verluste erlitten. Der Tod der Feldherrn wurde durch die Enthauptung von viertausendfünfhundert Menschen gerächt.
783. Die Königin Hildigard stirbt am 30. April und die Königinmutter Berchta am 12. Juli. Karl besiegt die Sachsen in zwei großen Schlachten, einer bei Detmold (Thiotmelli) und einer an dem Fluß Hase, wobei eine ungeheure Menge den Tod fand. In demselben Jahre führte der König Fastrada als Gemahlin heim.
784. Der junge Karl wird von seinem Vater nach Sachsen mit einem Heere geschickt. Er schlägt die Westfalen in einem Treffen und unterwirft sie.
785. Der Sachse Widukind kommt nach Attigny, um mit Karl Frieden zu schließen und wird getauft, ganz Sachsen unterwirft sich. Eine Verschwörung der Ostfranken, die Hartrati genannt wird, erhob sich gegen den König und wurde rasch unterdrückt.
786. Karl schickt mit Autulf ein Heer gegen die Bretonen und unterwirft sie. Er selbst zieht, nachdem er seine Angelegenheiten geordnet, um zu beten, nach Rom. Nachdem Lullus, der Erzbischof von Mainz, gestorben, folgt ihm Richolf. Die Urheber der Verschwörung gegen den König werden teils mit dem Tode, teils mit Blendung und Verbannung gestraft.
787. Am 17. September war eine Sonnenfinsternis. Karl zog mit seinem Heere nach Benevent und kam nach Capua. Grimalt, der Sohn des Aragis, des Herzogs von Benevent, wurde dem König als Geisel gegeben. Hruodtrud, die Tochter des Königs, wird dem Kaiser Konstantin vermählt.
788. Der Bayernherzog Tassilo erscheint in der Pfalz zu Ingelheim vor Karl, wird vieler Meineide und Treulosigkeiten überführt und abgesetzt. Das Heer der Griechen wird von Franken, Langobarden und Beneventanern in einer Schlacht besiegt, ebenso werden die Avaren an der Grenze Bayerns und Italiens von den Heeren des Königs geschlagen.
789. Karl zieht durch Sachsen und kommt zur Elbe. In seinem Heere waren Franken, Sachsen, Sorben und Obotriten, deren Häuptling Witzan hieß, auch Friesen, die auf der Havel mit Schiffen kamen. Karl ließ zwei Brücken bauen, deren eine er auf beiden Seiten durch Brückenköpfe schützte, rückte in das Land der Slaven ein, die Wilzen genannt werden, besiegte sie in großen Schlachten und unterwarf sie seiner Herrschaft.
790. Dieses Jahr, das von Kriegszügen frei war, verbrachte der König in Worms.

791. Die Pfalz in Worms brannte ab. Karl, gereizt durch die vielen Plünderungen und Metzeleien, welche die Hunnen an den Christen verübt hatten, sammelt ein Heer in Bayern an der Enns und nachdem er mit dem ganzen Volk dreitägige Fasten und Gebete gehalten, teilt er das Heer. Er selbst mit den Franken, Alemanen und Bayern zieht südlich der Donau über Kumberg, die Sachsen und Thüringer mit einem Teil der Franken am Nordufer entlang. Die Friesen fahren auf dem Fluß. Er dringt in Pannonien ein, die Hunnen fliehen erschreckt, ihr ganzes Land bis zur Raab wird mit Feuer und Schwert verwüstet.
792. ... Eine Verschwörung Pippins gegen seinen Vater, die in Bayern angezettelt wurde, wird rasch entdeckt und unterdrückt, die Anstifter werden teils mit dem Tode, teils durch Blendung gestraft. Über die Donau wird eine Schiffbrücke geschlagen.
793. Der König läßt einen Graben ziehen zwischen der Altmühl und der Rednitz. Im Gotenlande wird eine Schlacht geschlagen zwischen Sarazenen und Franken. Die Sarazenen bleiben Sieger. Die Sachsen fallen nach ihrer Art ab.
794. In Frankfurt wurde eine Synode gehalten, bei welcher die Felicianische Ketzerei von den Bischöfen Germaniens, Galliens und Italiens im Beisein des großen Fürsten Karl und der Abgesandten des Papstes Hadrian, der Bischöfe Theophilaktus und Stephanus, zum dritten Male verurteilt und der Verurteilung die Bekräftigung gegeben wurde. Die Königin Fastrada stirbt und wird in Mainz bei St. Alban beigesetzt. Die im Sendfeld (Heide bei Paderborn) vereinigten Sachsen werden von Karl unterworfen und jeder dritte Mann abgeführt. Zu dieser Zeit leuchtete Alchwin mit dem Beinamen Albinus durch Heiligkeit und Weisheit hervor.
795. Karl gelangt mit einem großen Heere, das Sachsenland verwüstend, nach Lüne, wo der Obotritenhäuptling Witzan, als er zum König ziehen will, von den Sachsen getötet wird. Hier versprach Tudun, der im Volke der Hunnen große Macht besaß, durch seine Gesandten, sich und sein Land mit dem Volke, das er beherrschte, dem König zu unterwerfen und das Christentum anzunehmen. Der König kehrt, nachdem die Sachsen sich unterworfen und Geiseln gestellt haben, nach Frankreich zurück.
796. Nach dem Tode des Papstes Hadrian folgt der Papst Leo. Die Hunnenfürsten Kagan und Jugurre werden in einem Bürgerkrieg getötet. Das Hunnenlager, das als Ring bezeichnet wird, besetzte zuerst Erich, der Herzog von Friaul, und dann Karls Sohn Pippin. Die dort aufgehäuften Schätze der Hunnen werden fortgeführt und zu Karl nach der Pfalz in Aachen gebracht. Tudun kommt mit seinem Gefolge zum König, läßt sich gemäß seinem Versprechen taufen und wird ehrenvoll entlassen. Sachsen wird aufs neue vom König verwüstet.
797. ... Karl unternimmt einen Feldzug gegen die Sachsen und durchzieht das ganze Land bis Hadeln, das am Ufer des Meeres liegt. Nachdem das Volk sich unterworfen und Geiseln gestellt, kehrt er nach Aachen zurück.

798. Karl überwintert mit seinem Heere zu Herstelle im Sachsenland. Die Sachsen jenseits der Elbe empören sich und ergreifen die Gesandten des Königs, die bei ihnen Gericht halten sollten, einige töten sie, andere behalten sie zurück, um sie gegen Lösegeld freizugeben. Einzelne entfliehen, die anderen werden ausgelöst. Als dies der König hört, ergreift er gegen die Abtrünnigen die Waffen, verwüstet ganz Sachsen zwischen Elbe und Weser, besiegt die jenseits der Elbe wohnenden Sachsen durch seinen Feldobersten Eburis und den Obotritenherzog Thrasucho. Viertausend fallen in der Schlacht, die andern bitten um Frieden. Karl erhält von ihnen Geiseln und kehrt nach Aachen zurück...

799. Der Papst Leo wird vorm Himmelfahrtstage von den Römern geblendet und ihm die Zunge abgeschnitten. Er wird durch den Abt Wirund und den Herzog Winigis von Spoleto befreit und zu Karl ins Sachsenland nach Paderborn geführt... Gerold, der Statthalter von Bayern, fällt im Kampfe gegen die Hunnen. Erich wird bei Tersat von den Bürgern verfolgt und getötet.

800. ... Der König reist des Papstes Leo wegen nach Rom und verbringt dort den Winter. Papst Leo, als in der gegen ihn angestellten Untersuchung niemand sein Anwalt sein will, steigt auf den Schemel St. Petri, legt sich das Evangelium aufs Haupt und reinigt sich vor allem Volk unter Anrufung der heiligen Dreifaltigkeit von dem ihm vorgeworfenen Verbrechen.

801. Am Weihnachtstage, als der König in der Peterskirche vom Gebet aufstand, setzte ihm der Papst Leo die Krone aufs Haupt und das ganze römische Volk rief ihm zu: Karl, dem von Gott gekrönten, großen, friedenbringenden Kaiser der Römer Heil und Sieg! Und nach den Lobgesängen wurde er nach der Sitte der Alten von dem Volke angebetet und nicht mehr Statthalter, sondern Kaiser und Majestät genannt. Einige Tage später ließ er die Männer, die den Papst abgesetzt hatten, greifen und ihnen den Prozeß machen, sie wurden nach dem römischen Gesetz als Majestätsverbrecher zum Tode verurteilt. Der Papst legte beim Kaiser Fürbitte für sie ein, und das Leben und die heilen Glieder wurden ihnen gelassen. Wegen der Schwere ihrer Vergehung aber wurden sie in die Verbannung geschickt.

Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen

Druck von Radelli & Hille in Leipzig

F. W. Schaafhausen

Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen

1. Band. Von der Antike bis zum Zeitalter der romanischen Dome

Mit etwa 24 Tafeln. Geheftet etwa 10.–, in Leinen etwa 12.50

Das zweibändige Werk dient weniger dem Wissen um geschichtliche Tatsachen, als der Erkenntnis der Bedingtheiten des deutschen Christentums. Es zeigt im ersten Band den Vorgang einer langsam fortschreitenden Aufnahme und inneren Verarbeitung des westlich-römischen Christentums, nachdem mit den Goten der Arianismus des östlich-kosmischen Christentums untergegangen war. Bis schließlich aus dem deutschen Leben die ersten christlichen Äußerungen durchaus originalen Gepräges in dem 12. Jahrhundert aufklingen.

Das einleitende Kapitel führt den Leser kurz und prägnant in die geistigen Strömungen der Antike und in die Entstehung des Urchristentums. Entsprechend der seelischen Differenzierung der Antike sowohl wie der östlichen und westlichen Seele entwickelt sich am Mittelmeer das östliche Christentum zur Religion des inneren kosmischen Christus und das römische Christentum zur rechtlichen autoritativen Lehre mit dem Gnadenschatz der Kirche, der priesterlichen Hierarchie und dem Christus als Weltenrichter. Die Geschlossenheit und Tiefe dieser Lehre empfängt die päpstliche Kirche durch Augustin.

Demgegenüber tritt die Schilderung des germanischen Volkstums in seinem Weltbild, sozialen Ordnungen und den Staatengründungen der Wanderungszeit. Durch den Bund des fränkischen Staates mit der Kirche, durch die irische Mission und später durch Bonifatius berühren sich beide Mächte. Die endgültige Vereinigung von Christentum und germanischer Volksseele geschieht durch das Konzil von 869, das der Arbeit der neuen Christen an den Stoffen der Lehre und der mit ihr kommenden antiken Bildung die Bahn weist.

Nach einer mehrere hundert Jahre umfassenden Epoche autoritativer Leitung tauchen die ersten originalen Leistungen auf. In den Massen beginnt eine tiefere Religiosität sich zu regen, die sich — von der Kirche unbefriedigt — der Ketzerbewegung zuwendet und in den Kreuzzügen auslebt. Das Denken bringt seine ersten freien Köpfe hervor, es entsteht im Mariendienst ein neuer Kult. Das alles findet seinen Ausdruck in der Kunst und ihrem Wandel von den ersten erdschweren romanischen Bauten bis zur werdenden vergeistigenden Gotik. Diese Revolution im Seelenleben unterhöhlt die unter Karl dem Großen geschaffene Weltordnung, so daß ein offener Kampf zwischen Kaiser und Papst ausbricht, dessen Ende jenseits des Rahmens der Darstellung dieses Bandes liegt, wenn auch sein Ausgang nicht zweifelhaft sein kann: die europäische Persönlichkeit, die aus der Verbindung zwischen Germanentum und Christentum eines Tages hervorgehen muß, tut ihre ersten schüchternen Schritte, und schon ist der Weltbau, wie er aus anderen Voraussetzungen geformt wurde, im Wanken. Was wird weiter geschehen? Wie werden die Menschen aussehen, die diese neuen Keime zur Blüte bringen? Und wie wird die Welt aussehen, die nach diesen neuen Bedürfnissen gebaut werden wird?

Der zweite Band, der das Mittelalter von 1200 bis zur Reformation behandelt, erscheint innerhalb eines Jahres. Er behandelt die Staufenzeit, die Ritterorden, Städtebünde, die neuen sozialen Zustände und die Fortbildung des religiösen Lebens in den Formen der Gotik mit den darnach folgenden Umschichtungen bis zu Luther und Paracelsus.

